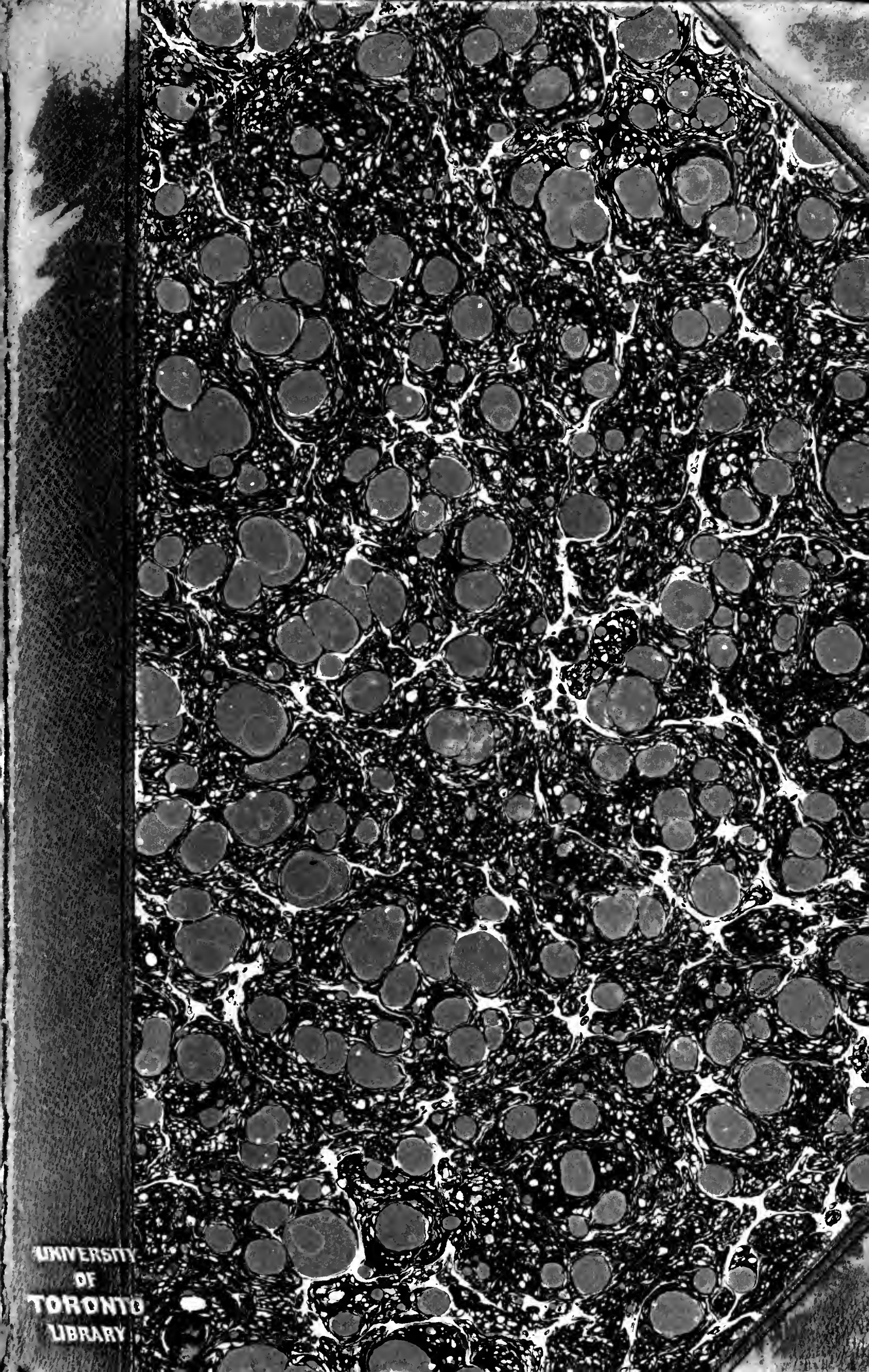
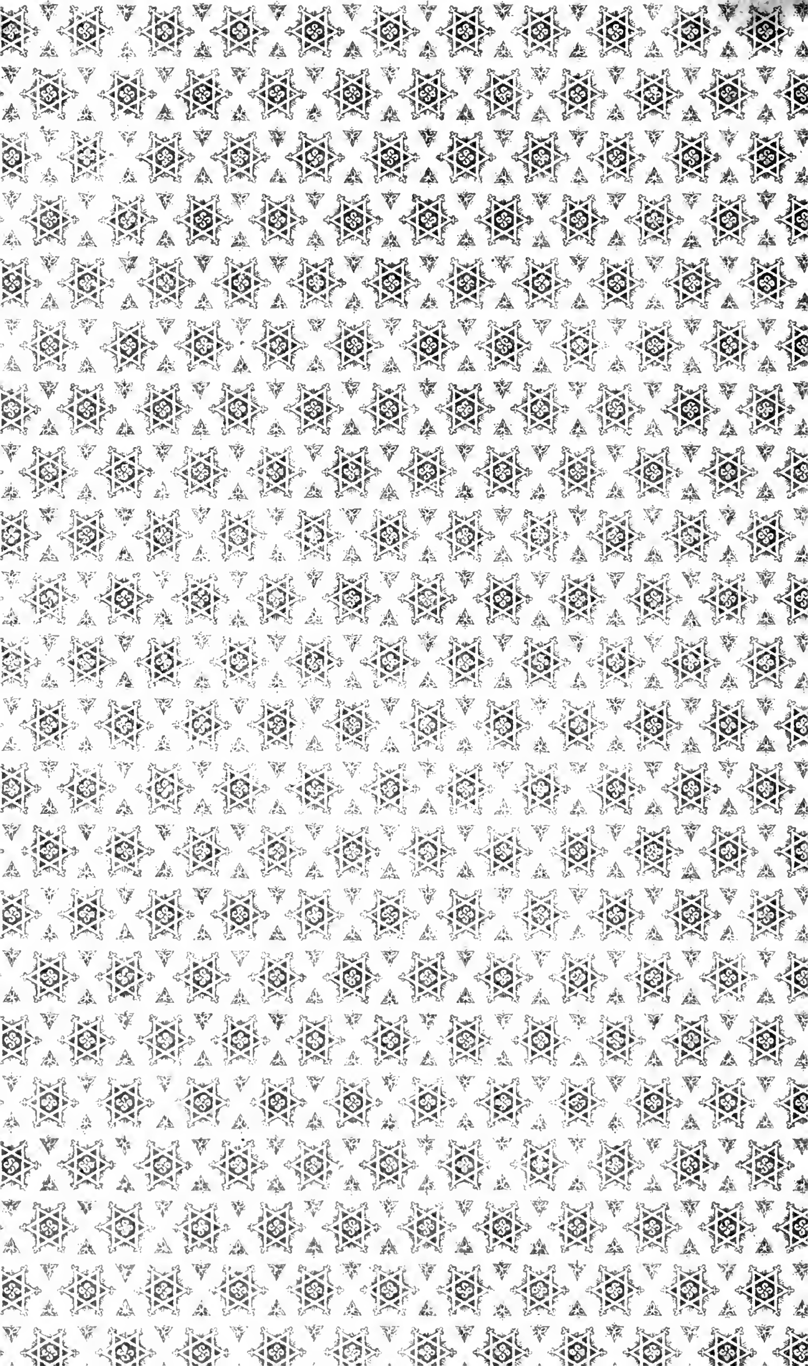
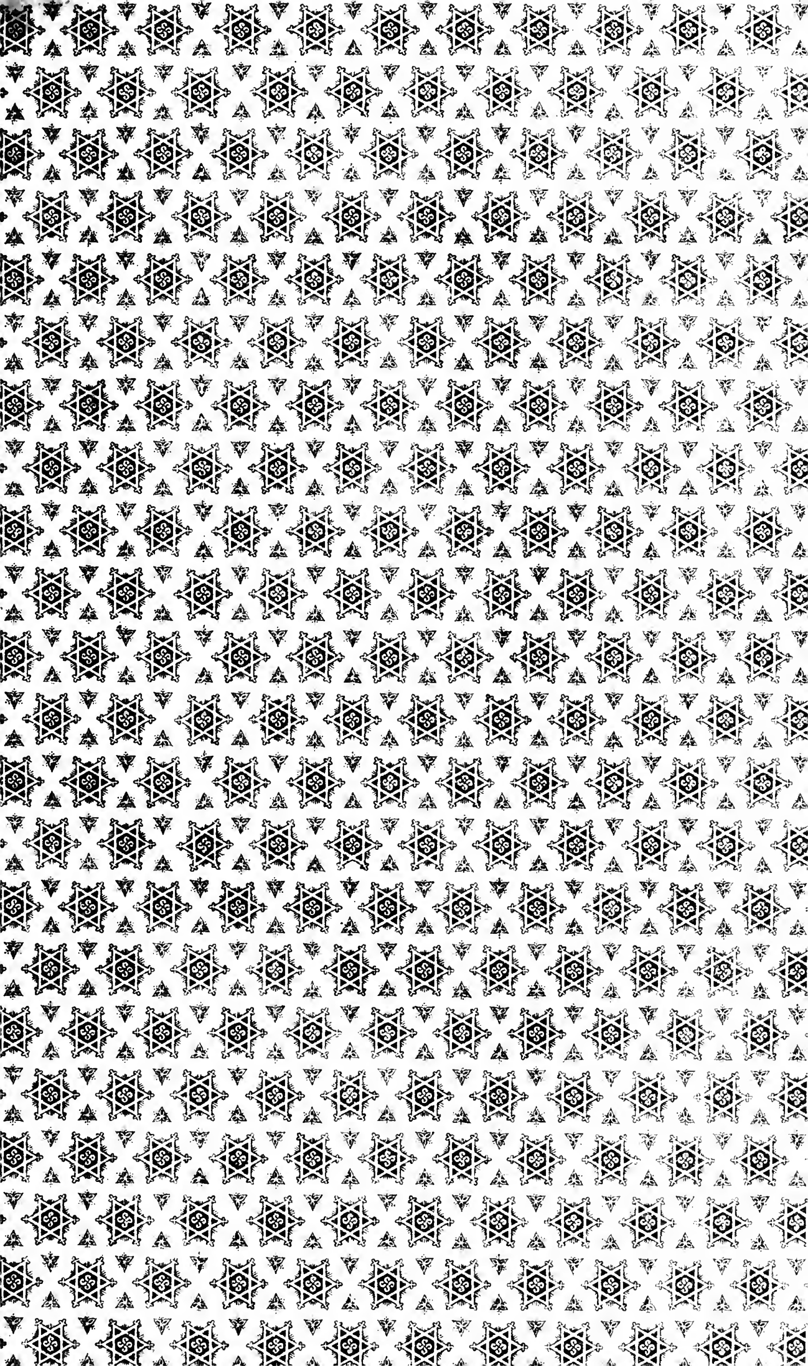

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Göthe.

Sein Leben und seine Werke.

Dritter Band.



Göthe.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

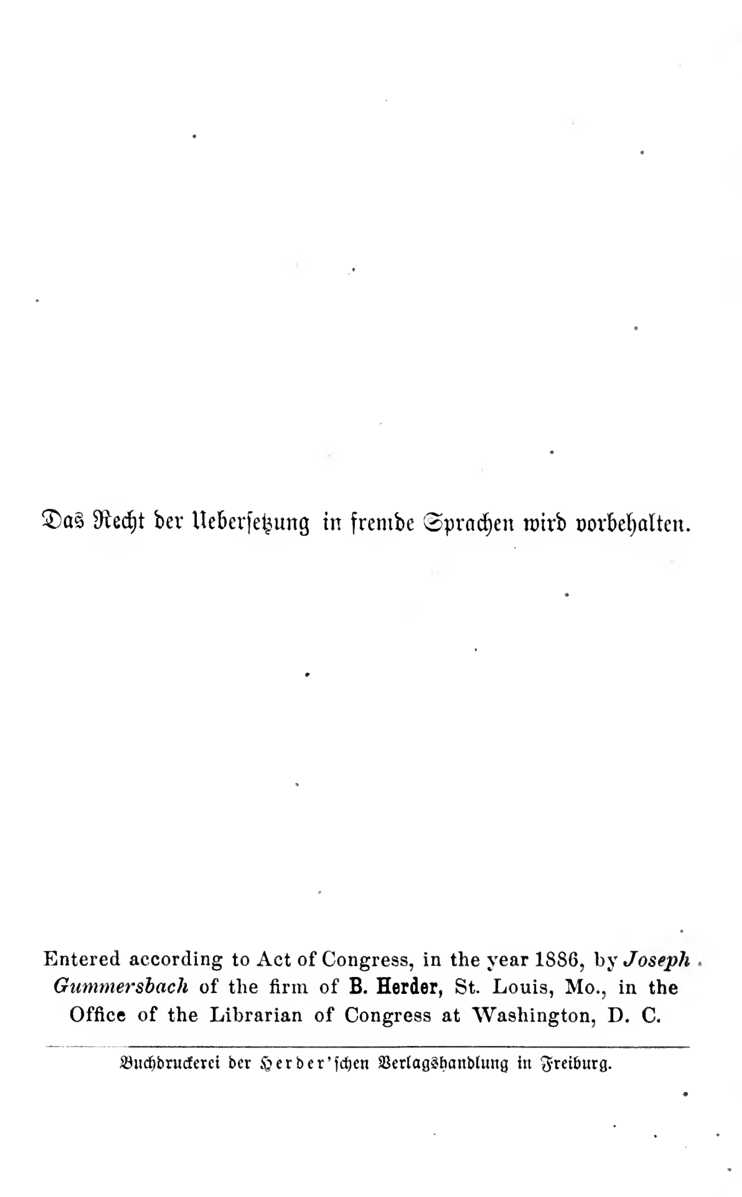
Dritter Band.

Deutschlands Nothjahre. Der alte Göthe. Faust.

(Von 1806 bis 1832.)

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1886.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Fünftes Buch: Deutschlands Nothjahre.
(1806—1815.)

1. Göthe's Hochzeit. (1806.)

2. Göthe vor Napoleon. (1808.)

3. Die Wahlverwandtschaften. (1807—1810.)

4. Die Farbenlehre. (1808—1810.)

Sechstes Buch: Der alte Göthe. (1810—1832.)

1. Göthe und Sulpiz Boisserée. (1810—1820.)

2. Die ideale Weimarerbühne und der Hund des Aubry. (1805—1817.)

3. Der letzte Liebesroman. (1822—1824.)

4. Der Alte von Weimar. (1815—1830.)

5. Wilhelm Meisters Wanderjahre. (1807—1828.)

6. Letzte Lebensjahre. Tod. (1827—1832.)

Siebentes Buch: Faust. (1771—1831.)

1. Die Faustsage.

Schlußwort.



Fünftes Buch.

Deutschlands Nothjahre.

1806—1815.

„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll Dich Chisers Quell verjüngen.“

Göthe. Divan.



1. Göthe's Hochzeit.

1806.

„Die Schiller hat wenig verloren, Göthe gar nichts; er hat den Augereau bei sich gehabt, und während der Plünderung hat er sich mit seiner Mätresse öffentlich in der Kirche trauen lassen, und war dieß die letzte kirchliche Handlung; denn all unsere Kirchen sind nun Lazarethe und Magazine."
Charlotte v. Stein an ihren Sohn Fritz.

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände."
Göthe, Zahme Xenien.

Wie Schiller vorausgeahnt, sollte Göthe schließlich doch noch heirathen. Es war keine fröhliche Hochzeit. Herder und Schiller waren schon zu Grabe gestiegen; Fritsch und Schmidt, die alten Geheimräthe, ebenfalls. Corona Schröter, die Blume der Genieperiode, war todt. Charlotte von Stein führte als Wittwe ihr Hündchen, den kleinen Lolo, spazieren [1]. Herzogin Anna Amalia und Wieland waren greise Ueberreste einer entschwundenen Zeit. Mit dem Erbprinzen und seiner Großfürstin war schon eine neue Generation in die Nähe des fürstlichen Thrones getreten. Göthe selbst, der Bräutigam, stand im 58. Jahre, Christiane Vulpius, die Braut, im 42. Zur Vorfeier der Hochzeit donnerten die

[1] Als Lolo (auch Loulou) im Herbst 1807 crepirte, ließ sie ihm ein Grabsteinchen machen mit der Inschrift: Have anima, „wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu setzen pflegten, und heißt: Ruhe wohl, Seelchen." Charlotte von Schiller. II. 352.

Kanonen der Franzosen von Jena herüber und verkündigten Deutschlands tiefste Erniedrigung.

Was zwischen Schillers Tod (9. Mai 1805) und Göthe's Hochzeit (19. October 1806) liegt, ist bald erzählt, wenn man ihn nicht als einen Gott auffaßt, dessen gewöhnlichste Lebensregung schon für die ganze Welt von entscheidender Bedeutung war.

An Dichtung kam nichts Nennenswerthes zu Stande. Aus der Bühnenbearbeitung des mißglückten „Götz" wurden in der „Zeitung für die elegante Welt" ein paar Bruchstücke, sowie ein „Bericht über die Aufführung desselben auf dem Weimarischen Hoftheater" mitgetheilt, der Epilog zu Schillers „Glocke" im „Taschenbuch für Damen" gedruckt. Bei Göschen erschien „Rameau's Neffe" von Diderot, bei Cotta eine Schrift mit dem Titel „Winckelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Göthe" [1].

Den Grundstock der letzteren Schrift bildeten 27 Briefe Winckelmanns an seinen Freund Berendis, welche durch die Herzogin Anna Amalia in Göthe's Hand gekommen waren. Göthe schrieb dazu eine Widmung, eine Vorrede, dann ein allgemeines Vorwort zu dem „Entwurf einer Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts" nebst einer kurzen Biographie von Berendis, eine „Schilderung Winckelmanns" und endlich noch „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns" nach der allgemein menschlichen Seite hin. Meyer mußte dann den „eingeleiteten" Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts und Skizzen über Winckelmanns künstlerische Entwicklung liefern, während der Philologe F. A. Wolf in Halle die Artigkeit hatte, einige Skizzen über Winckelmanns wissenschaftliche Entwicklung hinzuzufügen [2].

---

[1] S. L. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. 1884. S. 59—62.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 183—229. Höchst merkwürdig ist, daß Herder schon 28 Jahre zuvor, als Göthe noch die lustige Person der Liebhaberbühne von Weimar war, die Bedeutung Winckelmanns weit tiefer und umfassender dargelegt hatte, als Göthe in diesen Einleitungen und Skizzen. Seine Schrift „Denkmal Johann

Die aus so verschiedenen Bruchstücken zusammengewürfelte Sammelschrift der sogen. „Weimarer Kunstfreunde" hatte den Zweck, Göthe's antikisirende Kunstrichtung gegen die durch die Romantik angeregten christlichen und deutschen Kunstanschauungen festzuhalten und zu vertheidigen. Denn seine Richtung hatte bereits einen harten Stoß erlitten. Nach sieben Kunstausstellungen in Weimar war sie beim Publikum noch immer nicht zu Gunst und Einfluß gelangt. „Die Romantik hatte gesiegt; der Alte zog sich grollend in seine Zelle zurück."[1] Göthe sah sich genöthigt, weitere Ausstellungen aufzugeben, beschloß aber mit seinen wenigen Getreuen, den einmal eingeschlagenen Weg „recht still, aber auch recht eigensinnig zu verfolgen". Den eigentlichen Kern seiner Richtung hat er trefflich selbst gekennzeichnet, indem er Meyer bemerkte: „Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christenthum."[2]

Winckelmanns" wurde 1778 auf ein das Jahr zuvor ergangenes Preisausschreiben der Alterthumsgesellschaft in Kassel dem Ausschuß dieser Gesellschaft eingereicht, aber weil deutsch, nicht französisch geschrieben, ungekrönt bei Seite gelegt und erst ein Jahrhundert später durch Dr. A. Duncker (Kassel, Kay, 1882) veröffentlicht. Sie erläutert trefflich die ungeheure Aufgabe, die Winckelmann sich gestellt, die Vorzüge dessen, was er geleistet, aber auch den verhängnißvollen Mißgriff, den er begangen, die griechische Kunst nicht genugsam als ein Glied der allgemeinen Kunstgeschichte überhaupt, mit gerechter Würdigung der früheren und späteren Kunstentwicklung aufzufassen, woraus sich dann eine maßlose Ueberschätzung der griechischen Kunst und andere Fehlgriffe nothwendig ergaben. S. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst. 1882. Beiblatt Nr. 6 u. 8. Winckelmann ist „der Begründer der modernen Kunstwissenschaft" (F. X. Kraus, Tabellen zur Kunstgesch. Freib. 1880. S. 235), aber auch ihrer einseitigen Richtung zum Hellenismus. — Vgl. M. Carrière, Die Kunst u. s. w. V. 203 ff. — Lemcke, Aesthetik. 1879. S. 21.

[1] L. von Urlichs, Göthe und die Antike. Göthe-Jahrbuch. III. 20.

[2] Alph. Dürr, Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Göthe (v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. 1885. S. 64 ff.).

Dabei hatten sie aber das Unglück, weder die alte Kunst, noch die Renaissance gründlich zu kennen, Künstler der Spätzeit gegen eigentlich classische Meister weit zu erheben und einen Mengs sogar neben, ja fast über Raphael zu stellen. Meyers „Entwurf" ist durch die neuere Kunstgeschichte längst überholt, wenn er auch im Allgemeinen mehr Wissen und Urtheil bewährt als Göthe [1].

Die Charakteristik, welche Göthe von Winckelmann gibt, ist, zum großen Schaden der objectiven Wahrheit und Lebendigkeit [2], nicht in einfachem, klarem Erzählungsstil gehalten, sondern in hochtrabendem, akademischem Pathos, wie die Leichenrede auf einen entschlummerten Professor. Ganz ausgeführt ist dieselbe nicht. Man hat noch die Schablonen vor sich, nach denen Göthe sie ordnete: „Eintritt. — Antikes. — Heidnisches. — Freundschaft. — Schönheit. — Katholicismus. — Gewahrwerden griechischer Kunst. — Rom. — Mengs" u. s. w. Die spärlichen Thatsachen und concreten Züge der Wirklichkeit sind durchspickt von allgemeinen Betrachtungen, ästhetischen Weisheitssprüchen, Selbstbekenntnissen, mit der sichtbarlich durchblickenden Ueberzeugung, daß der große Todte durch seinen Lobredner, wenn nicht überholt, so doch ersetzt ist. Um sich mit Winckelmann bis zu einem gewissen Grade identificiren zu können, macht Göthe einen vollständigen Heiden aus ihm — und, da es nicht anders geht, auch — einen Heuchler [3].

---

[1] Dieser schwor nicht höher, als auf *seinen* Meyer. Er fand in ihm „eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden" (Gespräche mit Eckermann. I. 149) und nannte seine Kunstgeschichte „ein ewiges Werk" (ebds. I. 235); Peter Cornelius dagegen nannte Meyer einfach einen „Schwätzer".

[2] Von den 1781 veröffentlichten Briefen Winckelmanns an „einen seiner vertrautesten Freunde" sagte Göthe: „So sind, um nur einiger größerer Sammlungen Winckelmann'scher Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Dokumente ... *wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können.*" *Göthe's* Werke [Hempel]. XXVIII. 194.

[3] *Göthe's* Werke [Hempel]. XXVIII. 204—206.

Das Musterbild eines Convertiten war Winckelmann gewiß nicht. Was ihn auf den Weg nach Rom führte, war seine grenzenlose Begeisterung für die antike Kunst. Zwei Monate nach seiner Conversion klagt er in einem Briefe, daß er sein Ziel, das Studium der römischen Kunstschätze, nicht erreichen könne, „ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden" [1]. Zahlreiche Briefe bezeugen den verworrenen Seelenzustand, in welchem er zur Kirche zurücktrat und vielleicht Jahre lang blieb. Er schwärmte wie vorher für die Antike. Aber er erfüllte doch immerhin die dringendsten äußeren Obliegenheiten eines Katholiken. Das katholische Rom mit seinem Papst, seinen Cardinälen, seinen Prälaten ward ihm allmählich eine zweite Heimath. Er fand da, was er suchte: „Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von dem hohen Charakter, wie sie die Griechen gebildet haben, Leute von Wahrheit, Redlichkeit und Großheit, eine Freiheit, gegen welche die in anderen Staaten und Republiken nur ein Schatten ist" [2], und endlich sein Glück: „In mir selbst bin ich glücklich und zufrieden, welchen Zustand ich mit keinem Menschen vertauschen wollte" [3]. Als ein gewaltsamer Tod unerwartet seinem Leben ein Ende machte und den Heuchler entlarven mußte, wenn er einer war, empfing er mit voller Andacht die heiligen Sacramente, verzieh seinem Mörder, stiftete 20 Zechinen für ein Armenhaus und 10 Scudi, um für seine Seelenruhe Messen lesen zu lassen [4]. Er starb als gläubiger Katholik, und das macht den Rückschluß möglich, daß seine Liebe zum altheidnischen Rom schon vorher eine fromme Verehrung für das christliche Rom herbeigeführt hatte. Er war kein Heuchler, wie Göthe ihn sich dachte.

Auch ein „Kunstheide" im Sinne Göthe's war Winckelmann nicht. Er war kein Genußmensch, kein Erotiker, kein Schwärmer für Properz und Ovid, er war ein unendlich fleißiger, strebsamer

---

[1] Bischof Räß, Die Convertiten seit der Reformation. Freiburg 1871. X. 182.

[2] Ebds. S. 188. [3] Ebds. S. 199. [4] Ebds. S. 213.

Gelehrter, der seine Thätigkeit mit unermüdlichem Ernst auf ein großes Ziel gerichtet hielt. „Das antiquarische Studium galt für die edelste, von den Gelehrten und Gebildeten Italiens in jedem Stande mit einer Art patriotischer Leidenschaft getriebene Beschäftigung.“ [1] Das war seine Leidenschaft, sein Studium und zugleich seine Erholung. Er brachte aus dem Norden reiche philologische Kenntnisse und die Lust mit, über das gesammelte Detail zu philosophiren; aber gegen Kirche und Christenthum war sein Studium nicht im mindesten gerichtet. Papst Benedict XIV. ließ sich aus seinen Monumenti inediti vorlesen, und Cardinal Albani blieb sein Freund auf Lebenszeit. Das päpstliche Rom war nie der Feind antiker Kunst und Bildung, soweit dieselbe der christlichen Gesittung wirklich dienen konnte, nur jener heidnischen Lebensanschauungen, welche in Rom und Griechenland selbst den Verfall der Kunst herbeigeführt haben. Als Freund und Genosse hochkirchlicher Kreise hat Winckelmann die alte Kunst weit eingehender und umfassender kennen gelernt, als Göthe es je erreichte; er ist, was dieser nur zu werden wünschte, wirklich geworden: der Begründer der neueren Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte, soweit sie das classische Alterthum betrifft.

Göthe hat deßhalb nicht bloß der Kirche, sondern auch Winckelmann Unrecht angethan, indem er ihn zu seinem eigenen Vorläufer, zum Propheten einer Richtung zu stempeln versuchte, welche die alte Kunst an die Stelle der christlichen Religion setzte, indem er Convertiten mit „Renegaten“ und „geschiedenen Frauen“ wegen ihres interessanten „Wildpretgeschmacks“ spöttisch auf Eine Linie stellte [2], und indem er endlich das Verdienst um die Wiederbelebung des antiken Kunstverständnisses von Winckelmann und seinen römischen Gönnern auf die „Weimarischen Kunstfreunde“, von Rom auf Weimar übertrug [3].

---

[1] Rob. Zimmermann, Winckelmann, in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst. VIII. 148.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 205.

[3] Knebel gratulirte zu der Veröffentlichung der Briefe; sie sei

Neben „Rameau's Neffe" und „Winckelmann" veröffentlichte Göthe in den Jahren 1805 und 1806 nichts Neues als einige Recensionen in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung". Vier Bände seiner „Werke", die nunmehr bei Cotta erschienen, riefen seine früheren productiven Jahre zurück, während der Dichter selbst an seiner Farbenlehre redigirte, an Polygnots Gemälden herumkramte, neben ein paar werthvollen Schriften auch herzlich unbedeutende recensirte und als galanter Patron und Gönner die schriftstellernden Damen einlud, sich ihre Romane von ihm corrigiren zu lassen:

„Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen, herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte!" [1]

Hatte sich doch eine dieser Damen erkühnt, gegen Naturphilosophie und gegen den „Wilhelm Meister" zu schreiben, die andere aber ältere Dichter: Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson und Hölty, mit gar zu viel Enthusiasmus genannt [2]. Das konnte Göthe niemals leiden. „Des Knaben Wunderhorn" dagegen empfahl er mit größter Wärme, charakterisirte jedes Gedicht in ein paar Zeilen, weil er glaubte, daß das „wohl einige Sensation" machen werde, lehnte jede eigentliche Kritik ab, stellte sogar die Competenz einer Kritik in Frage, glaubte aber doch die Sammler für die Fortsetzung „vor allem Pfäffischen und Pedantischen" höchlich verwarnen zu müssen [3].

---

sehr zeitgemäß, um „nämlich die Albernheit des Katholicismus eben nicht durch Winckelmanns Ueberzeugung zu beschönen". Guhrauer. I. 265. Die Albernheit stak anderswo.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 379.

[2] Ebds. 378. 379. [3] Ebds. 384—398.

Wie vorsichtig Göthe selbst in seiner literarischer Thätigkeit jetzt mit dem Publikum rechnete und wie er seine eigene Stellung in der Literatur auffaßte, bezeichnet sehr gut eine Mahnung, welche an die Schriftstellerin Eleutherie Holberg (pseudonym für die Frau des Theologen Paulus) gerichet ist:

„Daß aber der Verfasser (d. h. die Verfasserin) Göthens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, so hätte doch der Verfasser sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt, und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt.“ [1]

In den sehr wenigen und kurzen Recensionen dieser Zeit zeigt sich Göthe überhaupt nicht als strengen, scharfen Kritiker, sondern als vornehmen, geistreichen Herrn, der seine Gegner ignorirt, sich darbietende Schützlinge geistreich lobt und ermuthigt, andere an sich zu ziehen sucht und die sich weiter entwickelnde Literatur und Literaturgeschichte schon zum Voraus unter seine Fittige nimmt. Wenn dann so ein Küchlein von literarischer Dame gegen seine Naturphilosophie zu piepen wagt, so pickt er höchstens ein wenig nach dem kleinen Wesen und sagt:

„Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken?“

Zur mannigfaltigen Abwechslung des gewöhnlichen Hof- und Geschäftslebens, zu Theaterdirection und Naturstudium, Kunstarchäologie und Literatur gesellten sich als Zuspeisen noch verschiedene Besuche, Reisen, Ausflüge.

Von alten Bekannten erschien im Juni 1805 Fritz Jacobi in Weimar; doch Göthe, der Mann des „unendlichen Fortschritts“, hing wenig an der Vergangenheit, sondern lebte mit der jungen

---

[1] Ebds. 378.

Gegenwart weiter. Jacobi konnte sich in seine Poesie nicht finden, er nicht in Jacobi's philosophische Sprache; sie begnügten sich also, „den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen" und im Allgemeinen vom beiderseitigen Thun und Lassen Kenntniß zu nehmen. Sehr innig schloß sich Göthe dagegen an den Philologen Friedrich August Wolf an, mit welchem er einst in der Xenienperiode wegen Herders Homer fast in peinliche Händel gerathen wäre. Alles legte sich in schöne, griechische Falten [1]. Göthe nahm Wolfs Hypothese über den Ursprung der homerischen Gedichte an, und Wolf lieh seinen nicht zu verachtenden Beistand, um Göthe's wankenden Kunst-Hellenismus zu stützen. Während die Schillerfeier zu Lauchstädt vorbereitet wurde, erwiederte Göthe den Besuch Wolfs in Halle und that ihm sogar die Ehre an, einer Vorlesung beizuwohnen. Sehr willkommen war es ihm, daß Dr. Gall eben an der Universität seine Vorlesungen eröffnete. Er besuchte dieselben fleißig und freute sich, daß sie zu seinen eigenen osteologischen Anschauungen ziemlich stimmten; der berühmte Kraniologe aber fand aus der Untersuchung von Göthe's Schädel richtig heraus, daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei und nicht den Mund aufthun könne, ohne einen Tropus zu sprechen. Das Letztere hatten Andere auch schon gefunden, ohne gerade die Hügel und Thäler seiner Hirnschale zu befühlen.

Mit Wolf reiste Göthe nach Helmstedt, der braunschweigischen Landesuniversität, nach Halberstadt, in den Harz. Ueberall glichen

---

[1] Das Verhältniß zu Wolf, die beiderseitigen Besuche und die gemeinschaftliche Reise hat Göthe weitläufig beschrieben (Tag- und Jahreshefte. 1805), indem er Wolf sofort an die durch Schiller erledigte „Freundes"-Stelle treten läßt. Tiefes Gefühl verräth das nicht, aber kluge Berechnung; denn in Wolf zog er die deutsche Philologie huldigend an seine Seite, um später die Huldigung mit Zinsen und Zinseszinsen wieder an sich zu bringen. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 116 ff. — M. Bernays, Göthe's Briefe an Fr. August Wolf. Berlin 1868. — Lothholz, G., Das Verhältniß Wolfs und W. von Humboldts zu Göthe. Wernigerode 1863.

sich alte Abneigungen aus, überall wurden neue Freundschaften angeknüpft, alte erneuert, größere oder kleinere Ovationen in Empfang genommen. Die glänzendste erfolgte an einer großen Abendtafel zu Helmstedt, bei welcher die Universitätsprofessoren sowohl den Erklärer des Homer, als den neuen Homer von schöner Hand mit einem Lorbeerkranz bekrönen ließen. Göthe bezahlte den Kranz mit einem Kuß, Wolf dagegen wollte weder Kranz noch Kuß. Der Göthe-Cultus blühte munter auf. Die Damen fanden den Gefeierten höchst liebenswürdig, die Gelehrten wußte er mit seiner allseitigen Wißbegier zu gewinnen.

Wolf war ebenso wie Göthe dem Christenthum völlig abgewandt. Das Neue Testament ist nach ihm nichts weiter „als griechische Moral, vermischt mit jüdischen Vorstellungen“[1]. Als das Hauptziel der humanistischen Bildung und damit aller Bildung überhaupt betrachtete er die Ablösung des griechischen Elements von allen jüdischen, d. h. christlichen Zusätzen und eine völlige Rückkehr zur griechischen Cultur. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Grundanschauung völlig eins mit Göthe, schwärmte er zeitweilig für ihn wie für einen Abgott und legte ihm in einer Dedication seine ganze Philologie und Pädagogik zu Füßen:

„Ihr Wort und Ansehen, Würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen, nach so manchen Verbildungen, stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrags: wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde

[1] J. F. J. Arnold, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen. Braunschweig 1861—1862. II. 395.

ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauch daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Kultus der begeisternden Götter einzugehen."

Wie Paulsen [1] bemerkt, war Wolfs Streben auf nichts Geringeres gerichtet, als an die Stelle des Christenthums „eine neue Religion" zu setzen und nach dieser den ganzen Plan des gelehrten Unterrichts umzugestalten. Mochte sich auch später seine freundschaftliche Beziehung zu Göthe etwas lockern, so hat er doch in verhängnißvollster Weise mit ihm zusammengewirkt, christlichen Geist und christlichen Glauben aus den philologisch-humanistischen Kreisen des neueren Deutschland zu verdrängen.

Den Winter über kamen hauptsächlich die Naturwissenschaften und das Theater zu Ehren. Da Göthe dem Theater seit der „Natürlichen Tochter" nichts Neues mehr zu bieten hatte, hatte er schon von 1803 an begonnen, außer dem „Götz", „Iphigenie" und „Tasso" auch seine armseligen Jugenddramen aus der Mappe hervorzuziehen und neben Schillers Meisterwerken aufführen zu lassen. Geändert wurde wenig daran; denn der geniale Mann des „unendlichen Fortschritts" war entsetzlich unproductiv geworden. In der „Stella" mußte natürlich die schwärmerische Doppelliebschaft stehen bleiben, worauf das Stück beruhte; um aber der „Moral" besser zu entsprechen, heirathete Fernando die beiden Weiber nicht mehr, sondern mußte sich erschießen, während Stella sich vergiftete. Von Schillers Dramatik zu solchem „Quark" — war ein Rückschritt um 30 Jahre; aber etwas Neues von Göthe mußte doch erscheinen, um den Glauben an ihn aufrecht zu erhalten, und so machte er das Alte zum Neuen. Nicht bloß die schwachen Stückchen der Geniezeit, wie „Die Geschwister" und „Jery und Bätely", auch „Die Mitschuldigen" und „Die Laune des Verliebten", diese schülerhaften Hervorbringungen der Leipziger Rococo-Zeit, kamen im hellen 19. Jahrhundert auf die Bühne

---

[1] Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Berlin 1885. S. 538.

von Weimar und wurden applaudirt[1]. Alle Aesthetik und alles Kunstgerede von zehn Jahren hatten den Geschmack unendlich wenig gehoben. Göthe selbst aber hing lange nicht so sehr an den großen idealen Zielen der Kunst, als an seiner eigenen kleinlichen Individualität mit all ihren gegenwärtigen Schwächen und früheren Jugendsünden.

Der lockere Student, der diese Dinge gedichtet, war indeß längst eine steife Excellenz geworden, von vielen Sorgen und Unterleibsleiden (besonders Nierenkolik) geplagt. Gegen Ende Juni 1806 mußte Göthe Karlsbad aufsuchen und ward daselbst fürder ein regelmäßiger Badegast. Bei „einer völligen Tagedieberei", wie er das Badeleben nennt, erholte er sich sichtlich, benützte seine Spaziergänge und Ausflüge zu mineralogischen Studien und knüpfte mit allerlei vornehmen Leuten Bekanntschaft an, unter Anderen mit dem Fürsten Heinrich XIII. von Reuß.

Schon das Jahr zuvor, während Göthe sich in Halle und Helmstedt feiern ließ, war mit der Coalition der große Weltsturm ausgebrochen. Das Vordringen Napoleons in Italien und sein Verlangen nach der italienischen Königskrone trieb die österreichischen Staatsmänner endlich zum Entschluß, sich schlagfertig zu machen. Vom Mincio und Po bis nach Pommern und Hannover sollten österreichische, russische und schwedische Truppen eine große Offensivlinie bilden, Russen und Engländer die Franzosen aus Neapel werfen. Um Mitte Juli ward der Plan in Wien berathen. Doch Napoleon kam allen Plänen der Coalition zuvor. Göthe war kaum wieder in seinem Weimar angelangt, als schon Bayern sein Bündniß mit Frankreich geschlossen hatte und eine französische Armee von 200 000 Mann auf Deutschland losmarschirte. Anfangs September wurden die diplomatischen

---

[1] 1804 kamen erst „Jery und Bätely", sowie „Die Geschwister" in's ständige Repertoir, dann 1805 „Die Mitschuldigen" und „Die Laune des Verliebten", 1806 die verbesserte „Stella" mit Gift und Pistole, 1807 der „Tasso". S. Burkhardt, Göthe's Werke auf der Weimarer Bühne. — Göthe-Jahrbuch. IV. 120. 121.

Beziehungen abgebrochen, am 8. begann der offene Krieg. Schlag folgte auf Schlag — die Uebergabe Ulms — der Einzug der Franzosen in Wien — die Schlacht bei Austerlitz — der Vertrag von Schönbrunn — der Preßburger Friede. Von all diesen großen Ereignissen findet sich kaum ein dürftiger Anklang oder Wiederhall in Göthe's Schriften. Er lebte ganz außerhalb der europäischen Welt. Im folgenden Jahre wandte sich Napoleons Action gegen Preußen. Am 17. Juli, während Göthe in Karlsbad weilte, ward der Rheinbund unterzeichnet, am 6. August unterschrieb Kaiser Franz das Todesurtheil des alten römischen Reiches deutscher Nation. Preußen entschloß sich nun zum Kriege, und zum Kriegsschauplatz sollte dießmal Thüringen werden; ein Theil des Weltkampfes sollte sich bei jenem stillen Jena entscheiden, wo Göthe alljährlich die Professoren besuchte, seinen botanischen Garten pflanzte, anatomische Präparate studirte und Verse machte. Wie ein riesiges Ungewitter brach die gewaltige Weltkatastrophe auch über sein kleines Weimar herein.

Der Schlag kam, trotz aller politischen Vorzeichen, den großen Geistern daselbst fast unerwartet. Man hielt es nicht für möglich, daß Preußen, das im Jahr zuvor nicht mit Oesterreich und Rußland hatte gehen wollen, sich jetzt entschlossen haben sollte, allein den französischen Imperator auf seiner Siegeslaufbahn aufzuhalten. Noch unterwegs von Karlsbad nach Weimar scherzte Göthe über die in Aussicht stehende Universalmonarchie und ertheilte dem Franzosenkaiser die Titel: „Wir Napoleon, Gott im Rücken, Mahomed der Welt, Kaiser von Frankreich, Protector von Deutschland, Setzer und Schützer des empirischen Universums ꝛc." Er war der besten Laune [1]. Der junge Professor Luden, eben als Extraordinarius angestellt, hatte das Glück, bei dem ersten Besuche zugegen zu sein, den Göthe nach der Heim-

---

[1] Rich. und Rob. Keil, Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. S. 7. — Irriger Weise wird S. 6 Göthe ein Brief zugeschrieben, den Karl August (13. Januar 1792) an Knebel richtete. Sein „Patriotismus" ist damit nicht gerettet.

kehr bei Knebel in Jena machte, und hat den Herrn mit allen seinen angenehmen und unangenehmen Eigenthümlichkeiten, wie ein Interviewer skizzit. Göthe war erst verdrießlich, weil Luden zu spät gekommen, thaute aber bald auf. „Wir aßen gut und tranken noch besser. Auch schienen Alle einen vortrefflichen Appetit zu haben und einen anständigen Durst.“ Nach einigem Wechselgespräch übernahm es Göthe, die Gesellschaft zu unterhalten. Zur Unterbrechung sang Knebels Frau, die frühere Sängerin Ruhdorf, ein Göthe'sches Lied. Dann fuhr Göthe wieder mit Anekdoten fort. „Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar.“ Göthe erzählte lauter komische Geschichten, aber „er erzählte nicht bloß, sondern er stellte Alles mimisch dar“. Die Heiterkeit dauerte bis 1 Uhr. Am andern Tage hatte Luden dann ein langes Gespräch mit Göthe über den „Faust“ und über Weltgeschichte[1].

Noch am 30. September war Göthe wieder ganz fröhlich in Jena, schickte seiner Christiane einen Kasten voll frischer Nüsse und bestellte sich ein Pfund „Schokolade und drey Flaschen von dem rothen Wein“[2]. Aber am 1. October zog schon das Infanterie-Regiment Owstien in die Stadt ein. Am folgenden Tag erschien der preußische Generalstab, an seiner Spitze der Fürst von Hohenlohe, der Prinz Louis von Preußen und Oberst Massenbach, der Generalquartiermeister. Den Letzteren behauptet Göthe von Erlassung eines sehr verletzenden Manifests gegen Napoleon abgebracht zu haben[3]. Am 3. war er bei dem Fürsten zu Tafel, wo zwar viel Zuversicht in die preußische Macht ausgesprochen wurde, aber doch auch die Mahnung, die besten Sachen und wichtigsten Papiere zu verbergen. Göthe machte noch seine Witze dazu. Doch wurde die Lage immer ernster und

[1] Heinr. Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 13—20.

[2] Keil a. a. O. S. 13.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 161.

bedenklicher. In Weimar fand er am 6. Alles in höchster Unruhe und Bestürzung.

„Die großen Charaktere," behauptet er freilich in seinen später geschriebenen Annalen, „waren gefaßt und entschieden." [1] Allein wer waren die großen Charaktere? Herzog Karl August verdient gewiß alle Anerkennung, daß er in der Stunde der Gefahr als preußischer General sein Commando übernahm und sein weimarisches Jägerbataillon und 40 Husaren zur Verfügung stellte. Er erfüllte seine nächste Pflicht; aber weder in dem Wirrwarr, den die klägliche Kirchthurmpolitik der übrigen sächsischen Fürsten anrichtete, noch in den kopflosen Kriegsberathungen, welche vom 4. bis 6. October das jammervolle Loos der preußischen Armee vorbereiteten, noch in dem Kampfe, welcher die volle Niederlage der deutschen Waffen entschied, tritt er irgendwie als eine entscheidende Größe oder durch eine That hervor, die einen wirklich „großen" Charakter bekundete. Während die Franzosen unbehindert durch die Schluchten und Pässe des Thüringerwaldes nach Jena zogen, stand er mit seinem Corps, der Avant-Garde, außer der eigentlichen Region des Kampfes bei Ilmenau und Arnstadt. Nachdem die Entscheidungsschlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen waren, rückte er nach Erfurt, und da man die Stadt nicht halten zu können glaubte, den Trümmern der geschlagenen Armee nach über Sondershausen, Nordhausen, Braunschweig, Wolfenbüttel und Stendal nach Havelberg. Tage lang wußte man in Weimar nicht mehr, wo er war [2]. Ein Kurier des Königs von Preußen, der ihn aller seiner Pflichten gegen Preußen entbinden sollte, wurde von den Franzosen aufgefangen. Ein Feldjäger, der ihm die Verabschiedung bringen sollte, drang nicht zu ihm durch. Von Havelberg aus schrieb er am 27. October einen in französischer Sprache abgefaßten Brief an die Herzogin, welcher, in Napoleons Hände gespielt, dessen Zorn über den Herzog beschwichtigen und ihn zum Erbarmen

---

[1] Ebds. 162.

[2] Häusser, Deutsche Geschichte. III. 10. 14. 15 ff.

über Sachsen-Weimar bewegen sollte. Er lehnt darin die preußische Freundschaft in mehr kluger als heldenmüthiger Weise ab und wendet sich kleinlaut an des Siegers Milde:

„Du weißt, daß ich in der letzten Zeit keinen Einfluß in Berlin gehabt habe, daß ich dort nicht beliebt war, und daß ich den preußischen Dienst in diesem Sommer würde verlassen haben, hätten mich nicht die Gesetze der Ehre gezwungen, dem Heer in diesen Krieg zu folgen. Ich stehe bei diesen Fahnen bereits 20 Jahre, ich konnte mich nicht davon lossagen ohne einen Fleck, und überall ist die Ueberzeugung, seine Pflicht gethan zu haben, und ein reiner Name der einzige wahre Trost, der uns nicht verläßt, wenn uns das Unglück der äußeren Güter beraubt.

„Mir ist bekannt, daß der Kaiser den Soldaten ehrt, der seinem Beruf ergeben ist, er wird mich also nicht mißachten können, sein Wille wird über das Schicksal meiner Freunde und meines Landes entscheiden. Es ist zu hoffen, seiner kaiserlichen Majestät hohe Milde werde diesem siegreichen Monarchen billige Entschließungen für unser Sachsen eingeben. Es ist in seiner Hand. Ich wünsche, daß seine Majestät sich besänftige und mir ihre Achtung schenke.“ [1]

Er anerkannte, daß eigentlich nur die Herzogin in der Stunde der Gefahr einen „großen Charakter“ bewiesen hatte.

„Ueber das, was Du für Weimar gethan hast, die Standhaftigkeit und den Muth, mit dem Du die Drangsale trugst, giebt es nur eine Stimme. Einzig Dein eigenes Bewußtsein kann Dir völlig lohnen. Du hast Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen Zeiten. Die Vorsehung segne Dich und lasse Dich die Frucht Deiner guten Handlungen ernten!“ [2]

Der Erbprinz und die Erbprinzessin flüchteten schon am 11. October nach Schleswig, wo sie bis im Herbst des folgenden Jahres blieben. Die Herzogin-Mutter Anna Amalia ergriff am

---

[1] A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 120. 121. [2] Ebds.

14. mit ihrer Enkelin Karoline und ihren Hofdamen Luise v. Göchhausen und Henriette v. Knebel ebenfalls die Flucht, während die Kanonen der furchtbaren Schlacht schon von Jena herüberdröhnten. Der jüngere Prinz Bernhard war mit seinem Gouverneur im preußischen Hauptquartier, floh indeß schon während der Schlacht nach Weimar und dann weiter nach Leipzig. Im Schloß blieb Niemand als die muthige Herzogin Luise, dieselbe, welche einst von den Anderen, auch von Göthe, im Rausch der Genieperiode als die „Empfindsame" so viel bespöttelt worden war.

Im Laufe des Nachmittags kamen schon preußische Reiter mit Siegesnachrichten vom Schlachtfeld dahergeritten, ritten aber gleich weiter zum andern Thor hinaus. Prinz Bernhard nahte mit der furchtbaren Botschaft: „Kinder, Alles ist verloren!" Gegen 4 Uhr füllten sich Stadt und Umgegend mit Flüchtigen. Der Kanonendonner kam immer näher. Kugeln sausten über die Stadt hin. Unendlicher Schrecken bemächtigte sich aller Gemüther. Göthe, der eben sein Abendessen hatte nehmen wollen, sprang auf, ließ schleunig abräumen und ging in seinen Garten. Ueber eine Stunde dauerte der Durchzug der fliehenden Preußen [1]. Dann kamen die ersten französischen Husaren hinterher [2]. Unter ihnen kam Wilhelm von Türckheim, ein Sohn Lili Schönemanns, angesprengt und stieg bei Göthe ab. Dieser ging mit ihm in's Schloß und ließ den Seinen sagen, sie würden den Marschall Ney und einige Kavalleristen zur Einquartierung bekommen, sonst aber sollten sie Niemand einlassen. Um 6 Uhr drangen die französischen Truppen massenweise in die Stadt und fingen zu plündern an. Ein paar Häuser gingen in Flammen auf. Niemand löschte. Den meisten der müden Soldaten war es indeß zunächst um Essen und Quartier zu thun. Göthe bekam 16 Kavalleristen in's Haus, meistens Elsässer. Christiane ver=

[1] Riemer, Mittheilungen. I. 362—370.

[2] Hinter Göthe's Gartenmauer soll es sogar noch zum Kampf gekommen sein. Düntzer, Göthe's Leben. S. 543.

sorgte sie mit Essen; dann waren sie zufrieden und legten sich zur Ruhe. Es war schon tief in der Nacht, das Haus verriegelt und Göthe zu Bette gegangen, als zwei Tirailleurs, kleine Kerls von der sogen. Löffelgarde, an die Thüre polterten und erst zu essen und dann den Hausherrn verlangten. Göthe ging zu ihnen hinab, trank mit ihnen und zog sich dann wieder in sein Zimmer zurück. Nachdem sie weitergetrunken, gingen sie ihm die Treppe hinauf nach, stürzten in sein Zimmer und bedrohten ihn mit ihren Waffen. Mit Muth und Entschlossenheit warf sich Christiane jedoch zwischen ihn und sie, rief einen im Hinterhaus versteckten Mann herbei und trieb mit seiner Hilfe die beiden Soldaten aus dem Zimmer. Aus dem Haus gelang es ihr jedoch nicht, sie zu entfernen. Sie nahmen das Zimmer in Beschlag, das für den Marschall Ney bereitet worden war, und blieben, bis sie am Morgen ein Adjutant des Marschalls Augereau mit flacher Klinge hinausprügelte.

Das war das einzige Abenteuer, das Göthe zu bestehen hatte. Am Morgen des 15. nahm Marschall Augereau bei ihm Quartier, später Marschall Lannes, General Victor und andere Offiziere, vorübergehend Marschall Ney, welcher auch nicht vergaß, Wieland unter französischen Schutz zu stellen. Göthe erhielt eine Sicherheitswache vor die Thüre, zwei Schutzbriefe vom Generalstab [1], und hatte weiter kein Ungemach zu erleiden als eine ziemlich starke Einquartierung. Zuweilen waren 28 Betten besetzt, und die Beköstigung der Sieger soll ihn im Ganzen auf 2000 Thaler zu stehen gekommen sein [2]. Einem Gerücht nach hätte er eine Audienz bei Napoleon nachgesucht, aber nicht erhalten. Die Hauptverhandlungen über Weimars Schicksal spielten sich im Schlosse ab.

Herzogin Luise brachte hier lange trübe Stunden zu. Ihr Gefolge, ihre Dienerschaft und eine Menge Leute suchten bei ihr Zuflucht und Hilfe, während sie ganz vereinsamt stand und nicht

---

[1] Keil a. a. O. S. 46. 47.

[2] Göthe-Jahrbuch. II. 423. 424

helfen konnte. In der Nähe des Schlosses wüthete Brand die ganze Nacht vom 14. bis 15. Murat, der zuerst im Schlosse abstieg, gewährte nur nach mehrmals wiederholten Bitten das Versprechen, der Plünderung in der Stadt steuern zu lassen. Erst am folgenden Abend (15. Oct.) traf Napoleon in Weimar ein. Die Herzogin empfing ihn oben an der großen Treppe mit allem ihm gebührenden Ceremoniell. Er antwortete kurz und barsch und ging sofort auf seine Zimmer. Er war sehr ungehalten über den Herzog. „Wenn man," sagte er ein paar Wochen später dem weimarischen Regierungsrath Müller, „nicht mehr als ein paar hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten. Aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs mit einem Commando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit, seinen Staat im Nu zu verlieren."

Den andern Morgen bat die Herzogin um Audienz. Napoleon gewährte sie, redete die Herzogin aber barsch an: „Wie konnte Ihr Mann so toll sein, Krieg mit mir zu führen?" Die Herzogin vertheidigte mit ruhiger Würde die Stellung, die militärische Ehre und die Pflichten ihres Gemahls, schilderte die Noth des Landes und flehte um Einstellung der Plünderung. Ihre Festigkeit brach Napoleons Zorn. „Madame," sagte er, „Sie sind eine der achtungswerthesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm freiwillig, aber allein um Ihretwillen; denn was ihn betrifft, so taugt er gar nichts." Er versprach der Plünderung Einhalt zu gebieten. Wenn Karl August binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen und mit seinen Truppen nach Weimar zurückkehren würde, sollte ihm verziehen sein und seine Souveränität erhalten bleiben. Sonst wurde ihm mit Absetzung gedroht.

Bei dem Gegenbesuch, den Napoleon der Herzogin machte, sagte er ihr die merkwürdigen Worte: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorsehung, die Alles leitet, ich bin nur ihr Werkzeug." Je mehr er die Herzogin kennen lernte, desto

mehr wuchs seine Achtung vor ihr. Auf seine Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu General Rapp: „Das ist einmal eine Frau, der unsere zweihundert Kanonen keine Angst haben machen können." Am 17. früh verließ er die Stadt, um seinen Sieg weiter zu verfolgen [1].

Denselben Tag faßte Göthe, durch Christiane's treue Aufopferung tief gerührt und durch die Noth rundum wohl auch ein wenig an seinen Tod gemahnt, den Entschluß, ihre Stellung für die Zukunft zu sichern, und schrieb deßhalb an den Oberconsistorialrath und Hofprediger Wilhelm Christoph Günther:

„Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen, ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir so bald wie möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu thun? Können Sie die Handlung nicht selber verrichten? Ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn sich's trifft, Antwort. Bitte. Göthe." [2]

Günther war nicht Pfarrer an der Stadtkirche, sondern an der Jakobskirche (Stadt- und Garnisonskirche), an deren Friedhofmauer Schiller begraben war. Die Hauptschwierigkeit war aber das dreimalige, durch die Kirchenordnung an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vorgeschriebene Aufgebot, von dem das Oberconsistorium allerdings gegen eine festgesetzte Gebühr dispensiren konnte. Göthe mußte sich deßhalb an seinen Freund, den Minister Voigt, wenden, welcher, als augenblicklich höchste Instanz, Sonntag den 19. die erforderliche Dispens gab:

„Alsbald gestern, wie ich ein Blättchen von E. E. erhielt, das mir unsern affreusen Zustand doppelt fühlbar machte — besorgte ich, was nöthig war, mittelst eines Voti, das sofort

[1] Müller, Erinnerungen. S. 2 ff. — Keil S. 41—45.

[2] Keil S. 54.

an die Geistl. Instanz gegeben und die Nachsendung eines Rescripts verheißen wurde. Es versteht sich, daß alle die Dispensations- und Canzley-Brocken wegfallen, woraus vormals unsere Waisen und Armen sich ihr Brod nehmen halfen — **Fuimus!**

„Möge die Befestigung Ihres häuslichen Zustandes und seiner externen rechtl. Folgen, E. E. zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und theilen helfen!

„Was noch an Leben bey mir übrig seyn wird, soll Ihnen **usque ad cineres** gewidmet bleiben.

„Allerlei betrübte Unterhandlungen haben mir gestern den Tag genommen; besonders die möglichste Erhaltung des . . .

„Doch ich schweige — mein übrig gebliebener Wunsch ist bloß: daß alles endlich ende, ich bin auf das Aeußerste bereit.

Sonntags, den 19. Oct. 1806. V." [1]

Noch am Sonntag Morgen, an welchem er dieses Billet erhielt, fuhr Göthe mit Christiane Vulpius zur Jakobskirche. Ihr sechzehnjähriger August und dessen Lehrer Dr. Riemer fuhren als Zeugen mit. Der Oberconsistorialrath Günther vollzog die Trauung in der Sacristei. Christiane war nun Frau Geheimräthin und Göthe's anerkannte Gattin, ein großes Aergerniß gesühnt. Frau von Stein aber grollte, und für Herders Frau, Karoline, hatte diese Trauung „etwas Grausenhaftes".

Poetisch war diese Hochzeit jedenfalls nicht: es war das prosaische Ende einer höchst bedauerlichen Verirrung. Keine Festglocken tönten, keine Kränze schmückten Haus und Kirche; es war nicht einmal Zeit, Brautkleider machen zu lassen. Weimar und Jena befanden sich in unsäglichem Jammer. Alles geplündert, kaum irgendwo noch ganze Fenster und verschließbare Thüren! [2] Voigt hielt noch das Aeußerste für möglich. Den Muth verlor der wackere Beamte indeß nicht.

---

[1] Ebds. S. 66.

[2] S. die Schilderung von Vulpius, Göthe-Jahrbuch. II. 424.

„Meine Gesundheit," schrieb er (am 19.)[1], „und die meiner ganzen kleinen Familie ist gut genug, unsere Muthlosigkeit ist auch erhoben, weil wir nicht aufgehört haben, an einen Gott zu glauben."

Sein Besitzthum blieb, bis auf einige Kleinigkeiten, verschont; mit Victualien, an denen großer Mangel, ward er von seinen Freunden in Allstedt versorgt. Es gelang ihm, die öffentlichen Kassen, wovon er die wichtigste in seinem Hause hatte, unversehrt zu retten. Nächst der Herzogin zeigte er am meisten sittliche Kraft und Charakter.

Im Einverständniß mit ihm und der Herzogin ging am 20. der Regierungsrath Müller in das Hauptquartier des Kaisers ab, um für die noch immer nicht erfolgte Begnadigung des Herzogs und die Erhaltung der Universität Jena zu wirken. Denn der Herzog war noch nicht nach Weimar zurückgekehrt, Napoleon legte das als Trotz aus und grollte noch immer[2]. Noch am 5. November erklärte er dem Regierungsrath Müller, der ihm bis Breslau nachgereist war und dort Audienz erhalten hatte: „Mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln, wie der Ihrige, ohne Weiteres abzusetzen. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind. Wie diesen Hut will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde." Umsonst suchte Müller den Herzog mit seiner militärischen Pflicht zu entschuldigen. „Nein," sagte Napoleon, „sein Ehrgeiz überwog, er wollte eine Rolle spielen, nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land in's größte Elend gestürzt hat."

Als Karl August am 23. November in Berlin eintraf, um eine Audienz bei dem französischen Imperator nachzusuchen, war dieser schon weiter nach Polen aufgebrochen. Am 11. December trat Kursachsen, am 15. Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg nach kurzer Unterhandlung in Posen dem Rhein-

---

[1] O. Jahn, Briefe an Voigt. S. 88 ff.

[2] Müller, Erinnerungen. S. 27.

bund bei. Dem Herzogthum Weimar wurde eine Kriegssteuer von 2 200 000 Franken nebst großen materiellen Kriegslieferungen auferlegt. Der Herzog war zum Theil selbst daran schuld, da er gezögert hatte, Napoleon zu huldigen, dieser aber wahrscheinlich sehr gewünscht hatte, ihn zu Unterhandlungen mit Rußland zu verwenden. Die aufgebürdete Last war groß; aber wie die Dinge lagen, konnte Karl August zufrieden sein, daß wenigstens seine Absetzung nicht erfolgte [1].

Die Unterhandlungen mit Napoleon führte der erwähnte Regierungsrath und spätere Kanzler Müller. Dem Minister Voigt gelang es nur unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen, die verlangte Contribution zusammenzubringen, zu welcher die Herzogin Luise ihre Juwelen opferte [2]. Göthe's Sorge war während der trüben und angstvollen Zeit besonders darauf gerichtet, die wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu Jena und Weimar für die Zukunft zu retten. Nachdem eine Abordnung der Universität vergeblich einen kaiserlichen Schutzbrief zu erwirken versucht, wandte sich die Behörde derselben an den französischen Kriegsminister Berthier in Berlin. Ein emigrirter französischer Priester, Abbé Henry, arbeitete die Bittschrift aus [3]. Göthe legte ein Exposé bei, in welchem er die literarischen Zustände von Weimar und Jena mit bureaukratischer Genauigkeit schilderte und besonders seine Stellung als conseiller privé de Goethe

[1] Müller, Erinnerungen. S. 93 ff. — Häusser. III. 62.

[2] O. Jahn, Briefe an Voigt. 90. 91.

[3] Knebel, welcher die ganze Zeit über in Jena war, schrieb an Göthe (24. Oct.): „Henri, der französische Geistliche, ist auch unermüdet und brav. Es wäre zu wünschen, daß die Männer, die wirklich Antheil an der gemeinschaftlichen Sache genommen, künftig mehr distinguirt würden, und nicht immer nur die Heuchler, Schlechten und Gefälligen. Die Stadt ist eigentlich durch die Fremden errettet worden, die aber zu nichts authorisirt waren, und überall Widerspruch fanden." Keil a. a. O. S. 105. Henry wurde später des Verrathes bezichtigt; ein amtliches „Precis" documentirt aber seine segensreiche Wirksamkeit. Grenzboten 1874. I. 40.

mit all seinen „Aufsichten“ und „Oberaufsichten“ sorgfältigst verzeichnete.

Auf das übereinstimmende Zeugniß Deutschlands und fremder Nationen sich berufend, erklärt er, daß Weimar und Jena zwei ganz hervorragende Culturstätten seien, durch ausgezeichnete Gelehrte berühmt, von denen Wieland als „Dechant der deutschen Literatur“ (doyen de la littérature allemande) hervorgehoben wird. Dann folgt eine Uebersicht der wissenschaftlichen Einrichtung der Universität Jena, nebst Lectionskatalog.

Als „seiner“ Amtsführung unterstellt erwähnt Göthe: 1) den botanischen Garten, 2) das zoologische Cabinet, 3) das anatomische Cabinet, 4) die Büttner'sche Bibliothek, 5) die mineralogische Gesellschaft, 6) die naturforschende Gesellschaft, sämmtlich in Jena; in Weimar aber 7) die Zeichenschule mit der ihr annexen „Gesellschaft von Kunstfreunden“ und deren Preisausschreiben und Kunstausstellungen, und 8) die weimarische Bibliothek nebst Kupferstich-, Münz- und Antiquitätensammlung.

Daneben findet dann auch die „Jenaische Literaturzeitung“ Erwähnung, die von Eichstädt präsidirte lateinische Gesellschaft, Bertuchs Industriecomptoir und geographisches Institut, die Hofkapelle, das Hoftheater, die Gymnasien zu Weimar und Jena [1].

Auf diesen Amtsbericht, in welchem Göthe sich selbst als Director der ganzen Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena hervorhob [2], erfolgte keine einläßlichere Nachricht; dagegen stellte der Kriegsminister Berthier, „Fürst von Neufschâtel“, am 24. November 1806 den verlangten Schutzbrief für Jena aus. Durch sorgfältigen Haushalt brachte es der treue Minister Voigt nicht nur zu Stande, trotz der Contribution noch alle Gehalte und Pensionen regelmäßig auszuzahlen, sondern auch die An-

[1] Der französische und deutsche Text des Berichtes nach Göthe's Dictat und mit seinen Correcturen bei Keil a. a. O. S. 134—148.

[2] Auf Humboldts Anrathen sollte der Regierungsrath Fr. Müller in Berlin den Vorschlag anregen, Göthe zum Kanzler der Universität Jena mit ausgedehnter Vollmacht zu ernennen. Müller, Erinnerungen. S. 111.

stalten für Kunst und Wissenschaft, Universität, Bibliotheken und Sammlungen, ja sogar das Theater auf würdigem Fuße zu erhalten.

„Als ich im December 1806," so konnte er ein paar Jahre später an Frankenberg schreiben, „das Theater hier allein noch erhielt, gründete ich mich darauf, daß man die Betrübten nicht ganz der Mittel berauben müsse, ihre Noth ein wenig zu vergessen, wiewohl ich selbst seit jener Zeit das Schauspiel nicht besucht habe, außer Talma zu sehen."

---

2. Göthe vor Napoleon.

1807. 1808.

„Da es mein Geschick nicht war, an der reichen Tafel einer großen Stadt bequemlich mitzuschwelgen, so muß ich im Kleinen bauen und pflanzen, hervorbringen und geschehen lassen, was dem Tag und Umständen nach möglich ist."

Göthe an Zelter, 20. April 1808.

„Was will gegen eine solche Erhebung auf Sturmflügeln über Heersäulen und Völkergruppen der Minister eines Kleinstaates und Heros idealer Pflanzungen, was in dieser Periode bis zu seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre der Dichter Göthe gegen den sechsunddreißigjährigen Kaiser besagen!"

A. Schöll, Göthe. 473.

Der Krieg und die napoleonische Gewaltherrschaft lastete die nächsten Jahre schwer auf dem kleinen Lande. Vieles war verwüstet. Bürger und Bauern hatten große Verluste erlitten und mußten nun für die hohe Kriegscontribution aufkommen. Der Credit des Herzogs war tief gesunken; Voigt hatte Mühe, die nöthigen Anlehen aufzubringen, und plante, obwohl durchaus nicht karg oder knickerig, doch den fürstlichen Hofstaat, nach dem Beispiel desjenigen von Gotha, etwas einzuschränken[1]. Die

[1] Als er gehört hatte, daß sich der Hof zu Gotha solche Einschränkungen auferlegt hatte, fragte er an: „Welche Ersparnisse sind wohl bei Ihrem Hofe gemacht? Wollen wir nicht gute Exempel geben und nehmen? Hat die Zuckerbäckerei noch viel zu thun? Wird Kaffe nach Tafel gegeben? Sind Schüsseln und Converts reducirt? unnöthige Bediente vermehrt? unnöthige Tändeleien gekauft? den Hunden einige hundert Malter gefüttert? u. s. w. Sagen Sie mir, theuerste Excellenz, etwas Belehrendes." O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 93.

Franzosen forderten ihre Zwangslieferungen mit Härte ab. Als die Professoren in Jena klagten, daß eine ihnen auferlegte Fleischlieferung unerschwinglich sei und daß sie darob selbst Mangel leiden müßten, erwiederte Daru: „Ich sehe gar keine Nothwendigkeit, daß diese Herren Fleisch essen müssen.“ [1]

Herzog Karl August war in der peinlichsten Klemme. Sein Ehrgeiz war durch die furchtbare Niederlage wohl äußerlich zu Boden geschmettert, aber innerlich nicht gebrochen. Obwohl in der Literatur ein Verehrer der Franzosen, hielt er in der Politik doch stramm zu Preußen und bäumte sich stolz gegen die verhaßte Nothwendigkeit, Napoleon wenigstens äußerlich zu huldigen. Ohne Sang und Klang, tiefgebeugt, kehrte er Ende Januar, während Napoleon ihn in Warschau erwartete, nach Weimar zurück. Der Regierungsrath Müller drängte ihn, Napoleon aufzusuchen [2]. Er reiste am 7. Februar 1807 ab, kehrte aber wieder um, nachdem er vernommen, daß Napoleon wieder im Felde sei und die Schlacht von Eylau gewonnen habe.

---

[1] Vgl. Jahn a. a. O. S. 90—93. 256. 257. — A. Schöll, Karl-August-Büchlein. Weimar 1857. S. 121—124. — Rich. und Rob. Keil, Göthe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882. S. 153 ff. — H. Düntzer, Göthe's Leben. S. 545 ff. — L. Häusser, Deutsche Geschichte. III. 62 ff. — Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. I. 273 ff. — Friedr. von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten. Braunschweig 1851. S. 93 ff. 104 ff. 111 ff.

[2] Dieser that dem Herzog sehr schön, um ihn an sich zu ziehen. Er schrieb ihm am 29. Januar aus Warschau: „Mon Cousin, en rétablissant la paix entre nous, j'ai désiré Vous donner des gages durables de mon amitié et Vos états ont été admis dans la confédération du Rhin. Vous reconnaîtrez dans cette mesure l'intention, où je suis de protéger toujours Vos intérêts et de la part que je prends à Votre prospérité. Je prie Votre Altesse d'en recevoir les nouvelles assurances, ainsi que celle de mon attachement et de mon estime. Votre bon Cousin Napoléon.“ Müller, Erinnerungen. S. 125.

Am 10. April starb seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia, die Gründerin des Musenhofes, die Gönnerin Wielands und Göthe's. Ihr folgte schon im September ihre treue Hofdame Luise v. Göchhausen in's Grab nach; ihr Bibliothekar Jagemann war schon früher gestorben. Von der lustigen Weimarer Zeit waren nur etliche ältere Leute übrig: Wieland, Göthe, Knebel, Charlotte von Stein und die Wittwen Herders und Schillers. Die Erbprinzessin hatte die Pässe nicht annehmen dürfen, welche ihr Napoleon für ihre Rückreise zugestellt hatte, und blieb noch bis im September in Schleswig.

Nach einer Kur in Karlsbad suchte der Herzog endlich doch den französischen Imperator auf, gerade am Tage seines glänzenden Einzuges in Dresden, am 17. Juli. Er erhielt auf den folgenden Tag Audienz, verspätete dieselbe jedoch und erweckte dadurch bei Napoleon neue Verstimmung. Eher noch mehr gedrückt als ermuthigt, kam er wieder nach Hause.

Göthe war von dem allgemeinen Unglück im Grunde sehr wenig mitbetroffen. Die Franzosen hatten wohl seinen Weinkeller stark geleert; doch der ließ sich wieder füllen. Geld und Credit waren noch da. Er war längst gewohnt, mitten im unruhigsten Wirrwarr organische Formen zu studiren und optische Erscheinungen zu beobachten, an angefangenen Versen weiterzudichten und in seinen alten Schriften herumzukramen. In Jena fand er sogar seine große botanische Karte unversehrt in dem Zimmer wieder, das dem Fürsten Hohenlohe zum Aufenthalt gedient. In Weimar hielt die neuangekommene Johanna Schopenhauer fröhliche Abendkränzchen [1]. Am Vorabend vor Weihnachten 1806

[1] Ihr stellte Göthe zuerst seine Christiane als Geheimräthin vor. „Ich empfing sie," erzählt diese, „als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Göthe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit zwei Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu Niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremder und Groß=

wurde das Theater wieder eröffnet, und so setzte sich bald des Dichters gewohntes buntes Allerlei wieder fort.

Die Politik überließ Göthe völlig andern Händen, die äußere dem klugen und thätigen Müller, die innere dem umsichtigen und haushälterischen Voigt, den letzten Entscheid dem Herzog. J. Falk hat eine lange Rede aufgezeichnet, die Göthe um jene Zeit bei Anlaß einer französischen Beschwerdeschrift ihm allein vertraulich gehalten haben soll, voll von deutsch-preußischer Nationalbegeisterung und überspanntem Franzosenhaß.

„Ich will ums Brod singen!“ heißt es darin, „Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo der Name Göthe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen.“ [1]

---

städterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.“ Göthe fand an der sechsunddreißigjährigen Bankierswittwe eine ganz unbegrenzte Verehrerin. „Er ist,“ sagt sie, „das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern. Eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgsam gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren, braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind.“ S. Düntzer, Göthe's Leben. S. 545. 546.

[1] Johannes Falk, Göthe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt. Leipzig 1836. S. 114—120. Abgedruckt bei R. u. R. Keil, Göthe, Weimar und Jena. S. 157—159. Oratorisch verwerthet von Dr. Gustav Zeiß, Karl August. Rede zur Feier des Geburtstags Sr. K. Hoheit des Großherzogs Alexander. Weimar, Kühn, 1857. S. 26 ff. Nach Riemer (Mittheilungen über Göthe. 1841. I. 21) war Falk „ein unerträglicher Schwätzer“ und sind auch seine Relationen (S. 22) nicht alle aus persönlichem Umgang mit Göthe geschöpft.

Das hat Göthe wohl kaum gesagt oder nur gedacht [1].

Wenn er aber je so bramarbasirt haben sollte, so war es eine Faust in der Tasche. Er hat weder seinen Herzog in Noth und Gefahr begleitet, noch solch ein „Schandlied" gedichtet, noch viel weniger irgend etwas dergleichen veröffentlicht; er hat weder französische Beschwerdeschriften verbrannt, noch die Jugend gegen Napoleon aufgereizt. Für preußische Ueberlieferungen und preußische Politik hatte er nie geschwärmt, wie sollte er jetzt dafür schwärmen, wo sein Herr selbst den preußischen Dienst aufgeben und die preußische Freundschaft, wenigstens officiell, verläugnen mußte? Am alten deutschen Reich hatte er niemals gehangen; dagegen erweckte Napoleons Genie und Energie seine vollste Bewunderung:

„Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation (den Franzosen) nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheuere so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird." [2]

---

[1] Ad. Stern (Lex. der deutschen Nationalliteratur S. 89) nennt das Buch Falks mit Recht „zweideutig und unzuverlässig", was aber die Götheverehrer nicht abhält, ihn auszuschreiben, wo seine Mittheilungen ihnen behagen. Falk (geb. 1768) war ein mißglückter Theologe, der sich als Privatier in Weimar niederließ, Satiren schrieb und dafür zum Legationsrath ernannt wurde. Er starb 1826.

[2] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 288.

So dachte und fühlte der wirkliche Göthe, so schrieb er vertraulich an seinen alten Freund Knebel. Kriegerische und politische Vaterlandsliebe — Römerpatriotismus — stand ihm, dem Frankfurter Parvenu, jetzt noch ebenso fern, als in früheren Jahren. Sehr viel lag ihm aber, nach Fernows Zeugniß, daran, „das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf's Eifersüchtigste zu bewahren". Die Schriftsteller sollten, mit Hintansetzung aller persönlichen Nergeleien, „jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften" [1].

Er soll sogar im October 1808 beabsichtigt haben, im nächsten Winter einen Congreß „ausgezeichneter deutscher Männer" in Weimar zu halten, „um über Gegenstände der deutschen Cultur gemeinschaftlich zu berathen" [2]. Aber dabei hielt er es doch auch nicht unter seiner Würde, dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller den Hof zu machen, der damals aus einem „deutschen" Patrioten ein begeisterter Verehrer und Augendiener Napoleons geworden war und eine französische Vorlesung über Friedrich II. in Berlin am 29. Januar 1807 dazu benützt hatte, in dem franzosenliebenden und halbfranzösischen Preußenkönig den neuen französischen Allherrscher zu feiern. Göthe übersetzte höchst devot die fein augendienerische Rede, welche mit dem allerliebsten Rococogebete schließt:

„Und Du, unsterblicher Friedrich! wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst Du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer Dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen,

---

[1] Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. II. 279. 280.

[2] Brief von Woltmann an Smidt in Bremen. Göthe-Jahrbuch. VI. 116.

daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte." [1]

Wie Göthe für sich selbst den „Patriotismus" auffaßte, hat er übrigens ganz deutlich und klar in dem „Vorspiel" ausgedrückt, das er im September bei der Rückkehr der Großfürstin-Erbprinzessin aufführen ließ. Die „Majestät" sagt darin:

„Dieses Thun, das einzig schätzenswerthe,
Das hervorbringt aus dem eig'nen Busen,
Das sich selbst bewegt und seines Kreises
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchstens; denn es zu belohnen,
Bin ich selbst nicht mächtig g'nug, es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernomm'nen Tagwerks,
Freudig das begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also, wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzusteh'n.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet Ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, Jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen." [2]

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 853. 854. — Auf den Uebersetzer Göthe paßt entschieden, was Häusser (III. 36) von dem Lobredner Müller sagt: „Zum Kampfe gegen Bonaparte bedurfte es mehr, als dieser rhetorischen Salbung und der selbstgefälligen Autoreneitelkeit, wie sie bei Müller von den literarischen Cameraderien, den Salons und den Weibern großgehätschelt worden war."

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XI. 96.

Dieser Patriotismus trug weder Patrontasche noch Seitengewehr: er konnte unter Napoleons Oberherrlichkeit ebenso gut bestehen, wie früher unter dem Patronat Friedrichs II. Im Schlafrock war ihm am wohlsten, und Göthe hat dieses behagliche Kleidungsstück wohl nicht umsonst seinen „Prophetenmantel" genannt.

Kranke, besonders todkranke Freunde zu besuchen, scheint nicht seine Sitte gewesen zu sein. Gegen die todten Größen des alten Weimar wurden die Pflichten officieller Verehrung mit Würde erfüllt. Im Uebrigen schloß sich Göthe an die Lebenden und Fröhlichen an, nicht an die Todten und Leidenden [1]. Von der früheren Generation war noch Knebel da, welcher zwar auch schon ein wenig das Alter fühlte, aber doch noch munter und lustig war. Sie schrieben einander in sehr jovialem, gemüthlichem, — oft fast jugendlichem Ton. Von Trauer über Deutschlands tiefe Erniedrigung ist da kaum etwas zu spüren [2]. „Man kann anjetzt das Lachen nicht genug vervielfältigen", schreibt Knebel am 12. Januar 1807 [3].

---

[1] „Trotz seiner Scheu vor Begräbnissen," bemerkt Düntzer (Göthe 543), „war Göthe bei der Bestattung des an den Folgen seiner bei der Plünderung erlittenen Mißhandlung gestorbenen Landsmannes Kraus", des Directors der Zeichenschule.

[2] Wie Knebel über Preußen und Franzosen dachte, zeigt ein Brief vom 30. December 1805: „Gestern hatten wir zusammen ein großes Convivium bei Frommanns, wo auch einige Preußische Offiziers zugegen waren. Die rohe Beschränktheit dieser Menschen leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts Begriffe machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchst verständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut, und sie schienen nicht zu ahnden, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte und lobte einigermaßen die französische Bildung." — Guhrauer I. 270.

[3] Guhrauer I. 290.

So dachte Göthe auch. Ein Brief Johanna Schopenhauers [1] an ihren Sohn schildert sehr anschaulich, wie gut er sich von Deutschlands Noth und Bedrängniß zu erholen wußte. Junge Schauspieler ließ er Abends kommen, „um sie für ihre Kunst zu bilden“. Und dafür holte er kein Stück des Shakespeare oder Schiller hervor, auch nicht Tasso oder Iphigenie, sondern das mißrathenste und unsittlichste seiner Jugenddramen: „Die Mitschuldigen“, und übernahm selbst die Rolle des Gastwirths. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, weil sie ihre Liebesrollen „zu kalt“ declamirten.

„Seid ihr denn gar nicht verliebt?“ rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernst, „seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahr alt und ich kann's besser.“ [2]

„Wir blieben bis halb 12 zusammen,“ erzählt Johanna, „ich saß bei ihm und die Bardua (eine junge Schauspielerin) auf der andern Seite, wir beide sind seine Lieblinge.“ — Ein andermal, als gerade die „interessantesten Herren“ und Frau von Göthe bei Johanna beisammen waren, sagte er: „Weil wir eben so ganz unter uns sind“ — und „damit fing er aus einem Briefe die

---

[1] Brief Johanna Schopenhauers vom 12. Februar 1807, mitgetheilt von Löper. Göthe-Jahrbuch IV. 327.

[2] Vgl. den Aufruf der am 21. Juni 1885 zu Weimar gestifteten Göthe-Gesellschaft, worin es heißt: „Mit dem neuen deutschen Reich ist die Zeit einer großen nationalen und politischen Denkart gekommen, für welche jene Vorurtheile und Befangenheiten nicht mehr sind, die in vergangenen Jahrzehnten die richtige Erkenntniß und Würdigung Göthe's bei Vielen gehemmt haben. Ein großes nationales Reich weiß den größten seiner Dichter in seinem vollen Werthe zu schätzen. Die Begründung und Erhaltung der politischen Größe unseres Volkes geht Hand in Hand mit der Pflege und Förderung seiner idealen Güter.“ — Für die höchsten idealen Güter des deutschen Volkes, christlichen Glauben und christliche Sitte, hat Göthe kein Herz gehabt; politisch war er so gleichgiltig als möglich.

Geschichte einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war, zu lesen an. Darüber kam die Bardua. ‚Gerechter Himmel, da kommt die Bardua,‘ rief er aus, ‚nun darf ich nicht weiter lesen.‘ ‚Es thut nichts,‘ sagte ich, ‚die Bardua muß so lange draußen bleiben.‘ Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben, den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thüre, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. ‚Halten, halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch, denken Sie, Sie sind in Breslau, es soll Ihr Schaden nicht sein, ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen, als hier.‘ Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel, er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld, zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Klavier. ‚Eine Kriegslist,‘ sagte er, ‚hilft nichts, wir lesen lauter‘ und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie akkompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feierlich hereingeholt ward . . .“

„Es wurde viel den Abend gelacht,“ bemerkt Johanna.

Eine kleine Störung erhielt diese „nationale“ und „ideale“ Heiterkeit durch den Tod der Herzogin-Mutter Anna Amalia. „Auch das kleine Bethlehem (!) Weimar,“ klagte Wieland, „hat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts seinen Tag gehabt, aber seine Sonne ist im Jahre 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen.“ Auch Göthe mußte nun Hoftrauer anlegen, Dankbarkeit und Rührung, Liebe und Verehrung, Freundschaft und Tugend aus der poetischen Vorrathskammer seiner Affecte hervorholen und „zum feierlichen Andenken der durchlauchtigsten Fürstin und Frau“ die zahllosen Komödienerinnerungen der Geniejahre mit einem Strahlenkranze der Verklärung umgeben.

„Wenn das Leben der Großen dieser Welt,“ so hub er an, „so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer all-

gemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem Jeden zur Nacheiferung als eine große und unschätzbare Gabe überliefert werden kann."

Die hochtrabende officielle Stilübung, welche höchst salbungsvoll alle Lebensbezüge der Herzogin in lauter Tugenden verwandelt, gestaltet sich zum Schluß zu einer vollständigen Canonisationsbulle, in welcher der weimarische Kunstpapst nicht ansteht, die verstorbene Herzogin unter die Zahl der „Seligen" zu versetzen:

„Ja, das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige." [1]

Noch im selben Monat, in welchem die Herzogin starb und Göthe's salbungsvolle Leichenpredigt durch die Geistlichen von den Kanzeln verlesen wurde [2], ging dem Dichter ein neuer Stern auf — die erst 22jährige Bettina Brentano, die Tochter jener Maximiliane La Roche, in welche er sich während der Wertherzeit verliebt hatte. Wieland war in die Großmutter verliebt gewesen, Göthe in die Mutter, warum sollte er nicht auch mit dem Töchterchen ein bischen tändeln? Den Jahren nach konnte sie allerdings seine Tochter oder Nichte sein; aber der

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. Anh. 40.

[2] Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 260. 261. „Ich dächte, man ließe es auf ein Folio-Blatt hüben und drüben abdrucken. Die Jahreszahlen setzte man ad marginem. Nur müßte alsdann in den Circularien an die Geistlichen bemerkt werden, daß die Jahreszahlen nicht mit abgelesen werden" (!!).

alte Onkel hatte ein der „Liebe" immer noch zugängliches Herz. Bettina „das Kind" war von seiner Mama empfohlen und war noch so jung und so phantastisch und geistreich irrlichtelirend, und that dem alten Onkel so schön und schmeichelte so artig, und verehrte und betete an, und wollte ihr unendliches Herzchen an seiner unendlichen Weisheit bilden. Das Kind war auch sonst interessant: es kam eben von seiner Jugendfreundin, der Günderode, mit der es lange zusammen romantische Poesie getrieben und die sich jetzt wegen einer unglücklichen Liebe erstochen hatte. Göthe konnte nicht umhin, sich Schmeichelei und Spielerei mit dem Behagen eines halbverliebten Onkels gefallen zu lassen und mit Bettina einen kleinen Briefwechsel anzuknüpfen, der später den Literaturhistorikern viel Kopfbrechen verursachen sollte. Denn Bettina erweiterte die Billets Göthe's zu einem phantastischen Briefroman und schrieb sich dabei einen viel wichtigeren Platz im Herzen Göthe's zu, als sich actenmäßig nachweisen läßt. Sie behauptete sogar, daß eine Anzahl verliebter Sonette an sie gerichtet seien, von denen sicher ist, daß sie einer andern Liebe galten [1].

Das andere Liebesverhältniß, welches Göthe um diese Zeit — kaum ein Jahr nach seiner formellen Hochzeit — anknüpfte, war nach seinem eigenen Geständniß ernsterer und leidenschaftlicherer Natur. Wilhelmine oder „Minchen" Herzlieb hieß ein Waisenkind, das der Buchhändler Frommann und seine Frau im

---

[1] „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde." Berlin 1835. Vgl. G. von Löper, Briefe Göthe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin 1879. Wie Bettina die Billets Göthe's verarbeitete, wurde bereits 1861 an einem derselben deutlich veranschaulicht. „Ein Originalbrief Göthe's an Bettina." Bl. für Lit. Unt. 1861. Nr. 45. Vgl. Art. Bettina in der Deutschen Biographie. II. 578—583. — Lewes (Frese) II. 432—435 zeichnet das Verhältniß im Wesentlichen richtig. Sehr übertrieben ist die komische Charakteristik bei Keil, Frau Rath. 1871. S. 22 ff.: „halb Hexe, halb Engel; halb Priesterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube" u. s. w.

Alter von neun Jahren zu sich nahmen und aufziehen ließen. Göthe verkehrte oft im Haus und lernte Minchen schon als Kind kennen, und Minchen verehrte schon früh den „lieben alten Herrn". Während der Jenaer Leidenszeit war das Kind bereits zur Jungfrau herangeblüht, nicht eben von auffallender Schönheit, aber von gewinnender Anmuth und Liebenswürdigkeit. Der fast sechzigjährige Göthe verliebte sich allen Ernstes in das kaum siebenzehnjährige Mädchen (geb. 1789) und dichtete Sonette an sie, in welchen er sogar ihren Namen, wenigstens versteckt, dem Publikum und der Nachwelt anvertraute:

„Lieb Kind, mein artig Herz, mein einzig Wesen" [1],

d. h. „mein artig Kind Herzlieb". Der Ernst der Zeit war damit vorläufig wieder überwunden; er hatte einen Roman, der sein „so weises und so thörichtes Herz" wieder beschäftigte und ihm Stoff und Anregung gab, auch einen neuen literarischen Roman zu planen. Das Lächerliche des Verhältnisses entging ihm nicht, allein die Leidenschaft war noch immer mächtiger als der Verstand: „Ich höre wohl der Genien Gelächter; doch trennet mich von jeglichem Besinnen Sonnettenwuth und Raserei der Liebe." [2] Wie immer, war das aber auch jetzt nur eine der Ingredienzien, deren er zu seinem bunten Leben bedurfte. Daneben regierte er gravitätisch Schauspieler und Schauspielerinnen,

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. I. 214.

[2] Ebds. I. 215. Nach Luise Seidler hätte sich Minchens „tiefe Verehrung" für Göthe nie zur „Leidenschaft" gesteigert. S. Grenzboten 1874. IV. 445. — Vgl. F. J. Frommann, Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Jena 1872. S. 116 ff. 163 ff. Göthe selbst gleitet in den Tag- und Jahresheften ohne nähere Angaben über die Sache weg. Er spricht nur von einem „schmerzlichen Gefühl der Entbehrung" (Werke. XXVIII. 177) und: „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet" (ebds. XXVIII. 186). Nach einer zweiten unglücklichen Liebe ging Wilhelmine eine noch unglücklichere Ehe ein und starb als Geisteskranke 1865.

inspicirte den botanischen Garten und das Münzcabinet, und beschäftigte sich mit fast allen Wissenschaften und Künsten zugleich.

Während der Badekur in Karlsbad gefiel sich die weimarische Excellenz im Anschluß an die dort weilende vornehmere Welt. Er erwähnt darunter einer Fürstin Solms, geb. Prinzessin von Mecklenburg, die später Königin von Hannover wurde, einer Fürstin Bragation, des Herzogs von Coburg, des Prinzen Ligne, des Grafen Corneillan, des Hofraths Gentz, des französischen Residenten von Reinhard, seines eigenen Herzogs. Während diese hohe Gesellschaft sein Ansehen und seinen Ruf vermehrte, brachten ihn seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien mit Aerzten und Gelehrten, Sammlern und Geschäftsleuten in Verkehr. Immer mehr gewöhnte er sich indeß, den hohen herablassenden Herrn hervorzukehren und sich majestätisch zuzuknöpfen, wo nicht sein Interesse gerade einen heitern und behaglichen Verkehr zu erheischen schien.

In Weimar ward er bei seiner Rückkehr mit einer Serenade beehrt, welche in ihm nicht wenig den Plan befestigte, eine kleine Singschule zu gründen. Das war noch ein Fach, mit welchem er sich bis dahin wenig abgegeben.

„Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind und da sein sollten.“ [1] So klagt er seinem Freunde, dem Musiker Zelter in Berlin, mit dem er jetzt viel über Musik correspondirte. „Mit der Oper,“ fügte er bei, „wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe.“ [2] Donnerstag wurden Uebungen mit einem heitern Souper gehalten,

---

[1] Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. Berlin 1833. I. 268.

[2] Ebds. — Vgl. Ferd. Hiller, Göthe's musikalisches Leben. Köln 1882.

am Sonntag — an Stelle des Gottesdienstes — ein klein Concert mit Frühstück.

In Jena, wo er sich vom 11. November bis 15. December 1807 aufhielt, brachte Minna Herzlieb die schon erwähnte „Sonettenwuth" über ihn. Um diese Zeit ward er auch von Zacharias Werner besucht, der ihm sehr gut gefiel[1]. Werner kam dann nach Weimar hinüber und blieb da bis in den April. Göthe ließ dessen Tragödie „Wanda" aufführen. Anspielend auf ein anderes Stück Werners, schrieb er (11. Januar 1808) an Jacobi[2]:

„Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist."

Schon ein Jahr später war er indeß mit Werner, wie mit der ganzen sogen. romantischen Schule, höchlich unzufrieden:

„Die Kunstwelt liegt freilich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders, als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle je einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

„Deßwegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immer fort; aber alles geht durchaus in's Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Specification, damit ein jeder ein Besonderes, ein Bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen . . .

---

[1] Ebds. S. 289.

[2] Göthe's Briefe. Berlin. Nr. 113. — Viehoff, Göthe's Leben. IV. 65.

„Sehr schlimm ist es dabey, daß das Humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beispiele an Jean Paul (siehe dessen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Uebrigens gibt es noch immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will."[1]

Hatte Göthe in Bezug auf die mangelhafte äußere Kunstform der Romantiker theilweise Recht, so täuschte er sich dagegen sehr über den üblen Humor, den er Görres zuschrieb[2]. Dieser sprudelte gerade in dieser Zeit über von gutem Humor, wie seine Briefe und die Einsiedlerzeitung beweisen[3]. Der alte Voß schlug darüber um sich, als wäre er von einem Bienenschwarm gestochen. Göthe selbst scheint über Görres nicht sonderlich guten Humors gewesen zu sein, wie ihn auch die Conversion Friedrich Schlegels offenbar sehr unangenehm berührte.

„Lesen Sie ja doch Friedrich Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier," so schrieb er an Zelter, „und bewundern, wie er ein ganz crudes christkatholisches Glaubensbekenntniß mit den herrlichsten Ansichten über Welt-, Menschen- und Culturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Declaration seines Uebertritts zur

---

[1] Briefwechsel mit Zelter. I. 340.

[2] J. Galland, Jos. v. Görres. Freiburg 1876. S. 118 ff. 130.

[3] In den „Schriftproben von Peter Hammer" sagt Görres u. A.: „Welche aber die Unausstehlichsten sind? Das sind die dummen Propheten und Jene, die nur immerfort vorgackern von Politik und politischen Sachen; das Geschmeiß aber, das nistet im Verderben der Zeit und von seinen Sünden sich mästet, jenes schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Trödelmarkte vergaunert u. s. w." Voß bezog das auf sich und ward ganz erbost; sollte auch Göthe sich getroffen gefühlt haben?

alleinseligmachenden Kirche ansehen. Alles dieses hocus pocus, es mag nun wirken wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart ist zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten modificiren als sie will." [1]

Schon früh im Jahre 1808 (den 12. Mai) ging Göthe wieder als Kurgast nach Karlsbad und genoß da das vornehme gesellige Leben, das ihn mit weiteren Kreisen in Verbindung setzte. Die Herzogin von Kurland war da, mit ihr der Dichter Tiedge und die Präsidentin von der Recke, dann der Herzog August von Gotha, der Fürstbischof von Breslau, ein geheimnißvoller Schwede unter dem Namen „von Reiterholm", Kreishauptmann von Schiller, die Bergräthe Werner und von Herder, letzterer des alten Freundes Sohn. Vertraulicher verkehrte er mit der Familie von Ziegesar, die ihm längst bekannt war und bei der er Pauline Gotter und Frau von Seckendorf antraf [2].

Höchst pedantisch erzählt er in den „Tag- und Jahresheften", wie er die ersten Bände der bei Cotta erscheinenden Allgemeinen Zeitung habe binden lassen, um sie dann mit nach Karlsbad zu nehmen [3].

Nach seiner Rückkehr schickte er seinen August an die Universität Heidelberg, mit Empfehlung an Voß und Thibaut. In Frankfurt traf derselbe die Großmutter noch am Leben; doch starb dieselbe am 13. September, 77 Jahre alt. Göthe sah sie nicht mehr; er ging auch hier wieder dem Leiden und dem Tode aus dem Wege. Um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, ließ er Christiane nach Frankfurt reisen. Sie that es „auf eine glatte und noble Weise", wie Göthe anerkennend an Knebel berichtet [4].

---

[1] Briefwechsel mit Zelter. I. 327.

[2] Tag- und Jahreshefte — Werke [Hempel]. XXVIII. 179.

[3] Ebds. S. 184.

[4] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 339. — Vgl. Frese, Göthe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Stuttgart 1877. S. 7.

Unterdessen rückte der Fürstencongreß von Erfurt heran. Das Statthalter-Palais Dalbergs, wo Wieland, Göthe, Schiller, Herder und die anderen Genies so manchen Besuchsabend verplaudert hatten, sollte den mächtigsten Herrscher Europa's beherbergen. Alle Fürsten Europa's sollten sich um ihn versammeln. Französische Decorateurs erschienen, um die vielthürmige Kleinstadt aufzuputzen. Die berühmtesten Schauspieler von Paris kamen, um vor einem Parterre von Königen und Fürsten zu spielen. Alle Rheinbundsstaaten bis auf die kleinste Souveränität herab wurden durch ihre Fürsten oder ihre Thronerben vertreten. Preußen hatte den Prinzen Wilhelm, Oesterreich den General Vincent geschickt. Am 27. September 1808 kam Napoleon an und traf noch am selben Tage mit dem Kaiser Alexander und dem Großfürsten Constantin zusammen. Seit den Zeiten des Mittelalters war kaum mehr ein so großartiger Fürstentag gehalten worden. Doch kein deutscher Kaiser hatte ihn berufen, sondern der korsische Emporkömmling, der Sohn der Revolution, der die alten, ehrwürdigen Fürstengeschlechter verachtete und sie, an der Seite des russischen Autokraten, sehr von oben herab behandelte [1].

Während Göthe Napoleon bewunderte, Voigt jede Auflehnung gegen seine Gewaltherrschaft für Vermessenheit hielt, trug der Herzog nur widerwillig das fremde Joch [2]. Er berief noch 1808 den Herrn von Müffling in seine Landesregierung, der als preußischer Offizier und Unterquartiermeister den Rückzug von 1806 mit ihm gemacht und die Franzosen gründlich haßte. Voigt sah ihn nicht gerne. Niemand wußte, daß er hauptsächlich dazu angestellt war, die Erregung und Bewegung gegen Napoleon im Geheimen zu schüren und den verstreuten Elementen einen Vereinigungspunkt zu geben. So stellte wenigstens Müffling selbst seine Aufgabe dar. „Von Weimar aus," sagte er,

---

[1] Vgl. Häusser, Deutsche Gesch. III. 195—200. — A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 124. — Friedr. von Müller, Erinnerungen. S. 217 ff.

[2] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 96 ff.

„wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruche des Krieges sich als ächt deutsches Element zeigte.“ [1] Auch die Badereisen des Herzogs nach Karlsbad und Teplitz sollen nach seiner Versicherung in diesem Sinne ausgenützt worden sein.

Auf dem Fürstencongreß war begreiflicher Weise nichts von solcher Gesinnung zu spüren. Der Herzog verschwand unter den übrigen Vasallen des französischen Kaisers. Wurde doch die Wache, als sie den König von Württemberg mit dreifachem Trommelzeichen begrüßen wollte, von dem Offizier angeschrieen: Still! Es ist ja bloß ein König! Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!

Göthe, der früher in Weimar kein Gehör bei Napoleon hatte finden können, wollte anfänglich von den Festlichkeiten, die mit dem Congreß verbunden waren, nichts wissen. Aber der Herzog schickte am 29. nach ihm. Nun kam er und interessirte sich an dem merkwürdigen Schauspiel. Besonders zog ihn das französische Theater an. Am 29. wurde Racine's „Andromache“, am 30. dessen „Britannicus“, am 3. October Voltaire's „Oedipus“ gegeben. Göthe war über die Leistungen der Schauspieler in heller Begeisterung. Dazu Stücke, welche zu den bedeutendsten der französischen Bühne gerechnet wurden — und ein „Parterre von Königen“!

Den Königen und Fürsten erwies Napoleon wenig Artigkeit. Dem Kaiser Alexander ersparte er die Demüthigung nicht, in seiner Gegenwart die Tapfersten eines französischen Regiments, das 1807 gegen die Russen gekämpft, vor sich kommen und sich ihre Heldenthaten erzählen zu lassen. Dagegen entsprach es seiner Politik, die gleich ihm aus dem Bürgerstande aufgekommenen literarischen Berühmtheiten etwas auszuzeichnen. Sie waren nicht so zahlreich wie die kleinen deutschen Souveräne und hatten von jeher eine gute Dosis französischer Gesinnung an den Tag

[1] Müffling, Aus meinem Leben. S. 18 ff.

gelegt. Von der ganzen frühern weimarischen Herrlichkeit waren eigentlich nur noch Zwei übrig: der Eine war Wieland, wie Göthe ihn genannt hatte, le doyen de la littérature allemande, 75 Jahre alt, einst der unermüdliche Nachahmer des Mercure de France und der französischen Salonliteratur, der begeisterte Prediger der französischen Revolutionsideen und der gestrenge Richter der französischen Revolution, jetzt ein gebrochener Greis, den Göthe und sein Kreis mehr oder weniger als eine überlebte Größe behandelten und über den längst die komische Edictalvorladung der Romantiker ergangen war, der sich aber nicht als falschen Propheten erwiesen hatte, wenn er früher den Sieg Frankreichs von Bonaparte erwartete. Der Andere war Göthe, schon nahezu ein Sechziger, nach gewöhnlicher Berechnung auch über die Jahre hinaus, in welchen ein Schriftsteller große Erfolge zu erzielen pflegt. Seine der classischen französischen Bühne nahestehenden Leistungen „Tasso" und „Iphigenie" und sein moderner „Wilhelm Meister" waren noch nicht viel über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen. Napoleon scheint ihn nur als Dichter des „Werther" und „Götz" gekannt zu haben — also bloß den jungen stürmischen Göthe, der, Shakespeare nacheifernd, alle Schranken der Kunst durchbrach, nicht den alten Geheimrath, dem vor lauter Kunstgeheimnissen die eigene Poesie beinahe zum Geheimniß geworden war, der Voltaire und Diderot übersetzte und die griechischen Göttinnen ähnlich verehrte, wie sie in Paris immer verehrt worden waren.

Seine Audienz bei Napoleon hat Göthe erst nach vielen Jahren, den 15. Februar 1824, skizzirt[1]. Am 2. October 11 Uhr Vormittags wurde er zu dem Kaiser gerufen, der, eben beim Frühstück, sich mit Talleyrand und Daru über Contributions-

[1] Kanzler Müller trieb ihn dazu an. Am andern Morgen schrieb ihm Göthe: „Sie haben mir gestern einen Floh hinters Ohr gesetzt, der mich nicht schlafen ließ. Ich stand um fünf Uhr auf und entwarf die Skizze jener Unterredung mit Napoleon. Zur Strafe aber, daß Sie mich dazu verleitet, secretire ich mein Produkt." — Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. 1871. S. 80. 81.

Angelegenheiten unterhielt [1]. Göthe blieb in respectvoller Entfernung, bis ihn der Kaiser herbeiwinkte.

„Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: ‚Vous êtes un homme.' Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt seid Ihr?

Sechzig Jahre.

Ihr habt euch gut erhalten —

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir, wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: ‚Es ist kein gutes Stück' [2], und legte sehr umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle [3] und

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 323 ff. 553 ff. Vgl. A. Schöll, Göthe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. 1882. S. 467—484 (Dichter und Eroberer).

[2] Wie Göthe Boisserée erzählte, sagte Napoleon geradezu: „Mahomet est une mauvaise pièce", und Göthe meinte dazu: „Er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen." — Sulpiz Boisserée. I. 265.

[3] Welche, hat Göthe selbst dem Freund Eckermann nicht einmal verrathen wollen (Gespräche III. 28); doch fand „der Alles besser wissende Düntzer" sogar zwei Stellen für eine. S. Schöll, Göthe. S. 482.

sagte: ‚Warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß'; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte."

Göthe entschuldigte sich, indem er dem Kaiser zugleich über seinen literarischen Scharfblick ein Compliment machte.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. ‚Was,' sagte er, ‚will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.'"

Nachdem das kurze Literaturgespräch eine Weile durch politisch-militärische Conversation des Kaisers mit Daru und Marschall Soult unterbrochen, stand der Kaiser plötzlich auf und wandte sich wieder zu Göthe.

„Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er, ob ich verheirathet sei, Kinder habe und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt; ebenso auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können.

„Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte, denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe, oder sagte Oui oder C'est bien oder dgl.; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: ‚Qu'en dit Mr. Göt?'"

Damit hatte die weltgeschichtliche Unterredung vorläufig ihr Ende. Die zwei folgenden Tage hatte Göthe als Theaterchef viele Sorge, weil Napoleon nach Weimar hinüberkommen und die Schauspieler des Théâtre français auch dort eine Vorstellung geben lassen wollte. Am 6. war große Treibjagd in

der Nähe von Weimar, dann Festessen, Theater und Hofball. Es wurde Voltaire's „Tod des Cäsar“ aufgeführt, ein in Paris polizeiwidriges Stück, das aber Napoleon vor den guten Deutschen für weniger gefährlich hielt[1]. Bei dem Ball ließ er nach kurzer Begrüßung den Kaiser Alexander stehen und suchte nochmals Göthe auf. Wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit[2] redete er ihm zu, daß er nicht Shakespeare, sondern die classische Tragödie nachahmen sollte: „Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés ... Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann.“ Ferner soll er ihm noch gesagt haben:

„Sie sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise großartiger als Voltaire schreiben. Diese Arbeit könnte Ihre Hauptlebensaufgabe werden. In dieser Tragödie müßte man der Welt zeigen, wie Cäsar die Menschheit hätte glücklich machen können, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine weitausschauenden Pläne zu verwirklichen ... Kommen Sie nach Paris! Ich fordere das von Ihnen. Da werden Sie einen viel weitern Kreis für Ihren beobachtenden Geist finden, da werden Sie ungeheures Material für Ihre poetischen Schöpfungen finden.“

Wieland war den Festlichkeiten in Erfurt fern geblieben; er war zu alt. Einen Monat zuvor hatte der gemüthliche Schwabe folgenden Rückblick auf sein Leben geworfen[3]:

„Ich habe zwar in vollen 75 Jahren Gottlob! kein glänzendes, noch sonderliches Glück gemacht; sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben. Aber demungeachtet

---

[1] Er soll zur Herzogin Luise gesagt haben: „Étrange pièce, ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici.“ — Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. S. 348.

[2] S. Müller, Erinnerungen. S. 240. — Thiers, Histoire du Consulat etc. Liv. 32. — Lewes (Frese). II. 431.

[3] H. Döring, Chr. M. Wielands Biographie. 1853. S. 146.

verdanke ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse, und ein so freundlich schönes Gewebe der 27 593 Tage (die Schalttage mit eingerechnet), daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen einen trüben und stürmischen Tag, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines so frohen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten."

Wie Göthe, wurde auch er zu dem großen Gala-Diner und zum Hofball eingeladen, fühlte sich aber nicht wohl genug[1]. Dagegen konnte er der Lust nicht widerstehen, die Pariser Schauspieler zu sehen. Er wohnte dem „Tode Cäsars" bei, in einer Seitenloge, in welcher sonst der Herzog dem Schauspiel beizuwohnen pflegte. Napoleon sah da den einfach gekleideten Greis mit seinem Sammetkäppchen und fragte, wer es sei. Als er hörte, daß es Wieland sei, wollte er ihn durchaus sehen.

„Nun war kein anderer Rath," erzählt Wieland selbst, „als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, eine Calotte auf dem Kopf, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig costumirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb eilf Uhr. Kaum war ich etliche Minuten dagewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu. Die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir ganz leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen, in höherm Grade besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein schlichter, anspruchsloser, alter Mann

[1] Ebds. S. 147 ff.

war, und da er, wie es schien, für immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn, sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines Gleichen, und was noch keinem Andern meines Gleichen wiederfahren war, an anderthalb Stunden lang in Einem fort, und ganz allein, zum großen Erstaunen aller Anwesenden. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune war, viel zu sprechen, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. Es war nahe an zwölf Uhr, als ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, die sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Se. Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. ‚Allez donc,‘ sagte er mit freundlichem Ton und Miene, ‚allez! bon soir!‘“

Das lange Gespräch drehte sich erst um Wielands Schriften, dann um geschichtliche Fragen. Wieland sollte sagen, welches Zeitalter er für das glücklichste halte. Als Wieland ausweichend antwortete, ging Napoleon gegen Tacitus los: die römischen Kaiser seien lange nicht so schlecht gewesen, als Tacitus sie geschildert. Darauf kam er auf den Einfluß der Griechen und auf das Christenthum zu sprechen. Wieland fragte Napoleon, weßhalb „der Cultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geiste unserer Zeit nicht angemessener ausgefallen sei“. Napoleon antwortete: „Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte,

die sollte freilich anders beschaffen sein." In dem weitern Gespräch über Religion machte Napoleon den Skeptiker und ging so weit, die wirkliche Existenz Christi zu bezweifeln. Das war Wieland doch zu arg; er vertheidigte sie mit Lebhaftigkeit.

„Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso thöricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben."

„Gut, gut," erwiederte Napoleon, „die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." [1]

Das Gespräch Wielands mit Napoleon war somit in jeder Hinsicht bedeutender und gehaltvoller, als dasjenige Göthe's. Göthe war am andern Tag so müde, daß er, als er einen Besuch bei Frau von Stein machte, sofort einschlief und fortschlief, bis die bei ihr versammelte Gesellschaft wieder fort war.

Am 7. October war wieder große Jagd zwischen Apolda und Jena, auf der Höhe des Landgrafenberges, von wo aus Napoleon zwei Jahre zuvor die Schlacht von Jena befehligt hatte. In Begleitung des Prinzen Wilhelm besuchte er das Schlachtfeld. Er soll dabei, nach dem Berichte Müfflings [2], nur durch seinen Begleiter einem Attentate entgangen sein, das zwei preußische Reiter auf ihn vor hatten. Sie lauerten im Webicht, dem nächsten Wald bei Weimar, mit Musqueten unter dem Mantel auf den Vorbeireitenden. Als sie jedoch den preußischen Prinzen an Napoleons Seite erblickten, entsank ihnen Muth und Entschluß.

In den nächsten Tagen regnete es Sterne und Ordensbänder. Sowohl Göthe als Wieland erhielten am 14. October von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, von Kaiser Alexander den St.-Annenorden. Was Göthe mit Napoleon eigentlich

---

[1] Müller, Erinnerungen. S. 251.

[2] Müffling, Aus meinem Leben. S. 27.

gesprochen, konnte Frau von Stein in den nächsten Tagen nicht erfahren: es hieß, er sei zufrieden, wolle aber die Unterredung geheimhalten. Daß Napoleon aber zu seiner Umgebung von ihm gesagt habe: **Voilà un homme!** verbreitete sich bis zu dem Grafen von Reinhard, der damals in Frankfurt war. Er schrieb wenigstens: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: **Voilà un homme!** Ich glaube es; denn er ist fähig, dieß zu fühlen und zu sagen.“ [1]

Göthe antwortete:

„Also ist das wunderbare Wort des Kaisers, womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen! Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das **Ecce homo** in umgekehrtem Sinne auf mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Ursache, mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn.“ [2]

Auf die theatralische Verherrlichung sollte indeß bald eine peinliche Ernüchterung folgen. Weimar sank nach den meteorhaften Festlichkeiten bald wieder in seine alltägliche Kleinheit zurück. Aber nicht einmal in seinem winzigen Königreiche von Mineralien, Gypsabgüssen, Münzen, Büchern, Pflanzen, Musikalien, Schauspielern und Schauspielerinnen blieb Göthe's Königthum nunmehr unangefochten.

Die Schauspielerin Karoline Jagemann hatte, seitdem sie des Herzogs „Freundin“ geworden, zahlloses kleines Unheil an der Bühne angerichtet, anderen Schauspielerinnen ihre Rollen weggekapert, sie durch ihren Hochmuth verletzt, in alles Mögliche hineingeredet und hineinregiert. Sie wagte sich endlich auch an Göthe, nicht unmittelbar, aber indem sie gegen ihn intriguirte [3].

---

[1] Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. Stuttgart 1850. S. 43. [2] Ebds. S. 44.

[3] E. Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. II. 169—185. „Aus den die Jagemann betreffenden Theilen dieser Briefe geht zur Genüge hervor, wie die Künstlerin, gleich nach ihrem Eintritt in den Weimarer Kreis, verleitet durch

Den Anlaß bot der bei Göthe sehr beliebte Sänger Morhardt[1], welcher sich Anfangs November weigerte, bei der Oper „Sargino" aufzutreten, die auf zweimaligen herzoglichen Befehl am 5. November gegeben werden sollte. Derselbe brachte am 3. ein medicinisches Attestat bei, daß er zwar nicht krank sei, aber wohl durch eine Heiserkeit am Singen behindert werden könnte. Der Herzog brauste auf und verlangte von Göthe, daß er den Widerspänstigen sofort verabschieden sollte, ohne weitere Gage als die der künftigen Woche. Die Vorschüsse, die er aus der Theaterkasse erhalten, sollten ihm geschenkt sein; aber wenn er die Stadt nicht bis zum 20. verlasse, solle er polizeilich ausgewiesen werden. Göthe wagte es nun, für Morhardt einzutreten, worauf der Herzog zwar den bestehenden Contract mit ihm bis Ostern noch gnädig fortbestehen lassen wollte, aber das Eingehen solcher Contracte ernstlich rügte[2]. „Ein Heimchen," schrieb er an Voigt, „oder sonst ein unangenehmes Insekt kann öfter ein Hauswesen so plagen, daß alle Arbeit bei Seite gesetzt werden muß, um ruhige Nächte den Ein=

---

ihre künstlerischen, noch mehr durch ihre persönlichen Vorzüge, ihre dadurch erzielten Erfolge, sowie ihre ganz exceptionelle Stellung, Opposition machte, die ihr Widerstrebenden zu entfernen suchte, um bald Alleinherrscherin nach jeder Richtung hin zu sein. Mit den Mitgliedern begann sie, dann kamen ihre nächsten Bühnenvorgesetzten, Regisseur und Kapellmeister, an die Reihe, und endlich brachte sie es durch ihr Gebahren dahin, daß der Schöpfer, die Seele des ganzen Weimarer Theaterwesens, Göthe, voll Ueberdruß seine Stellung bei der Bühne aufgab, wodurch sie ihr so lang ersehntes Ziel, völlige Alleinherrschaft bei dem Hoftheater, erreichte. Freilich brauchte sie zu letzterem Resultat genau zwanzig volle Jahre, von 1797 bis 1817, aber sie erreichte es, und Göthe muß während dieser Zeit des geheimen Kampfes wohl manches Bittere, Unangenehme erfahren und erduldet haben, wovon der Welt nichts bekannt geworden ist."

[1] Tag= und Jahreshefte. Göthe's Werke [Hempel]. XXVII 175.

[2] Das Rescript, wie die Briefe und Acten für das Folgende bei O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 482—532.

wohnern zu verschaffen." Göthe aber ward über die Sache so entrüstet, daß er seinen Austritt aus der Theatercommission begehrte:

„So befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden, das meinen sonst so wünschenswerthen und dankenswerthen Zustand zur Hölle macht. Was mir außerdem obliegt, werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen." [1]

Voigt mahnte: „Göthens Opinion ist zu weit ausgedehnt; nicht allein das hiesige Publikum, sondern ganz Deutschland sieht auf ihn. Man wird der Sache, gedruckt und ungedruckt, die fatalsten Auslegungen geben." Hofrath Meyer legte im Auftrage Göthe's Friedensvorschläge vor, worin dieser zwar für das Schauspiel seinen früheren Einfluß sichern wollte, aber zugleich vorschlug, die Operndirection von der Schauspieldirection zu trennen. Dazu ließ Göthe vertraulich versichern, daß „er keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend eine Weise zu geniren, sondern daß ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben solle, ob oder wie sie auftreten wolle" [2]. Umsonst. Der Herzog erklärte am 30. November rund heraus:

„Die Theatersache ist von der Art, daß ich platterdings die sogenannte Souverainetät nicht länger existiren lassen will; kann sich Göthe in ein vernünftiges, natürliches und den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement fügen, so soll es mir lieb seyn, mit ihm zu thun zu haben, wo nicht, so kann er die Direction ganz aufgeben." [3]

---

[1] O. Jahn a. a. O. S. 485. [2] Ebds. S. 486. 487.

[3] Ebds. S. 489. Die Klage des Herzogs über Göthe's „Tyrannei" kehrt in mehreren Billets an Voigt wieder: „Ich bitte den Göthe'schen Unsinn und die ethisch poetisch moralisch politische Einkleidung seiner Herrschsucht, und wie er selbst ausdrückt, Tyrannei .... (?), ohne die Einflüsse der Gemahlin zu benennen" u. s. w. ... Ebds. S. 72. „Schicken Sie mir Göthe's Exaltationen mit Ihrem Voto

Einen ganzen Monat hatten sich die beiden einstigen Freunde auf diese Weise verbittert; ein zweiter ging nun damit vorüber, daß Göthe ganze Actenstöße über eine neue Organisation der Theatercommission entwarf, der Herzog und Voigt sie durchberiethen, beide Theile sich auf's Unerquicklichste stritten, Göthe (am 18. December) neue Ursache fand, „höchst verdrießlich und mißtrauisch zu sein", und endlich darüber erkrankte [1].

„Ew. Durchlaucht," schreibt Voigt, „werden aus der Beylage (die ich Nachmittag 3 Uhr erst erhielt) wahrzunehmen geruhen, daß Göthe wirklich krank ist. Die Theater-Sache scheint so in ihm wiederzuhallen, daß er alles, was er für Angriff auf sein Theater-Leben und -Weben ansieht, sich zu Gemüth nimmt, und darüber an Leib und Geist krank wird. Ich muß gestehen, daß ich aus vielen Ursachen bekümmert über die Sache bin."

„Ich hatte an Göthe (Ew. Durchlaucht Befehl zu Folge) vorläufig gemeldet, daß der Commission der Plan zur Theaterorganisation überlassen werden solle. Darauf schrieb er dieses anliegende Blatt. Er sucht darin seine gänzliche Entlassung, um sich, wie der alte Ziegesar, zur Ruhe zu begeben."

Das war der Welt Lohn dafür, daß Göthe unermüdlich über dreißig Jahre sich der theatralischen Unterhaltung des Hofes von Weimar gewidmet, erst das Liebhabertheater in Gang gebracht, dann die Hofbühne von unbedeutenden Anfängen zu einer der ersten Bühnen von Deutschland herangeschult hatte. Zahllose fröhliche Theaterabende, Schillers Dramen, Götz und Stella, Iphigenie und Tasso — Alles war vergessen um einer herrschsüchtigen Schauspielerin willen, welche zu dem Herzog in einem

---

wieder. Ich möchte gern meiner Frau die sehr wunderbare Meynung dieses kleinen Tyrannen lesen lassen" u. s. w. Ebds. S. 73.

[1] Ebds. S. 527. 529. — In den Tag- und Jahresheften sagt Göthe nur: „Gegen Ende des Jahres ergaben sich beim Theater allerlei Mißhelligkeiten, welche zwar, ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten." Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 184.

nichts weniger als rühmlichen Verhältniß stand. Göthe hatte seinen Dienst gethan; er konnte nun gehen, — und er wäre wahrscheinlich um seine Theaterdirection gekommen, wenn es nicht dem persönlichen Einfluß Voigts gelungen wäre, den vollständigen Bruch zwischen dem Herzog und ihm für dießmal noch zu hindern und einen Ausgleich herbeizuführen, den er mit Ehren annehmen konnte. Weder seine unendlich kleinlichen bureaukratischen Theateracten, noch seine empfindlichen Klagen aber stimmen zu Napoleons Urtheil: Voilà un homme! Dazu folterte den tiefgekränkten Dichter die ebenso thörichte als unglückliche Liebe zu einem noch kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen, nachdem er eben erst seiner langjährigen Lebensgenossin die bürgerlichen Rechte einer Gattin verschafft hatte. Das alte Weimar war schon halb ausgestorben. Hof, Stadt und Land seufzten unter dem fremden Joch. Göthe's poetische Thätigkeit durchkreuzten prosaische Studien und Sorgen. Ein Drama „Pandora" blieb, wie so vieles Andere, Fragment, ein neuer Roman war erst im Werden, die Farbenlehre zehrte einstweilen die beste Zeit und Kraft auf.

---

3. Die Wahlverwandtschaften.

1807—1810.

„Die Absicht des Dichters war offenbar, hier den Menschen ebenso als Herrn der Natur darzustellen, wie er ihn in den Angelegenheiten des Herzens zu ihrem Sklaven macht. Dieser Zug tiefer Ironie, dies echt dämonische Element geht durch die ganzen ‚Wahlverwandtschaften' hindurch."

R. von Gottschall.

„Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefleidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet."

Göthe, Tages- und Jahreshefte, 1809.

Wie ein Meteor entschwand der Glanz, den Napoleons Fürstentag über Thüringen ausgebreitet. Weimar trat aus der grellen weltgeschichtlichen Beleuchtung wieder in sein stilles literarisches Dämmerlicht zurück. Herzog Karl August führte die Umgestaltung der landständischen Verwaltung, die er schon im Juli 1808 in Angriff genommen, im Laufe des Winters energisch durch. Der treue Christian von Voigt sorgte, daß alles, was auf Credit Beziehung haben konnte, nicht angetastet wurde [1]. Am 9. Januar 1809 wurde den vereinigten Abgeordneten der drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach eine neue Verfassung vorgelegt, welche den Ständen mehr Einsicht in die Finanzverwaltung und mehr Antheil daran gewährte und diese selbst vereinfachte und praktischer gestaltete. An die Stelle der bisher getrennten Landschaftsvertretungen trat eine gemeinsame ständische Deputation, mit einem Generallandschaftsdirector an der Spitze. Für Steuerwesen und

---

[1] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 94 ff.

sämmtliche Landeskassen wurde eine permanente einheitliche Behörde, das Landschaftscollegium, eingesetzt, die frühere Kriegscommission mit diesem verschmolzen. Generallandschaftsdirector wurde Voigts alter Freund, Herr von Ziegesar, Vicepräsident des neuen Collegiums Herr von Müffling.

Göthe wurde von diesen kleinen Staatsveränderungen nur insofern betroffen, als im Laufe des Jahres 1809 auch sein Geschäftsbereich genauer abgegrenzt und einheitlicher organisirt wurde. Derselbe umfaßte die Oberaufsicht über die Bibliothek, das Münzcabinet, die freie Kunstschule, die Gemälde- und Kupferstichsammlung in Weimar, das lithographische Institut und die Zeichenschule in Eisenach, dann die zoologischen, botanischen, mineralogischen, anatomischen, physikalisch-chemischen Cabinete, den botanischen Garten, die Sternwarte und die Thierarzneischule in Jena, — und endlich kraft besondern Auftrags der höchsten Erhalter der Universität Jena — die dortige akademische Bibliothek. Diese Institute hatten früher ihre besonderen Behörden gehabt, wurden aber jetzt einer einheitlichen Verwaltung unterstellt, der „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst“. „Die einzelnen Etats wurden verschmolzen, und es hing von dem Ermessen der Oberaufsicht ab, wo jedesmal, nach Vorkommen der Umstände, Verwendungen gemacht, und diesem oder jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem, was geschehen sollte, verlangte, als vielmehr gern von dem, was geschehen war, berichtliche und persönliche Kenntniß nahm.“ [1]

Bis zum Jahre 1819 führte Göthe diese „Oberaufsicht“ gemeinschaftlich mit seinem Freunde Gottlob Christian von Voigt, dann allein, nur mit stellvertretender oder sonstiger Hilfe seines Sohnes und des Dr. C. Vogel, der später Göthe's Amtsleben zuerst

---

[1] Tages- und Jahreshefte, 1809. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 188. — Dr. C. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834. S. 6 ff.

beschrieben hat. So dilettantisch auch die Art und Weise war, in welcher Göthe früher die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft und der schönen Künste betrieben hatte, so hatte er doch, theils spielend, theils forschend, im Laufe von mehr als dreißig Jahren ein buntes, mannigfaltiges Detailwissen in allen Zweigen derselben aufgespeichert. Manche jener Anstalten dankten seinem Sammelfleiß ihr Entstehen, andere ihre Bereicherung und glückliche Entwicklung. Mit seinem mehr zersplitterten als einheitlichen Wissen, seiner Sammellust, seiner methodischen Ordnungsliebe, seinem empirischen Forschertrieb und seiner Künstlerfreude am Schönen, war er für eine solche Mittelstellung zwischen Hof und Wissenschaft eine überaus geeignete Persönlichkeit. Sein Ruf zog tüchtige Leute an. Als gewandter Weltmann wußte er sowohl bei Hofe die Interessen der Kunst und Wissenschaft anregend zu vertreten, als auch für die Beamtungen die richtigen Kräfte ausfindig zu machen und sie praktisch zu leiten. Was man auch über seine wissenschaftlichen und Kunstanschauungen denken mag, praktischen Blick, reiches Wissen und musterhafte Amtsführung in jener ihm so recht völlig entsprechenden Sphäre hat ihm Niemand abgestritten. Mit Theologie und Philosophie kam er da höchstens nebenher in Berührung; sein Amtskreis umfaßte zunächst das moderne Realwissen, besonders die Medicin, die Naturwissenschaften, Philologie, Literatur und Kunst. Da war es von Nutzen, daß er für alle Fächer Interesse hatte, keines nach Art eines gründlichen Fachmannes einseitig begünstigte. Sein Wirken hat nicht wenig dazu beigetragen, daß Weimar und Jena heute so reiche und bedeutende Sammlungen besitzen [1]. Ihm allein das zuzuschreiben, ist aber eitel Ruhmrednerei. Eine ganze Schaar tüchtiger Fachgelehrter, Bibliothekare, Custoden, Gehilfen und Schreiber haben den Löwenantheil an der Arbeit, Göthe aber den Löwenantheil am Ruhm und Nutzen gehabt.

---

[1] Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar zählt jetzt über 170 000 Bände, nebst einer werthvollen Handschriftensammlung, einer Militärbibliothek von 6000 Bänden und 7500 Landkarten. Die Universitätsbibliothek von Jena zählt 200 000 Bände u. s. w.

Während er sich in seinem Geschäftsleben eher zum Pedantismus als zur Nachlässigkeit hinneigte, gegen Fernerstehende eine steife, förmliche, oft ablehnende Haltung annahm, bewahrte er in seinem dichterischen Geistesleben eine wahrhaft jugendliche Frische und Munterkeit, im Kreise seiner Freunde die angenehmste Geselligkeit. In einem Alter, wo selbst den zähesten Lebemännern mit Kraft und Muth auch die Thorheiten der Jugend zu vergehen pflegen, an der Schwelle des Greisenalters begann er abermals von Neuem jenes Spiel der „Liebe", dem er nahezu sein ganzes Leben lang nachgehangen, und machte noch einmal „Werthers" Leiden durch, allerdings nicht mehr in jenem brausenden, stürmischen Ungestüm, aus welchem die Dichtungen der Genieperiode hervorgequollen waren, doch mit einer Tiefe der Leidenschaft, welche immerhin noch an jene Gluth der Jugend erinnert.

Sein Verhältniß zu Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann[1] in Jena, wurde schon erwähnt. „Minna war" — nach der Erzählung der Malerin Luise Seidler[2] — „die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, Jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend schwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Colorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß und graziös in allen Bewegungen." — „Turpe senilis amor," sagt Lessing in seinem Laokoon, „ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand."[3] Göthe dachte nicht so. „Einem bejahrten Manne," sagt er in Ottiliens Tagebuch, „verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es

[1] Den Charakter der Pflegemutter Johanna, geb. Wesselhöft, zeichnen deren Räthe „an eine angehende Hausfrau". — Das Frommann'sche Haus. S. 185—191.

[2] Grenzboten 1874. IV. 445.

[3] Lessings Werke [Hempel]. VI. 133.

ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann." [1]. Obwohl achtundfünfzig Jahre alt und erst vor Jahresfrist mit Christiane Vulpius öffentlich getraut, verliebte er sich im November 1807 — und es sollte noch nicht seine letzte Liebesgeschichte sein — in die achtzehnjährige Minna Herzlieb und tändelte so lange mit dieser Liebe herum, bis sie sich, wenn auch ohne äußeres Aergerniß, doch für sein Gemüthsleben zum völligen Roman gestaltete [2]. Der Anfang war offenbar Spielerei. In den Abendzirkeln bei Frommanns wurden Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und Zacharias Werner vorgelesen. Göthe hatte bis dahin diese künstliche Form wenig gepflegt [3]. Er dichtete nun Sonette, ein Dutzend in Jena, nachher noch fünf in Weimar, zierliche Dingerchen, wahre Muster der schwierigen Form, aber wieder sämmtlich Liebesgedichte [4]. Eines sprach den Namen der Geliebten aus, ein anderes feierte ihn als Charade. Ein Platoniker war Göthe einmal nicht. Die Tändelei ward Ernst, und als er von Jena scheiden mußte, war ihm ganz ähnlich zu Muthe, wie einst, als Merck ihn von den Butterbroden Lotte's und dem Mondschein zu Wetzlar hinwegholte. Er hatte den Hamen einer unglücklichen Liebe tief im Herzen und konnte ihn so leichten Kaufes nicht wieder los werden.

Wie lange Göthe dieser folternden Träumerei nachgehangen, ob auch sein Verhältniß zu Bettina Brentano mit in dieselbe hineingespielt, ob sie auf die späteren unglücklichen Lebensschicksale Minna's Einfluß gehabt, kurz über den ganzen Verlauf dieses

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XV. 153.

[2] „Peut-être était-il d'avis qu'après avoir commis la faute de prendre une femme, il convenait de la garder, mais il n'eût pas été choqué qu'on n'en prît deux. Lui-même, tout en étant le mari de Christiane, n'éprouvait aucun scrupule d'aimer Minna Herzlieb." — A. Mézières, Revue des Deux Mondes. C. 883.

[3] Ein Sonett in der „Natürlichen Tochter", II. A. 4. Auftr., ein anderes in dem Vorspiel: „Was wir bringen."

[4] Göthe's Werke [Hempel]. I. 209—218.

neuen Romans fehlen alle zuverlässigen näheren Angaben [1]. Es ist nur Göthe's Geständniß vorhanden, daß er an einer tiefleidenschaftlichen Wunde gekrankt habe [2], — dann ein paar Sonette, welche einen ernstlichen Liebesschmerz athmen — der Roman „Die Wahlverwandtschaften" und Göthe's Versicherung: „daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden" [3], endlich das Geständniß Göthe's an Zelter bei Minna's Verlobung mit Pfund: „Seine Braut fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben, und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig."

„Die Wahlverwandtschaften" reihen sich ihrer Entstehung nach an einige Erzählungen und Novellen, welche Göthe im Sommer 1807 schrieb: „Sanct Joseph der zweite", „Die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von fünfzig Jahren". Eine solche weitere Novelle hatte Göthe anfänglich geplant. „Der Stoff," meinte er aber hinterher, „war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." Die Ausführung schritt während des Jahres 1808 wenig voran, um so rüstiger vom April bis Juni 1809. Am 6. Juni hoffte er, die Arbeit in etwa 14 Tagen vollenden zu können. Der Besuch des Königs Jerome nöthigte ihn indeß, im Juli für eine Woche von Jena nach Weimar zu gehen, und so wurde es October, bis sie fertig war. „Der 3. October," erzählt er, „befreite mich von

---

[1] Luise Seidler stellt in ihren „Erinnerungen" (Berlin, Hertz, 1874) jede eigentliche Liebschaft von Seite Minna's in Abrede. — F. J. Frommann (Das Frommann'sche Haus. Jena 1872) gleitet mit befremdlicher Kürze über die Thatsache hinweg, daß Minna 1808, bald nach Göthe's Sonettenwuth, von Jena weg nach Züllichau versetzt wurde, gibt aber von Göthe's Seite „heftige Empfindungen" und „leidenschaftliche Erregtheit" zu. Vgl. Göthe-Zelter Briefwechsel. II. 53. 69.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 186.

[3] Eckermann, Gespräche mit Göthe. 4. Aufl. Leipzig 1876. II. 127.

dem Werk, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.“ [1]

Inhalt und Stimmung des neuen Romans kommen schon darin mit „Werther“ und „Wilhelm Meister“ überein, daß der Dichter sich von allen großen Bewegungen seiner Zeit, von der gesammten Welt- und Völkergeschichte auf das Gebiet des Gefühlslebens zurückzieht und auch da wieder sich von allem Erhebenden, Großen, Schönen abwendet und sein Interesse auf den engen Kreis des Krankhaften, des Ungesunden, selbstgemachter Phantasieleiden, moralischer Verirrung beschränkt. Man könnte die drei Romane wohl passend eine „Trilogie der unglücklichen Liebe“ nennen. Beim jungen „Werther“ entwickelt sie sich zur tollsten Schwärmerei, an welcher der weichliche Held elend zu Grunde geht. Bei „Wilhelm Meister“ wird sie zu einer Art von Erfahrungs- und Bildungsschule ausgesponnen, durch welche er von aller Poesie curirt, ein nüchterner, blasirter Lebemann wird. Aber wie „Wilhelm Meister“ den „Werther“ Lügen straft, so paralysirt der „Eduard“ der „Wahlverwandtschaften“ wieder den „Meister“, soweit man wenigstens die Dichtung im geistigen Leben ihres Urhebers betrachtet. Göthe schwärmt wohl, wie der junge „Werther“, er macht der Braut und Frau eines Andern den Hof, er erfährt dabei alle Qualen einer hoffnungslosen Liebe; aber er erschießt sich nicht. Er wird nun „Wilhelm Meister“, d. h. er fängt die Komödie von vornen an, aber viel leichtsinniger und mit zunehmender weltmännischer Gewandtheit. Kommt ihm die erste Geliebte abhanden, so träumt er ihr zwar noch einige Zeit pathetisch nach, siedelt aber unbedenklich zu einer zweiten und dritten und vierten über und wird allmählich ein „weiser Mann“. Aber auch mit dieser Weisheit ist es wieder nicht richtig. Denn der vielerfahrene und wohlroutinirte „Eduard“, der jene ganze Bildungsschule durchgemacht, vermag sich gegen die geringste Versuchung nicht zu sichern; fast naiver und thörichter als Werther tappt er in die böse Gelegenheit, erliegt ihr und geht trotz

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 187.

aller Weisheit des „Wilhelm Meister“ daran zu Grunde. Auch das ist aber theilweise wieder Fiction. Der Dichter kehrt nach dem geistigen Ehebruch wieder zu „Wilhelm Meister“ zurück und erholt sich in den Novellen der „Wanderjahre“ von dem Jammer der unglücklichen Liebe.

Die Widersprüche sind zu schroff, als daß man sich Mühe geben sollte, sie künstlich auszugleichen. Der natürliche Ausgleich liegt darin, daß zwar alle drei Romane mitsammt ihrem Anhang, den „Wanderjahren“, bis zu einem gewissen Grade „Bekenntnisse“ Göthe's, „Confessionen“ seines Lebens sind, aber nicht im selben Grade und nicht in derselben Weise. „Wilhelm Meister“ zeichnet annähernd die Entwicklung, die er durchgemacht, und die praktische Lebensweisheit, zu der er gelangt ist, „Werther“ und „Die Wahlverwandtschaften“ dagegen nur vorübergehende Stimmungen und Zustände, welche er mit Hilfe jener Lebensweisheit überwand. Diese Lebensweisheit aber liegt wesentlich darin, zwar im Leben selbst Roman an Roman zu spinnen und in Dichtungen auszusprechen, die „Liebe“ mithin zur Haupttriebkraft des Lebens und der Dichtung zu machen, sie selbst aber keineswegs so ernst und tragisch zu nehmen, wie die Helden der Romane, sondern von einer begrabenen Liebe dichtend wieder zu einer neuen überzugehen, und so zu „lieben“ und zu dichten bis zum Tode. In der Behaglichkeit, womit der sechzigjährige Herr noch alles Liebesleid eines untreuen Ehemannes und eines kaum der Pension entronnenen Mädchens durchlebt und durchleidet, zerlegt und bis in's Kleinste beschreibt, ja zu seiner Hauptaufgabe, zum Mittelpunkt seines Dichtens und Denkens für zwei Jahre macht, liegt schon das Geständniß, daß ihm in diesem angeblichen Leiden unendlich wohl ist, daß er mit Wollust darin lebt und webt, daß ihn ein Mädchenherz mehr interessirt, als alle Philosophien und Religionssysteme, alle Königreiche, Wissenschaften und Künste der Erde.

Wie im „Werther“, so hat es Göthe auch in den „Wahlverwandtschaften“ durchaus nicht auf eine spannende Verwicklung abgesehen. Es ist die einfachste Liebesgeschichte von der Welt,

eine häusliche Tragödie, wie sie sich, bei den sittlich faulen Zuständen der modernen Zeit, in belebten Großstädten wie auf einsamen Landsitzen, unzähligemal abgespielt hat und, leider Gottes, noch abspielt.

Ein vornehmer junger Herr und ein reiches Dämchen vom selben Alter, von Jugend auf mit einander bekannt, völlig für einander passend, lieben sich herzlich und wollen sich heirathen. Aber der böse Geiz tritt dazwischen. Eduard wird von seinen Eltern eine reichere ältere Frau aufgedrängt, Charlotten ein wohlhabender, nicht geliebter, aber geehrter Mann. Der Tod löst indeß beide Convenienzheirathen nach kurzer Zeit. Eduard und Charlotte werden wieder frei und heirathen einander nun, durch ansehnliche Erbschaften zu größerem Besitz und vornehmster Unabhängigkeit gelangt. Sie schwimmen im Geld und haben nur die eine Sorge, es auf die angenehmste Weise auszugeben. Charlotte wirft sich auf Park- und Gartenkunst, Eduard auf Sport und Landwirthschaft. Doch das ist mehr Spielerei, als wirkliches Interesse. Sie lieben sich, aber ohne jene Leidenschaft, welche für krankhafte und empfindsame Gemüther den einzigen Reiz des Lebens ausmacht. Die Kraft und das Glück, welche eine feste, entschieden erfaßte Lebensaufgabe von selbst gewährt, fehlt dem vornehmen, spielerischen Ehepaar. Sie sind blasirt. Sie langweilen sich.

Auf dieser dumpfen Langeweile baut sich die Handlung des Romans auf. Nichts erhellt und lichtet die drückende Atmosphäre. Kein leidenschaftlicher, gewitterartiger Ausbruch säubert sie. Wolke ballt sich auf Wolke. Unter diesem schwülen Himmel bricht in vier Herzen das zehrende Fieber unglücklicher Liebe aus und läßt Leser und Leserin durch sechsunddreißig Kapitel daran hinschmachten, ohne daß eine große, edle That, ein wahrhaft schöner Charakter, ein tröstendes Ereigniß den Geist aus diesem düstern, jammervollen Lazarethbilde hinausführte. Wie im Werther, ist die ganze Geschichte eine pathologische Analyse, viel feiner, viel glatter, viel vornehmer, viel ruhiger, aber nichts als Liebesjammer von Anfang bis zum Ende. Alles spielt sich in Stimmungsbildern,

Zuständen, Reflexionen, Situationen der traurigsten Art ab. Werther kann dießmal keine Pistolen bekommen, Lotte siecht an der Schwindsucht hin, und die Qual, welche mit dumpfer Langeweile begonnen, erstirbt trüb und lahm in dumpfer „Resignation“.

Der Wunsch, sein einförmiges Dasein kurzweiliger zu gestalten, bringt Eduard auf den Plan, einen Freund, den Hauptmann, der sich in unangenehmer, vereinsamter Lage befindet, in sein Haus aufzunehmen. Charlotte mahnt ab. Es ahnt ihr nichts Gutes. Da aber Eduard auf seinem Wunsche besteht, rückt auch sie mit einem ähnlichen heraus: ihre schöne, junge Nichte Ottilie, die sich in einer Pension ziemlich unglücklich fühlt, zu sich zu rufen. Es wird nun kurzweiliger auf dem Schlosse. Nicht daß das bereits ältere Paar unter seinen Augen ein neues bräutliches Verhältniß heranreifen sähe. In einem galanten chemischen Gespräch erklärt der Hauptmann jene chemischen Processe für die bedeutendsten und merkwürdigsten, „wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich auf's Neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für völlig berechtigt.“

„Denken Sie sich,“ fährt er fort, „ein A, das, mit einem B innig verbunden, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung! A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe.“

Scherzend nennt Eduard seine Frau A, sich B, den Capitän C und Ottilie D. Der Scherz wird bald Ernst. Es beginnt die leidenschaftliche Herrschaft der Wahlverwandtschaften. Eduard faßt eine steigende Zuneigung zu der jungen Ottilie, Charlotte

verliebt sich in den Hauptmann. Da auf keiner Seite religiöser Ernst, Charakter, sittliche Würde vorhanden, folgen die vier Romanfiguren wirklich wie chemische Atome willenlos der Versuchung wie einer naturnothwendigen Affinität. Das Ehepaar kommt zum geistigen Ehebruch. Der Hauptmann wird zum Verräther an seinem Freunde, das „liebe Kind" Ottilie wird mit seiner Weichheit und Empfindsamkeit leichten Kaufs von dem erfahrenen Weltkinde Eduard in den Strudel der verhängnißvollsten Leidenschaft hineingerissen.

Göthe lehrt durchaus nicht, daß er die sinnliche Liebe für eine nothwendig handelnde Elementarkraft halte, die den Willen unwiderstehlich fortreißt wie die chemische Affinität die Atome. Der Roman enthält im Gegentheil sehr schöne, wenn auch nicht völlig correcte Stellen über Liebe und Ehe.

„Wer mir den Ehestand angreift," läßt er Mittler, den wunderlichen Berather entzweiter Familien, sagen, „wer mir durch Wort, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich nicht seiner Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein; denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Freuden und Leiden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil

es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?“ [1]

Der Roman verläuft jedoch auf geradezu entgegengesetzten Bahnen. Charlotte und der Hauptmann bringen zwar ihre gegenseitige leidenschaftliche Liebe den äußeren, einmal bestehenden Verhältnissen zum Opfer, sie trennen sich; doch die Herzen bleiben aneinander gefesselt. Bei Eduard aber wirkt die Liebe zu Ottilie wie eine chemische „Wahlverwandtschaft“, eine unbezähmbare Naturgewalt. Kaum weiß er, daß Ottilie ihn wieder liebt, so dringt er auf Scheidung von Charlotte. Doch diese wird Mutter und muß im Interesse des Kindes für ihre Ehe mit Eduard einstehen. Um sich zu zerstreuen, zieht Eduard in den Krieg, aus dem er ruhmgekrönt wiederkehrt, aber nicht geheilt von seiner Neigung für Ottilie. Diese hegt das Liebesverhältniß ebenfalls weiter, bis ein plötzliches Ereigniß sie aus demselben aufscheucht. Das Kind Charlottens, das bedeutsamer Weise nicht die Züge seiner Eltern, sondern jene des Hauptmanns und Ottiliens trägt [2], ertrinkt durch einen Unfall in einem Teiche. Für Eduards Wünsche scheint jetzt das letzte Hinderniß hinweggeräumt. Doch Ottilie ist von dem Unglücksfall auf's Tiefste betroffen. Sie ist ganz unschuldig daran. Während sie Alles aufgeboten, um das Kind von einer Spazierfahrt nach Hause zu bringen, ist es ihrem Arm entschlüpft, in's Wasser gefallen. Alle Wiederbelebungsversuche sind vergeblich. Vor Ergriffenheit fällt sie selbst wie eine Leiche zu Boden. Scheinbar starr und todt, hört sie, wie Charlotte jetzt bestimmt in ihre Scheidung von Eduard willigt, damit dieser in Ottiliens Liebe Ersatz für das todte Kind und das gestörte Familienglück finde. Jetzt erst durchschaut sie die Tragweite ihres Verhältnisses ganz und klar und denkt an Sühne:

„Ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XV. 81.

[2] Wie Lewes bemerkt, folgt Göthe hierin einem alten Volksglauben, den die Physiologie nicht bestätigt. Lewes [Frese]. 11. Aufl. Stuttgart 1877. II. 453.

gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren . . . Eduard's werde ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat mir Gott die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen." [1]

Zu ihrem Unglück ist ihre Buße aber nicht diejenige einer Christin, sondern diejenige eines überspannten Frauenzimmers. Sie tödtet sich durch langsame Aushungerung. Eduard härmt sich in ähnlicher Weise zu Tode. Im Grabe finden sich endlich die wahlverwandten Elemente.

Formlich ist die ganze Erzählung ein Meisterwerk. Wenn Lewes [2] meint, der Stoff hätte zwar für „eine kleine Erzählung, eine Novelle" hingereicht, sei aber durch breitspurige Ausführung zum Romane verdorben worden, so beurtheilt er die „Wahlverwandtschaften" nicht nach dem Plane des Dichters, sondern nach außenliegenden Momenten. In die kleine Welt, welche Göthe schildern will, passen die Beschreibungen, deren Breite Lewes tadelt, ebenso wohl als die vornehme Langeweile, womit der Roman beginnt. Die Verbesserungen im Park, die Errichtung der Mooshütte, die Wiederherstellung der Kapelle, die Anlage neuer Wege gehören durchaus mit zu dem Kreis der handelnden Personen, sie geben als Staffage die natürlichsten Stimmungsbilder, sie sind auf's Feinste mit dem ganzen Seelengemälde verschmolzen. Auch die Tagebücher Ottiliens fügen sich, soweit sie deren Stimmungen zeichnen, trefflich in den Rahmen des Ganzen; nur wo der neue Salomo ihr ganze Acten aus dem Archiv seiner eigenen Lebensweisheit unterschiebt, entsteht zwischen ihrem Inhalt und dem Charakter des jungen Mädchens eine gewisse Dissonanz. Auch diese gleicht sich indeß einigermaßen aus, wenn man das Tagebuch nicht zu strenge nimmt, sondern nur als Gelegenheit, die der Dichter sich bereitet, um gewissermaßen als griechischer Chor zwischen die Handlung und den Leser zu treten, ihm von den

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XV. 223.

[2] A. a. O. II. 456.

Erfahrungen seines Alters mitzutheilen und einem an sich untiefen weiblichen Gefühlsleben einigen Gehalt zu verleihen.

Wie im „Werther" ist der ganze psychologische Zersetzungsproceß — denn das ist schließlich diese Geschichte unglücklicher Liebe — mit einem Kennerblick geschrieben, der tief in alle Gründe und Abgründe des Menschenherzens geschaut; mit der Wahrheit und Lebendigkeit eines Herzens, das alles Leid der Liebe bis in die kleinsten Einzelheiten an sich durchgefühlt; mit jenem feinen Künstlerverstand, der dieß bunte Gewirre verschwommener und ringender Gefühle mit der durchsichtigsten Klarheit zum Kunstwerk zu gestalten wußte. Ein Jüngling hat Alles empfunden, ein Greis Alles aufgezeichnet. Der Dichter erscheint zugleich als Arzt und Kranker; aber als Arzt, der sich selbst kurirt, ist er weit überlegener, als einst im „Werther". Die poetische Lebendigkeit der Zeichnung, der Farbe, der Handlung hat dabei verloren. Viele der Nebenpersonen, der Architekt, die Vorsteherin, der Gehilfe u. s. w., haben, wie in der „Natürlichen Tochter", nicht einmal Namen erhalten. Der Hauptmann und Charlotte, Eduard und Ottilie selbst sind äußerlich mehr typisch allgemein als concret aufgefaßt. Doch ihr ganzes Seelenleben ist so individuell, so scharf charakteristisch ausgeführt, so harmonisch abgerundet, so bis in's Kleinste motivirt, wie in keinem andern Romane Göthe's. Auch das äußere Culturbild besitzt die lebensvollste Klarheit und Wahrheit[1].

Gervinus erklärt die „Wahlverwandtschaften" geradezu als das Meisterstück der neueren Novellistik überhaupt und findet sie mit den Novellen des Cervantes darin verwandt, „daß sie jene durchsichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit in Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, jene gerad-

---

[1] „Les moeurs de la société polie qui s'était formée en Europe, à l'image de la France, moeurs d'une classe et non d'un peuple, les relations qu'entretiennent les gens du monde, y sont décrites par un observateur très-pénétrant et toujours bien informé." — A. Mézières, Revue des Deux Mondes. C. 879.

linige Richtung der Empfindungen und Leidenschaften, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung an sich tragen" [1].

Der Roman fand indeß keine ungetheilt günstige Aufnahme. Die feindlichen Stimmen waren sogar zahlreicher, als die freundlichen [2]. Der Vorwurf der Immoralität wurde viel allgemeiner laut, als gegen den „Werther". Er ist bis heute nicht verstummt [3].

---

[1] Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur. Leipz. 1844. V. 711.

[2] Sehr begeistert war der alte Heinr. Voß: „O Sie unendlich reicher Mann! Wie wissen Sie zu beglücken! . . . Mir ist, als wenn Sie keines Ihrer frühern Werke mit dem Behagen, mit der Gluth und Innigkeit geschrieben hätten, und doch sehe ich keines Ihrer frühern Werke geringer an, als vor Lesung Ihrer ‚Wahlverwandtschaften'" (26. Dec. 1809). — Göthe-Jahrbuch. V. 77. — Wieland dagegen mißfiel der Roman; nur an Ottilie fand er bei der dritten Lesung endlich einen künstlichen Magnet, der sein Urtheil günstiger stimmte. Düntzer, Freundesbilder aus Göthe's Leben. Leipzig 1853. S. 399.

[3] Den schärfsten Angriff machte Rehberg, der ein ebenso tüchtiger Kenner Englands als unbestechlicher Gegner der französischen Revolution war, in einer Recension, welche den Jahrgang 1810 der Allgemeinen Literaturzeitung von Halle eröffnete. „Er erzählte den Inhalt der ‚Wahlverwandtschaften' und nahm die Charaktere durch. Er erklärte den Eduard für einen baronisirten Wilhelm Meister, den er hinwieder als einen charakterlosen Laps bezeichnet hatte, so daß Eduard schließlich kurzweg als Baron Laps figurirt. Er behauptete, Ottilie sei nicht ein echtes Kind von des Dichters Geiste, sondern sündhafter Weise erzeugt, in doppelter Erinnerung an Mignon und an ein altes Bild von Masaccio oder Giotto. Er glaubte, nicht uneben, eine Verwandtschaft zwischen Luciane und der natürlichen Tochter herauszufühlen. Und er meinte schließlich: ‚Wie kann man aus solchen Geschöpfen eine Tragödie machen! O göttlicher Sophokles! Heiliger Shakespeare, Richardson, Rousseau und wer sonst das menschliche Herz durch den Kampf der Leidenschaft mit

Was die Fabel selbst in ihren Hauptumrissen betrifft, so ist dieser Vorwurf gewiß unbegründet. Sie zeigt, wie ein äußerlich glückliches Familienleben durch Mangel an tieferer, innerer Bildung, durch leichtsinniges Spielen mit der sittlichen Gefahr, blinde Hingabe an die Leidenschaft, Halbheit in deren Bekämpfung langsam unterwühlt wird, endlich zusammenbricht und diejenigen mit in den Untergang zieht, die sich mehr oder weniger schuldvoll jenem thörichten Spiel überlassen haben. Schon der geistige Ehebruch wird von Eduard selbst als Verbrechen gebrandmarkt. Ottilie erkennt ihr Verhältniß zu Eduard als einen Bruch des Gesetzes, als ein Verlassen der gottgewollten Bahn, als ein Verbrechen an, das Buße und Sühnung erheischt. In ihrem und Eduards Untergang wird der poetischen Gerechtigkeit einigermaßen Genüge geleistet. Die Fabel an sich rechtfertigt deßhalb die Vorwürfe nicht, welche gegen die Moralität des Romans erhoben worden sind. Von aller Verfänglichkeit freisprechen läßt er sich aber dennoch nicht.

Zunächst haftet ihm jene Verfänglichkeit an, welche allen pathologischen Liebesromanen gemeinsam ist und welche in der verführerischen Macht unglücklicher Liebe selbst liegt. Die Frau von Staël hat darüber ein sehr wahres Wort gesagt und Göthe selbst hat es übersetzt: „Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Recht sagen kann, ist, daß die Leidenschaft darin so gemalt ist, daß sie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens gibt, in welchen diese Gefahr größer ist als alle Vortheile, die man davon erwarten konnte.“ [1] Verschuldetes und unverschuldetes Mißgeschick dämpfen den Reiz der Leidenschaft nicht, ja erhöhen sie ihn nur, wenn er durch anziehende Schilderung zum Gegenstand der Liebe und Theilnahme geworden. Eine bloß allgemeine Moralität

---

dem Gefühle des Erhabenen zu bewegen wußte! Hat der Verfasser des Werther und der Iphigenie hier sich selbst oder sein Publikum verspotten wollen?‘“ — Göthe-Jahrbuch. VI. 352.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 841.

in den Grundzügen der Fabel reicht deßhalb nicht aus. Der Dichter muß in der Darstellung der Leidenschaft selbst sich Schranken setzen und dem verführerischen Reize des Bösen zum wenigsten ein heilsames Gegengewicht schaffen, wenn sein pathologisches Bild nicht zum Gifte werden soll.

Hier liegt nun die Schwäche des Romans, wie zahlloser anderer Romane, deren Dichter nichts Anderes im Sinne hatten, als die Nachtseite des Menschenlebens, Leidenschaft, Sünde, Verbrechen, sittliche Zerrüttung und Fäulniß, möglichst kunstvoll und pikant darzustellen [1]. Der Dichter selbst ist von der Leidenschaft befangen, die er schildert; der Arzt ist selbst von der Krankheit ergriffen, die er zu heilen vorgibt. In all ihren Sorgen und Leiden, in ihrem Gram und Tod ist ihm Ottilie mehr als eine bloße Romanfigur; sie stirbt für ihn nicht; sie ist das Ideal seiner Liebe, wie einst Gretchen, Lotte, Lili, Charlotte von Stein und Christiane, die „römische" Geliebte in Thüringen. Er selbst liebt, wie Eduard — der ältere, verheirathete Mann ein junges Mädchen. Die ganze Gluth und Innigkeit wirklicher Liebe durchströmt den Roman und leiht ihm theilweise seinen Zauber.

Die Darstellung ist allerdings weit von jener platten Lüsternheit entfernt, mit welcher Wieland verfängliche Situationen herbeizuführen und bis zum Obscönen zu steigern pflegt. Göthe weiß seine Worte abzuwägen und spricht kaum eines aus, was eine wohlerzogene Dame ihm nicht nachsprechen dürfte. Es lassen sich mit zierlichen Worten indeß allerlei Dinge andeuten, welche,

[1] Diese lediglich pathologische Natur des Romans gibt auch der warme Götheverehrer Zauper zu: „Mag es Anderen gegönnt sein, in Romanen zu schildern, quid virtus, et quid sapientia possit, unser Dichter hat es sich einmal vorgenommen, die Menschen zu geben, wie sie, leider! sind, und so werden sie für uns belehrender als jene Ideale, nach denen wir vergeblich (?) suchen." J. St. Zauper, Studien über Göthe. Wien 1840. I. 185. Soll der Menschheit wirklich alles Ideale abhanden gekommen sein? Soll der Dichter nichts zu schildern finden, als Elend und Sünde? Oder soll das belehrender wirken, als das Gute?

in die Sprache der Phantasie übersetzt, vom Lüsternen wenig abstehen.

„Es gibt Gedanken, deren bloßes Vorhandensein schon eine Handlung ist und zerstörend wirkt; gibt ihnen nun vollends die Dichtung durch ihre Darstellung einen ätherischen Körper, so wird die innere Zerstörung tausendfach fortgepflanzt; diesem Vorwurf wird man Partien der Wahlverwandtschaften schwerlich entziehen.“ [1]

So vorsichtig und wählerisch, anscheinend auch keusch [2] Göthe in seinen Worten und Wendungen auch sein mag, so frei ist er in seinen Situationen, in der ganzen Entwicklung des Romans. Es ist eine vollständige Schule ehebrecherischer Liebe, die, wie im „Wilhelm Meister“, durch den Zauber der Darstellung auf's Höchste verlockend dargestellt wird: auch im Schiffbruch zehren Eduard und Ottilie noch von der Süßigkeit der sündigen Erinnerung, und selbst im Tode schwebt ihnen ihre Vereinigung als das höchste Ziel des Daseins vor. Alle Scenen und Bilder des Romans sind in das magische, sehnsüchtige Licht dieser unglücklichen Liebe getaucht, Natur und Kunst sind nur herbeigezogen, um ihre unwiderstehliche Gewalt hinreißender zu zeichnen. Der Ehebruch, zwar principiell verurtheilt, ist thatsächlich mit einem Glorienschein von Schönheit, lockender Anmuth, verführerischem Reiz umgeben. Ernste Männer, denen die Heiligkeit der Ehe wirklich mehr als ein Roman galt, haben diesem Werke Göthe's deßhalb nie rechten Geschmack abgewinnen können [3].

Ein künstlerisches Gegengewicht zu dem künstlerisch verherr=

---

[1] Gelzer, Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841. S. 300.

[2] Karl Rosenkranz (Göthe und seine Werke. Königsberg 1847. S. 463) spricht sogar von Göthe's „keuschester Feder“; was dieser „Doctor der Theologie“ aber unter Keuschheit versteht, siehe ebendas. S. 278 ff.

[3] „In den Vereinigten Staaten,“ sagt der ausgezeichnete Historiker Bancroft, „würden die ‚Wahlverwandtschaften‘, Dank der verehrten Heiligkeit des Ehebandes, als eine falsche und gefährliche Schmähschrift auf die menschliche Natur bei Seite geworfen werden.“ Horatio S. White, Göthe in Amerika (Göthe=Jahrbuch. V. 225).

lichten Ehebruch bietet der Roman nicht. Zum Anwalt der Ehe und des Sittengesetzes hat Göthe die halb komische, halb philiströse Gestalt Mittlers bestellt, zum Anwalt der Religion einen stillen, unbedeutenden Architekten. Wie im „Wilhelm Meister", so ist auch hier kein einziger großer, idealer Charakter, kein Mann von unbeugsamer Willenskraft, keine Frau von fleckenloser Reinheit, an deren Reden und Thaten die Nichtswürdigkeit Eduards und die Schwäche Ottiliens künstlerisch ihre volle und thatsächliche Kritik fände. Nur das Schlechte oder Halbgute ist dem Dichter interessant, nur daran verschwendet er seine ganze poetische Darstellungskunst. Für das Gute, das Edle und Erhabene fehlen ihm Gestalten und Farben, Künstlerliebe und Gestaltungssinn [1]. Dem Vertheidiger der Ehe hängt er den Philistermantel eines lächerlichen Pechvogels um [2], und aus dem Jammer, den die Leidenschaft angerichtet, weiß er keinen Ausweg anzugeben, als das mattherzige Wort: Entsagung!

Dieses Wort bedeutet nicht, wie im christlichen Sinn, das gottesfreudige, heldenmüthige Opfer zeitlicher Güter um ewiger, unvergänglicher willen, nicht die Bedingung eines höhern, bessern, idealern Lebens. Was es bei Göthe bedeutet, hat der französische Kritiker A. Mézière sehr richtig ausgedrückt:

„Wo Göthe diese Frage der freiwilligen Entsagung berührt, die einem jeden aus uns von der Natur auferlegte Pflicht, uns zu entäußern und einzuschränken, wenn wir glücklich sein wollen, trifft er auf das Fundament jenes Sittengesetzes, das die Regel

[1] Höchst sonderbar ist Gödeke's Aufforderung (Grundriß. II. 856): „Neben den ‚Wahlverwandtschaften' möge, wer darin den Frieden mit dem Sittengesetz vermißt, ‚Hermann und Dorothea' rücken, und vor der Verurtheilung des Künstlers, der den Roman schrieb, erwägen, daß derselbe Künstler auch die idyllische Epopöe schuf." Ganz gewiß! Auch „das Wort, das Philine nachgesprochen ist" (s. Göthe-Jahrbuch. IV. 30), auch den „Wilhelm Meister", auch die „Römischen Elegien".

[2] Vgl. Göthe-Zelter, Briefwechsel. V. 381. — Hoheisel, Göthe's dramatische und epische Hauptwerke. Eisenach 1873. S. 158. 159.

seines innern Lebens und das Hauptgeheimniß seiner Kraft gewesen ist. Von seiner Jugend an hat er sich vor dem Uebermaß der Leidenschaft und vor dem zügellosen Drang der Sinnlichkeit wie vor einer Schlinge gehütet. Die Liebe zur Ordnung, die er von seinem Vater geerbt, hielt bei ihm der Liebe zum Vergnügen das Gleichgewicht, die er von seiner Mutter geerbt. Seine Tugend hat nichts Rauhes; er genießt das Leben oft wie ein gegen sich selbst nachsichtiger Epikuräer, aber er setzt sich eine Grenze, die er nicht überschreitet; er weiß zur rechten Zeit, in dem Augenblick inne zu halten, wo die Lust das Gleichgewicht der Fähigkeiten aufheben und sein Glück stören könnte. Es liegt etwas Stoicismus in dieser beständigen Wachsamkeit, in diesem fortdauernden Bezwingen seiner selbst; es liegt auch eine wunderbare Kenntniß der Bedingungen des Lebens darin. Um die Lust besser zu genießen, versagt sich Göthe das Uebermaß der Lust; jede Entbehrung verwandelt sich für ihn in einen Zuwachs moralischer Genüsse; er entschädigt sich für die vorübergehende Freude, die er opfert, an der bleibenden Ruhe, die er sich verschafft.“ [1]

Das ist die Moral der „Wahlverwandtschaften“ und Göthe's selbst. Einen festen, sittlichen Halt in positivem Glauben hat er nicht zu bieten, nicht einmal eine klargefaßte, zuverlässige, annehmbare Philosophie. Die „Wahlverwandtschaften“ wimmeln von Irrthümern, Halbwahrheiten, unrichtigen Ideen, flachen Anschauungen, die, künstlich aufgeputzt, eine gewisse Tiefe zu haben scheinen. Es würde eine ganze Schrift erheischen, den bunten Mischmasch seiner halb heidnischen, halb christlichen oder phantastischen Ideen in Bezug auf Gott, Seele, Natur, freien Willen, Unsterblichkeit, Religion, Offenbarung, Wunder, Kirche, Gottesdienst, Ehe, eheliche und bürgerliche Pflicht, Sünde, Buße u. s. w. bis in's Einzelne aufzudecken und von den wirklichen Goldkörnern natürlicher Weisheit und geselliger Bildung auszuscheiden, mit

---

[1] Revue des Deux Mondes. T. C. p. 880 ss. — Vgl. Schubarth, Zur Beurtheilung Göthe's. Breslau 1820. I. 126 ff.

denen sie, wie Spreu mit Weizen, gemischt sind. Jedes Körnchen Gift ist mit liebreizender Süßigkeit umgeben und jedes Körnchen geistiger Nahrung mit einer feinen Dosis Gift versetzt.

Das unerfahrene Mädchen, das sich an Ottiliens gewinnender Charakteristik und rührend schlichten Erlebnissen in die Vorstellung und in die Träume einer ehebrecherischen Liebe hineinphantasirt, wird durch keine feste, sichere Wahrheit von der Nachahmung des unglücklichen Vorbildes zurückgeschreckt. Ottilie selbst wird nur durch dunkles Gefühl, geheimnißvollen Mysticismus aus ihrem sündigen Verhältniß aufgerüttelt, sie gibt es ganz entsprechend nur äußerlich auf, hält innerlich an der verbotenen Liebe fest und geht daran zu Grunde. Sie faselt von Gott und von Gesetz, aber sie hat nicht einmal eine bestimmte, christliche Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele.

„Wenn man," so heißt es in ihrem Tagebuch[1], „die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt, als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein erlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Das ist alles, was das junge, kaum der Pension entschlüpfte Mädchen von „Unsterblichkeit" weiß und glaubt. Die älteren Leute im Roman wissen auch nichts Besseres. Sie reden von der Liebe wie von chemischen Wahlverwandtschaften; der lockere Graf, der auf Besuch kömmt, schlägt Probe-Ehen auf fünf Jahre vor. Was Wunder, wenn das „liebe Kind" in solcher Gesellschaft auf die Idee verfällt, durch Aushungerung seine bisherige Liebe zu Eduard büßen zu müssen, und wenn es endlich daran stirbt, daß Mittler die zehn Gebote erklärt. Es ist aber auch eine Erklärung. Nachdem Göthe 40 Jahre lang kaum mehr in

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XV. 140.

einer Kirche gewesen, weiß er nicht einmal mehr, wie jeder gläubige Protestant und Katholik die zehn Gebote auslegt, und läßt eine lange Rede los, um sie abzuschaffen und durch bessere zu ersetzen[1]. Die Rede erinnert unglücklicher Weise die abgehärmte Ottilie an ihre sündige Liebe. Das ist der letzte Stoß. Jetzt bricht sie zusammen. Der langsame Selbstmord ist dadurch gemildert, und der Dichter steht nicht an, sie heilig zu sprechen, ja sogar zur Wunderthätigen zu machen. So wird in feinster Weise, auf Schritt und Tritt, jede christliche Anschauung zerstört, unterminirt, in jenen Gefühlsdusel verflüchtigt, den Göthe anderwärts für Religion ausgab.

In besonders bestrickender Weise sind dabei jene katholischen Elemente verwerthet, durch welche die protestantischen Romantiker in ihrer Novellistik dem katholischen Glaubensleben sich wenigstens äußerlich einigermaßen näherten, sowie der abergläubische Mysticismus, durch den sie sich den katholischen Glauben zu ersetzen suchten. In die modern-liberale Gesellschaft tritt ein christlich-germanischer junger Architekt und Maler, der sich in Ottilie verliebt und auch diese etwas beschäftigt; in dem materialistisch-ideenlosen Park wird eine gothische Kapelle stilgerecht restaurirt, mit Glasfenstern, Chorstühlen und einer schweren, eisenbeschlagenen Thüre; auf die blaue Decke werden Engel gemalt, die alle etwas Ottilie gleichen; Ottilie geht dahin, nicht um zu beten, sondern um von Eduard zu träumen. „Die farbigen Scheiben," meint sie, „machen den Tag zur ernsten Dämmerung", und Jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe. Auf Weihnachten bereitet der Architekt eine Krippendarstellung vor. „Ein schöner, frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es uns nicht fehlen." Zur Madonna ist Ottilie ausersehen. Der Architekt arbeitet Tag und Nacht, die Darstellung wird glänzend, nur fehlen die Zuschauer, welche das fromme Schauspiel hätten genießen können.

„Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der

---

[1] Ebds. XV. 240. 241.

Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte, was sie spielte."

In der gothischen Kapelle finden Eduard und Ottilie ihre Ruhestätte, sie wird zum Wallfahrtsort, nachdem Ottiliens Dienstmädchen, wie es meint, durch Ottilie wunderbare Rettung gefunden.

„Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die mit irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt, die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes die Kirche zu verschließen." [1]

Wie fein Göthe in künstlerischer Hinsicht all diese katholischen Anklänge ausgeführt, wie sehr er dabei die ähnlichen Darstellungen der protestantischen Romantiker übertraf, hat A. Schöll sehr verständnißvoll dargelegt [2]. Er hat aber übersehen, daß die protestantische Romantik und der katholische Glaube zwei ganz verschiedene Dinge sind, und daß Göthe, indem er jene künstlerisch überwand, diesen zwar sehr verkappt und spöttisch mitangriff und herunterzog, aber den Werth seiner Lehren und Gebräuche, die tiefste Poesie seines Wesens keineswegs entwerthete.

Der Angriff liegt in dem frivolen Mengseln der schönen, echt poetischen Formen, welche dem Dichter viele der anmuthigsten

---

[1] Ebds. XV. 136 ff. 142 ff. 169 ff. 244 ff. 246.

[2] A. Schöll, Göthe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Berl. 1882. S. 398—412.

Bilder liefern, mit schalem Unglauben und Aberglauben, rationalistischem Gefasel und eitler Kunsttändelei, Jammer und Sünde. Die echt christliche und deutsche Kunst wird aus ihrer idealen Höhe in einen lächerlichen Realismus herabgezogen und als bloße Theaterdecoration den Damen zu Füßen gelegt. Die neueste Madonna Göthe's, die Wunderthäterin Ottilie, ist zugleich eine Art nervös-magnetischen Mediums. So fein und empfindlich sind ihre Nerven, daß ein Pendel in ihrer ruhigen Hand zu schwingen beginnt, daß sie die Nähe eines verborgenen Kohlenlagers wittert. Sie hat hellsehende Träume, und da sie links am Kopfe, Eduard rechts am Kopfe ein chronisches Kopfleiden hat, so ist an sympathetischer Wahlverwandtschaft nicht zu zweifeln. Das engelgleiche Wesen, die Heilige der gothischen Kapelle, ist aber nicht nur ein Phänomen dunkeln Aberglaubens; ihr religiös ausstaffirtes Traumleben schwebt und schwimmt beständig in geistigem Ehebruch; ihre angeblichen Wunder sind der Lohn eines langsamen Selbstmords, und das liebliche, an sich so traute Krippenbild ist mit echt Voltaire'scher Frivolität zwischen ein zerstörtes Familienleben und das Grab einer Selbstmörderin gerückt. Das religiöse, katholische Element paradirt also genau in derselben Weise, wie Bischöfe, Mönche und Nonnen in zahlreichen Opern, als pathetisch-romantisches Gegenstück zu dem Augentrost, an welchem der moderne Lebemann sich am liebsten weidet.

Wie wenig ernst im Sinne des Dichters die dürftige Moral der „Wahlverwandtschaften" zu nehmen ist, bezeugt das Fragment „Pandora"[1], welches aus derselben Zeit und aus denselben Gemüthsstimmungen herrührt und theilweise schon 1808 in Seckendorfs Zeitschrift „Prometheus", ganz 1810 als Taschenbuch erschien.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. X. 291—384. — Düntzer, Göthe's Prometheus und Pandora. Leipz. 1854. — Riemer, Mittheilungen. II. 596—598. — A. Schöll, Göthe. S. 418—461. — Schubarth, Zur Beurtheilung Göthe's. Breslau 1820. I. 160—166. — Rosenkranz, Göthe u. s. Werke. S. 201—206. — Schäfer, Göthe's Leben. Bremen 1858. II. 227. 228.

„Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften,“ sagt Göthe selbst, „drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also neben einander gar wohl gedeihen.“ [1]

Aus Ottiliens gothischer Grabkapelle, die für ihn doch nichts weiter als gothischer Schnickschnack war, kehrte er hier in sein Lieblingsreich der altgriechischen Sage zurück. Er mag vielleicht daran gedacht haben, sein früheres Fragment „Prometheus“ zu vollenden. Aber er selbst war nicht Prometheus mehr. Die himmelstürmende Wuth der Revolutionszeit hatte sich gelegt. Die Titanen hatten nichts zu Stande gebracht, als eine unsägliche Verwirrung. Prometheus selbst kam ihm jetzt, unter napoleonischer Beleuchtung, wie ein unkünstlerischer, materialistischer, gewaltthätiger Grobschmied vor, ungefähr wie der Thor der altgermanischen Sage. Er wandte sich deßhalb dem von der griechischen Sage sehr ungünstig behandelten Epimetheus zu. In ihm glaubte er eher einen Träger für seine Ideen zu finden. Aus dem griechischen „Unbedacht“ schuf er sich einen weichen, melancholischen, deutsch-hellenischen Träumer, einen Dichter, der in Pandora's Liebe und Schönheit einst den Inbegriff aller Seligkeit zu erobern hoffte. Doch Pandora ist ihm entschwebt. Keiner seiner Träume hat sich verwirklicht. Als enttäuschter Greis klagt er, daß die Hämmer der prometheischen Schmiede ihn so früh vom Schlummer wecken. Seine Jugend selbst, sein ganzes Leben däucht ihm verfehlt. Er ist ein völliger Pessimist geworden:

„So bitt're Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß, ungeduldig in das Leben hingewandt,
Ich unbedachtsam Gegenwärtiges ergriff
Und neuer Sorge neubelastende Qual erwarb.
So flohst du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechselnd immer, immer wechselnd mir zum Trost,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 177.

Nun aber, nächtig immer schleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgensterns
Voreilig Blicken. Besser blieb es immer Nacht." [1]

Ein Liebeslied des Phileros, Prometheus' Sohn, scheucht ihn aus seinen jammervollen Betrachtungen auf. Dieser sucht seine Geliebte und erinnert den Alten damit an seine eigene einstige Liebeszeit. Epimetheus erzählt nun seine Bewerbung um Pandora und sein Liebesglück in langem, träumerischem Monolog und schläft dabei ein. Inzwischen geht die Schmiede des Prometheus auf: bald glühen die Essen, Waffen werden geschmiedet, Hirten bestellen sich Schwerter zum Kampf. Dem Epimetheus erscheint Elpore, seine und Pandora's Tochter, im Traum und verkündet ihm in den süßesten Melodien eines Liebesliedes Pandora's Wiederkunft:

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wiederfinden?"
Ja gewiß! „Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?" Ja doch, ja! [2]

Noch mächtiger wallt die Liebessehnsucht des Greises auf, als die von Phileros mit dem Schwert verfolgte Epimeleia fliehend dahereilt. Sie hat ihm, dem jugendlichen Liebhaber, mit einem Hirten die Treue gebrochen. Er will sie tödten. Da aber Epimetheus sie schirmt, eilt er verzweifelnd fort, sich selbst den Tod zu geben. Epimeleia erzählt in glühender Romanze ihrer Liebe Lust und Leid. Da glaubt ihr Vater seine Pandora wieder vor sich zu sehen und schildert im Zwiegespräch mit Prometheus deren Schönheit, begeistert wie Einer, der zum ersten Male liebt. Doch bald erinnert er sich, daß er Pandora verloren, und der Liebeshymnus stimmt sich herab zum traurigsten Klagegesang. Da

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. X. 340.
[2] Ebds. S. 355.

ruft Epimeleia um Hilfe. Ihr Hirt ist erschlagen. Phileros eilt zum Meere, um sich zu ertränken. Prometheus bietet seine Leute auf, ihn zu retten. Eos hilft und verkündet die Rettung.

So weit reicht das Fragment. Aus ein paar abgerissenen Worten einer weitern Skizze haben die Commentatoren ein Stück ausgedacht, das die Culturgeschichte der ganzen Welt umspannen soll. Göthe hat indeß dieses Culturbild nicht gedichtet. Was aus den ausgeführten Scenen spricht, ist Göthe's altes und immerwährendes Geständniß, daß er Kunst, Poesie, Schönheit nur in einem sinnlichen Liebesrausch zu finden weiß, sei es im seligen Besitz der Geliebten, sei es in Klage und Sehnsucht nach ihr. Der greise Epimetheus ist er, der, von Minna Herzlieb getrennt, erst trauernd den Liebesträumen seiner Jugend nachhängt, dann neue Liebe hofft, in dem Liebestreiben der jüngern Generation Erinnerung und Hoffnung neu belebt und wenigstens als Dichter Lust und Leid der Liebe noch einmal durchzukosten sucht. Das ist sein Element, sein Ideal, sein Alles.

„Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie griff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

„Du suchest nach Worten, sie würdig zu loben,
Du willst sie erhöhen; sie wandelt schon oben.
Vergleich' ihr das Beste, du hältst es für schlecht.
Sie spricht, du besinnst dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst dich entgegen; sie gewinnt das Gefecht.
Du schwankst, ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

„Das Gute, das Liebe, das mag sie erwiedern.
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
Sie stellt sich an's Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
Gibst Reichthum und Weisheit und Alles in den Kauf.

„Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.“ [1]

Eine platonisch-idealistische Deutung läßt dieser Hymnus nicht zu. Das ganze Fragment athmet die weichste, glühendste Liebeslust. Keine Enttäuschung, kein Verlust, nicht Alter, nicht Erfahrung, nicht die allgemeine Noth, nicht die drückenden Kriegsereignisse vermögen den Dichter in seinem Liebesrausch zu stören. Er lebt ihn in all seinen Phasen durch, und die Dichtung stockt, wie so viele andere, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht.

Wie beim Werther fehlt auch hier das cynische Schlußkapitel wiederum nicht, obwohl Göthe es nicht in seinem Werke aufzunehmen wagte. Es übertrifft an Schlüpfrigkeit alles, was Wieland und was Göthe selbst in dieser Hinsicht geleistet haben, und gehört, trotz seiner geglätteten Form, zur niedrigsten Rubrik der Literatur. Das Gedicht heißt „Das Tagebuch“. Göthe selbst hielt damit zurück, weil er es für „weit verfänglicher“ hielt, als selbst die anstößigsten seiner „Römischen Elegien“ und weil er fürchtete, „der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit Aergerniß zu geben“ [2]. Eckermann fand das Gedicht „so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt“. Riemer aber, dem Göthe 1810 zu Karlsbad das Gedicht dictirte, drückt die Befürchtung aus, „die Waare“ möchte confiscirt werden, wenn sie auch besser sei, als die eines Wieland und Thümmel, und fügt bei: „Sie ist zur Zeit noch secretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baren Ernst nehmen, was auch nur ein Usus Ingenii ist.“ [3]

---

[1] Ebdſ. S. 367. 368.
[2] Eckermann, Gespräche. I. 82 (25. Febr. 1824).
[3] Riemer, Mittheilungen. I. 622—624.

Als das Gedicht 1864 herausgegeben und von Emil Kuh in der „Oesterreichischen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" feierlich als „ein verborgenes Juwel von Göthe" angepriesen wurde, wiesen selbst die gewiß nicht prüden „Blätter für literarische Unterhaltung" diese unsittliche Marktschreierei zurück und verurtheilten das Bestreben, dergleichen „geheime Sünden an's Tageslicht zu fördern" [1].

Als das Gedicht 1879 (mit dem Datum 1880) zu Karlsbad wieder neu aufgelegt und verbreitet wurde, fiel es der Polizei in die Hände, wurde jedoch auf Göthe's Namen hin wieder freigegeben. Zürnend erhoben sich da die „Grenzboten" und nach ihnen die „Frankfurter Zeitung" gegen die unfeine Speculation, durch welche eins der herrlichsten (!) Göthe'schen Gedichte „zu einem zweideutigen Sensationsobject herabgewürdigt worden, auf die Stufe der Weinstuben- und Commisvoyageur-Literatur, auf die Stufe jener Pikantissima", die „sich Woche für Woche in den Spalten des Beiblattes zum ‚Kladderadatsch' herumtreiben"; ein Thautropfen sei dadurch „im Schmutze selbst zu Schmutz" geworden [2]. Es liegt indeß auf der Hand, daß unschuldige Thautropfen zu derartigen Speculationen nicht verwandt werden, und daß das Gedicht nur deßhalb unter die „Pikantissima" gekommen ist, weil es zu denselben gehört oder nach Eckermanns Ausdruck so rückhaltlos natürlich ist, „daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt" — und zwar mit Recht.

---

[1] Blätter für lit. Unterhaltung 1864. S. 921. 922.

[2] Grenzboten 1879. IV. 103—109. Frankfurter Zeitung, 15. Jan. 1880.

4. Die Farbenlehre.

1808—1810.

„Eine eigentliche Theorie ist nicht in Göthe's ‚Farbenlehre' enthalten, wohl aber ist sie dadurch vorbereitet, und ein Streben nach ihr spricht so deutlich aus dem Ganzen, daß man sagen kann, sie werde, wie ein Septimen-Accord den harmonischen, der ihn auflöst, gewaltsam fordert, ebenso vom Totaleindruck des Werkes gefordert."
A. Schopenhauer, Ueber das Sehen u. die Farben.

„Darin sind die Physiker einig, daß in Göthe's ‚Farbenlehre' nicht eine Erklärung, sondern nur eine Beschreibung von Versuchen, allerdings in meisterhafter Darstellung, gegeben sei."
W. Klinkerfues.

Das Nächste, was Göthe den „Wahlverwandtschaften" und der „Pandora" folgen ließ, war sein größtes, wissenschaftliches Werk, dasjenige, auf welches er sich fast mehr als auf seine Dichtungen zu Gute that, von welchem er den Ruhm und die Bedeutung eines bahnbrechenden Entdeckers erwartete: seine Farbenlehre.

„Auf Alles," pflegte er wiederholt zu sagen, „was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigsten (!) Wissenschaft, der Farbenlehre, der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele." [1]

---

[1] Eckermann, Gespräche. II. 59.

Neben all den Liebesdichtungen nimmt sich das ernste Buch mit seinen trockenen Paragraphen wunderlich genug aus. Faust ist zum Wagner geworden, und die poetische Phantasie scheint unter prosaischen Experimenten, Schemata und Schablonen völlig begraben zu sein. Dennoch ist dem nicht so. Das ganze Werk ist vielmehr aus Selbsttäuschungen hervorgegangen, die man nur einem Dichter einigermaßen verzeihen kann.

Weil Göthe in jungen Jahren etwas zeichnen gelernt hatte, glaubte er zum Maler berufen zu sein; weil er als Dichter mit einem reichen Schönheitsgefühl ausgestattet war, glaubte er auch Malerei, Skulptur, Architektur, ja alle übrigen Künste beherrschen zu können; weil er mit seinem lebhaft sinnlichen Naturell an der Philosophie keinen Geschmack fand, wandte er sich mit Leidenschaft den bildenden Künsten und der Naturwissenschaft zu, hoffte durch geniale Intuitionen in denselben das Geheimniß des Schönen zu ergründen, und zweifelte nicht, auf diesem ästhetisch-empirischen Wege zu einem genußreichen Verständniß des Weltalls zu gelangen, welches an Tiefe und Bedeutung alle Philosophien überflügeln würde. Mit der ersten Täuschung trug er sich an zwanzig Jahre; erst in Italien gewann er endlich durch das Zureden erfahrener und ihm wohlwollender Künstler die Ueberzeugung, daß er nicht zum Maler berufen sei. Desto fester aber klammerte er sich jetzt an die beiden damit verwandten Täuschungen an und hielt sie fest bis zum Tode. Aus ihnen ist der Plan seiner Farbenlehre erwachsen.

Licht und Farbe sind das Element der Malerei, welche Göthe nebst der Poesie und Skulptur am frühesten beschäftigte. Schon in seinen Jugendaufzeichnungen, dem „Ephemeriden", finden sich Belege hierfür [1]. Dichtungen und Briefwechsel bezeugen die wachsende Neigung. Der Wunsch, die Optik von Grund aus zu studiren, scheiterte an dem Mangel mathematischer Kenntnisse und an dem unglücklichen Versuch des in Jahren vorgerückten

[1] A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766—1786. S. 79.

Mannes, das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Er kam nicht über die vier Species der Algebra hinaus[1]. Dennoch verlor er den Muth nicht, die Natur des Lichtes und der Farben so weit zu ergründen, als es zum Verständniß des Schönen in Natur und Kunst erforderlich und hinreichend ist. Man kann ja den Generalbaß meisterlich verstehen, ohne die mathematischen Undulationsprobleme theoretisch lösen zu können, auf welchen er beruht. Der Muth wuchs unter dem schönen Himmel Italiens, im Anblick der herrlichsten Malereien.

„Ich sehe," schreibt er[2], „daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können." Aus Italien zurückgekehrt, beschäftigte er sich viel mit Optik und durchlief den „ganzen Kreis der Farbenlehre in schlaflosen Nächten"[3]. Nach der schlesischen Reise machte er jene Versuche mit den Prismen des Hofraths Büttner, welche ihn zu der plötzlichen Ueberzeugung führten, Newton habe geirrt und er selbst sei berufen, vermöge dieser Entdeckung der gesammten Optik eine neue, epochemachende Wendung zu geben. Im Frühjahr und Sommer 1791 arbeitete er seine „Beiträge zur Optik, Erstes Stück," aus, worin er seine Entdeckung geradezu als epochemachend bezeichnete. Die Arbeit war hart. „Ich habe mir durch das optische Studium eine große Last aufgeladen," schrieb er dem Herzog[4], „oder vielmehr der Genius hat's gethan; ich bin hineingegangen, Schritt vor Schritt, eh' ich die Weite des Feld's übersah."

Es war nicht der Genius. Eine unbesonnene Eitelkeit lenkte ihn von dem Gebiete ab, das er mit seinen Anlagen und mit fleißigem Studium allenfalls hätte beherrschen können. Anstatt sich bei den Beziehungen zu halten, welche zwischen der Optik

---

[1] Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. II. 321—324. „Das Handwerk" blieb außer seiner Sphäre.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. 481.

[3] Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. I. 141 ff.

[4] Ebds. I. 171. 172.

und der Malerei bestehen, sprang er in das eigentliche physikalische Gebiet über und nahm sich allen Ernstes vor, Newton abzusetzen. Umsonst protestirten die Physiker. Er glaubte, es handle sich hier ebenso um alte Vorurtheile und blinden Autoritätsglauben, wie auf dem Gebiete der Geschmackstheorien. — Er merkte nicht, daß er hier der exacten Wissenschaft gegenüberstand. Immer tiefer verrannte er sich in seine Entdeckung und in die steife Ueberzeugung, damit noch eine wissenschaftliche Revolution hervorzurufen.

Den Gegensatz seiner vermeintlichen „Erfahrungen" zu Newtons Lehre, wie er dieselbe auffaßte, hat er am kürzesten in einem Briefe an Fritz Jacobi, aus dem Lager bei Marienborn, unter dem 15. Juli 1793 [1] formulirt:

Newtonische Lehre.	Resultate meiner Erfahrungen.
1. Das Licht ist zusammengesetzt: heterogen.	1. Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.
2. Das Licht ist aus farbigen Lichtern zusammengesetzt.	2. Am allerwenigsten aus farbigen Lichtern. Jedes Licht, das eine Farbe angenommen hat, ist dunkler als das farblose Licht. Das Helle kann nicht aus Dunkelheit zusammengesetzt sein.
3. Das Licht wird durch Refraction, Reflexion und Inflexion decomponirt.	3. Inflexion, Refraction, Reflexion sind die Bedingungen, unter denen wir oft apparente Farben erblicken; aber alle drei sind mehr Gelegenheit zur Erscheinung als Ursache derselben. Denn alle drei Bedingungen können ohne Farbenerscheinung existiren. Es gibt auch noch andere Bedingungen, die sogar bedeutender sind, als z. B. die Mäßigung des Lichts, die Wechselwirkung des Lichts auf die Schatten.

[1] Briefwechsel mit Fr. Jacobi. S. 167 ff.

4. Es wird in sieben, vielmehr in unzählige decomponirt.	4. Es gibt nur zwei reine Farben, Blau und Gelb; eine Farbeigenschaft, die Beiden zukommt, Roth, und zwei Mischungen, Grün und Purpur; das übrige sind Stufen dieser Farben oder unreine.
5. Wie es decomponirt worden, kann es wieder zusammengesetzt werden.	5. Weder aus apparenten Farben kann farbloses Licht, noch aus farbigen Pigmenten ein weißes zusammengesetzt werden. Alle aufgestellten Experimente sind falsch oder falsch angewendet.
6. Die apparenten Farben entstehen nicht durch eine Determination des Lichts von außen, nicht durch eine Modification durch Umstände.	6. Die apparenten Farben entstehen durch Modification des Lichts durch äußere Umstände. Die Farben werden an dem Licht erregt, nicht aus dem Licht entwickelt. Hören die Bedingungen auf, so ist das Licht farblos wie vorher, nicht weil die Farben wieder in dasselbe zurückkehren, sondern weil sie cessiren. Wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweiten Lichtes hinwegnimmt.

Während der französischen Campagne, bei der Belagerung von Mainz, nachher wieder in Weimar experimentirte er unaufhörlich mit Prismen und Tafeln und stellte unter freiem Himmel Beobachtungen an. 1792 ließ er ein „Zweites Stück Beiträge zur Optik“ erscheinen. Vergeblich mahnten ihn die Fachmänner wiederum ab. Er hielt fest. Doch fing er keine Controverse an, veröffentlichte weiter nichts mehr. Er begnügte sich, ruhig weiter zu experimentiren, zu beobachten, zu sammeln. Ein umfangreiches, nach allen Seiten vollständiges Werk sollte endlich unversehens, einer macedonischen Phalanx gleich, den Widerstand niederwerfen, welchen die Physiker seinen mehr plänkelnden „Beiträgen“ wie seinen Xenien auf Newton entgegengestellt hatten. Schiller ward in das Interesse hineingezogen, wie zahlreiche andere Freunde. Schiller sagte zu Allem Ja und Amen, half Göthe bei dem Systematisiren des immer anwachsenden Materials, ließ sich indeß nicht weiter auf ein Experimentalwissen ein, dem er allzeit

ferngestanden hatte. Fünf Jahre vergingen noch nach Schillers Tod, bis das gesammte chromatische Archiv endlich wohlnummerirt gedruckt war, der erste Band unter dem Titel „Entwurf einer Farbenlehre“, der zweite unter dem ebenso bescheidenen „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“. Der erste Band ist wieder in zwei Theile geschieden, einen didaktischen und einen polemischen [1]. Ton und Haltung des Werkes sind aber keineswegs so bescheiden wie der Titel. Der Widerstand der Fachmänner gegen seine eigene Theorie hatte den sonst sehr abgemessenen Hofmann so in Harnisch gebracht, daß er Newton, den großen Physiker und Astronomen, oft nahezu im Reitpeitschenstil der Genieperiode behandelt. Jetzt nennt er dessen Sätze „bis zum Unglaublichen unverschämt“, jetzt „baaren Unsinn“, dann wieder „eine fratzenhafte Erklärungsart“, „Advokatenstreiche“, Hokuspokus“, „Taschenspielerei“, „höchst bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank“. Eine noch seltsamere Redeblume ist es, wenn er von dem „Newtonischen siebenfarbigen Schmutze“ redet oder grollend ausruft: „Aber ich sehe wohl, Lügen bedarfs und über die Maßen!“ [2] Am Schlusse des ersten Bandes angelangt, fühlte er selbst den parlamentarischen Anstand arg verletzt, aber indem er sich herauszureden suchte, trat die persönliche Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit nur von Neuem hervor:

„Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Konflikt von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt, seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden, daß Niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauskomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders sein kann, wenig-

---

[1] Zur Farbenlehre von Göthe. I. Bd. Tübingen, J. G. Cotta, 1810. XLVIII u. 654 S. gr. 8⁰. — II. Bd. XXVIII u. 757 S. gr. 8⁰. — Dazu ein Atlas mit 17 theils illum., theils schw. Kupfern und 12 S. Text gr. 4⁰. (Vom ersten Band existiren Exemplare mit der Jahreszahl 1808.) — S. Göthe's Werke [Hempel]. Bd. XXXV u. XXXVI.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXV. 514.

stens herausgeworfen sein will. Hartnäckiger als die Newtonsche Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt; man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche, daß es unsern Nachfahren zu Gute kommen möge." [1]

Eine sonderbare Klage im Munde des Mannes, der die Frankfurter Recensionen, Götter, Helden und Wieland, den Satyros und die Xenien geschrieben, zahllose Leute mit Spott und Witz verfolgt hatte und nun in das friedliche Gebiet der Optik ganz unaufgefordert und ohne alle mathematischen Vorkenntnisse eingebrochen war, mit der ausdrücklichen Absicht, Newton — d. h. die durch die gesammte Fachwissenschaft vertretene, wissenschaftlich erprobte, allgemein anerkannte Farbenlehre des größten Physikers und Astronomen über den Haufen zu werfen [2]. Wenn er höflich abgewiesen wurde, hatte er es sich selbst zuzuschreiben. Es war das Mildeste, was ihm begegnen konnte.

Ist schon diese persönlich gereizte, leidenschaftliche Auffassung einer wissenschaftlichen Frage als einer förmlichen Parteisache ein höchst ungünstiges Anzeichen für den Werth der Untersuchung, so ergibt eine eingehendere Prüfung derselben wesentlich den Schluß, der seltenbegabte Dichter und Kunstliebhaber habe hier sein Bereich in höchst unvorsichtiger Weise überschritten und mit

---

[1] Ebdſ. S. 526.

[2] Etwas von diesem fröhlichen Leichtsinn besaß er jedenfalls noch, als er im Weinjahr 1811 an den Philologen F. A. Wolf schrieb: „Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die gute Wirkung thut. Meine Gegner schmatzen daran herum wie die Karpfen an einem großen Apfel, den man ihnen in den Teich wirft. Diese Herren mögen sich geberden wie sie wollen, so bringen sie wenigstens dieses Buch nicht aus der Geschichte der Physik heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wirken was es kann." M. Bernays, Göthe's Briefe an Wolf. S. 115.

unendlichem Aufwand von Zeit, Mühe, Fleiß ein Werk geschrieben, das zu seinem Ruhme besser ungeschrieben geblieben wäre. Schon die Anordnung entspricht nicht ganz dem ruhigen Gang einer vorurtheilsfreien Forschung. Jeder, der eine solche Theorie entwickeln will, wird naturgemäß kurz den Stand der Frage erläutern, die bisherigen Lösungsversuche auseinandersetzen, das etwa Ungenügende derselben nachweisen, dann seine eigene Theorie vortragen und die Einwürfe, die sich dawieder erheben lassen, zu lösen versuchen. Wäre Göthe ernst und besonnen, wahrhaft wissenschaftlich nach solcher Methode verfahren, so hätte er an seinem Unternehmen selbst zweifelhaft werden müssen. Sie hätte ihn auf den richtigen und vernünftigen Weg zurückgebracht. Statt dessen sucht er zuerst mit Advokatenkünsten seine „Entdeckung" plausibel zu machen, dann Newton zu widerlegen und endlich durch einen Rückblick auf die Geschichte seine unbewiesene Hypothese zu einer Art von Weltfrage aufzubauschen [1].

In dem „didaktischen Theil", der in 920 Paragraphen alle erdenklichen Notizen und Beobachtungen über Licht und Farben aphoristisch zusammenstellt, ist wieder keine methodische Ordnung innegehalten. Göthe behandelt erst die „physiologischen Farben", dann die „physischen", aber ohne Newtons Theorie der Refraction, auf die schließlich alles ankommt, gründlich zu prüfen; dann die „chemischen Farben", stellt allgemeine Ansichten auf, bespricht die Beziehung der Farben zu Wissenschaften, Künsten und Gewerben und schildert endlich die „sinnlich-sittliche" Wirkung der Farben. Verbunden mit der willkürlichen Anordnung hat die aphoristische Behandlung einen doppelten, tiefgreifenden Nachtheil: 1. daß Thatsache ohne Verkettung an Thatsache gereiht und nichts eigent-

[1] Das Drolligste ist, wie er, der begeisterte Verehrer des mathematischen Spinoza, jetzt die Mathematik los zu werden sucht, sie zu einer Art Rhetorik herabsetzt, mit dem „Französischsprechen" vergleicht, ihr vorwirft, daß ihr „Idee und Liebe" fehlen, und der Physik deßhalb räth, sich ganz von der Mathematik zu trennen. W. Danzel, Ueber Göthe's Spinozismus. Hamburg 1843. S. 408 ff.

lich bewiesen wird; 2. daß eine Unmasse unzugehörigen Stoffs die hauptsächlichen Thatsachen verwirrt, erdrückt und stört. Neben ganz verbürgten Erscheinungen werden im selben Tone die schiefsten Mißdeutungen aufgereiht, neben richtigen Beobachtungen nichtssagende Schimpfereien, neben geistreichen und allenfalls noch erklärlichen Abschweifungen die wunderlichsten Albernheiten.

Man lese nur etwa die Lehre von den Urphänomenen § 175, 176, 177 [1], den Wirrwarr, der von § 178 ab an Stelle der Refractionslehre Newtons gesetzt ist, und dazu die Kraftthese § 558:

„Daß alle Farben zusammengemischt Weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.“

Als Beitrag zur sinnlich-sittlichen Farbentheorie tischt Göthe dagegen in allem Ernst Sätze auf wie die folgenden:

„§ 762. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: Il prétendait que son ton de conversation avec Madame était changé depuis qu'elle avait changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui était bleu [2].

---

[1] Die beste wissenschaftliche Erklärung dieses sogen. Urphänomens, d. h. der Farben trüber Mittel, hat Hr. Brücke gegeben. Sitzungsberichte der mathematisch-physikalischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften. 1852. S. 530. — Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe &c. Leipzig 1866. S. 95.

[2] Dazu passen die Winke, welche Göthe seinem Adepten von Henning gab, falls er auch den Berliner Damen die Farbenlehre predigen wollte: „Steht doch einer Blondine Blaßgelb und Veilchenblau ganz gut; warum schmückt sich die Jugend so gern mit Rosenfarb und Meergrün? Eine tüchtige Brünette hat Himmelblau und Orange nicht zu fürchten, doch wird immer ein gewisses Zartgefühl diese Gegensätze nicht in ihrer elementaren Entschiedenheit, sondern in einem gewissen ausweichenden Schwanken sich anzueignen suchen. Muster-Charten von älteren und neueren Kleiderstoffen erweisen hier

„§ 790. Blauroth (Violett). Jene Unruhe nimmt bei der weiterschreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art unerträglicher Gegenwart sein müsse. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es dann seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

„§ 791. Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Kardinalpurpur hinaufstrebe."

Das ist wohl Gerede, wie es Diderot drucken ließ, um die schweren Auslagen seiner Libertinage zu bestreiten; aber Optik ist das denn doch wohl nicht mehr.

Am Schlusse des didaktischen Theils hat Göthe einen an ihn gerichteten Brief des jungen Malers Philipp Otto Runge [1] vom 3. Juli 1806 abdrucken lassen, der offenbar eine Bundesgenossenschaft aus dem künstlerischen Lager vorstellen soll, aber dabei denn auch kritisches Material zur Beurtheilung des Unternehmens liefert.

„Man wird," sagt Göthe, „bei aufmerksamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfasser in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir selbst auf meinem Gange vorgeschritten ist." [2]

Man wird aber bei aufmerksamer Vergleichung noch mehr gewahr, besonders wenn man die ausführlichere Farbenlehre zur

---

gute Dienste!" — Göthe-Jahrbuch. III. 212. — So verwandelt sich der Kampf gegen Newton zum friedlichen Besuch beim Damenschneider und bei der Putzmacherin.

[1] Geboren den 23. Juli 1777 zu Wollgast in Pommern, also 28 Jahre jünger als Göthe.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXV. 315—322.

Betrachtung heranzieht, welche ein Bruder Runge's lange nach dessen Tode, erst 1840 herausgab[1], und worin seine Ideen etwas ausführlicher ausgesponnen sind. In schroffem Gegensatz zu dem grollenden Weimarischen Zeus, der von seinem Laboratorium aus aphoristische Bannflüche gegen Newton daherwettert, oder ohne Mathematik, mit künstlicher Sophistik dessen mathematisch demonstrirte Lehrsätze zu unterminiren sucht, finden wir hier die demüthigste, anspruchsloseste Künstlerseele von der Welt, fromm und gottesinnig wie Novalis, phantasiereich wie Brentano, voll tiefen Naturgefühls und sinnigen Künstlerverstandes wie der alte wackere Leonardo da Vinci. Er geht wie Göthe in der Farbenlehre von seiner Palette aus, wo die Farben nicht als ätherische Schwingungen, sondern als Farbstoffe beisammen sind; er schaut dann hinaus in den freien Gotteshimmel und in das wunderherrliche Zauberspiel, das der Schöpfer mittelst der stofflichen Elemente in der sichtbaren Natur hervorbringt; er blickt endlich hinein in's Menschenherz und geht den Gefühlen nach, welche der Reiz der Farbe darin hervorruft. Wie Göthe findet er, daß die sieben Farben des Prisma als Farbstoffe auf der Palette bei jeder nur erdenklichen Mischung niemals einen weißen Farbstoff hervorbringen[2]. Wie Göthe nimmt er Gelb und Blau (dazu Roth[3]) als Grundfarben an, Weiß und Schwarz als Zugabe und untersucht nun die Mischungen. Wie Göthe betrachtet er Newtons Farbenlehre als irrthümlich und für die Malerkunst verwirrend. „Wir wollen diese Fünf (Gelb, Blau, Roth, Weiß und Schwarz) genau betrachten, und werden finden, wodurch die Irrthümer entstanden sind, welche durch Newton

[1] Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Mahler. Hamburg, Perthes, 1840. I. 84—170. Da der Brief Runge's schon vom 3. Juli 1806 datirt ist, Göthe's „Farbenlehre" erst 1810 erschien, so kann die Uebereinstimmung mehrerer Stellen Runge's mit Göthe's Entwurf sehr wohl davon herrühren, daß Göthe ihn ausgepumpt hat, wie er es vielfach mit H. Meyer machte. Eingehender kann die Frage hier nicht besprochen werden.

[2] A. a. O. I. 105 ff. [3] Bei Göthe „Farbeigenschaft".

eine solche Autorität gewonnen und welche die ganze Untersuchung in Verwirrung gebracht haben."

Aber nun kommt gleich ein gewaltiger Unterschied. Er bäumt sich nicht als stolzer Revolutionär gegen Newton auf, er mißhandelt ihn nicht als Ketzer, Lügner und Betrüger. Ruhig anerkennt er die sieben prismatischen Farben und die Experimente, welche der große Physiker darüber angestellt, quält sich nicht damit, seine Beobachtungen zu revidiren oder andere dagegen aufzustellen; er begnügt sich, das, was die mathematische Physik lehrt, friedlich in seinem Sinne zu deuten. „Newton," sagt er [1], „nennt den Lichtstrahl weiß, und diesen Zusammenfluß der Farben ebenfalls weiß. Nach unseren Betrachtungen aber werden wir einsehen, daß dieser Focus nichts anders als der farblose Zusammenfluß der durchsichtigen Farben sein kann, oder dasselbige was dieser ist." Er überläßt der mathematischen und streng wissenschaftlichen Physik ein Gebiet, das ohne mathematische und physikalische Begriffe sich nicht beherrschen läßt, und anstatt mit Göthe die Physiker zu schelten, schließt er seine Untersuchung mit den schönen Worten:

„Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichtes. Gleichwie dieses nun geschieht in uns, so glaube ich auch, daß es geschieht außer uns in der Natur. — Wir, so wie wir uns in uns losmachen von aller irdischen Begierde, werden wir auch je mehr und mehr gereinigt, und wie wir ganz lauter und rein sind, sind wir, indem sich Gott zu uns wendet, mit Ihm und allen reinen Geistern in Eins verschlungen. Und wer dieses gekostet hat, wer da weiß, wie die reine Existenz Göttlichen Ursprungs, und ewig ist in Göttlicher Vereinigung, der hat sich, ob durchstrahlt oder noch undurchstrahlt von dem Lichte des Ewigen, zur innern Ruhe und über die Angst der Welt erhoben, und dieses ist der Friede Gottes, der über alle Vernunft ist." [2]

Seine weiteren chromatischen Studien verlegte er, wie früher,

---

[1] A. a. O. I. 109. [2] A. a. O. I. 111.

nicht auf eine Controverse, zu der ihm die streng wissenschaftlichen Vorkenntnisse fehlten, sondern auf das, was er als Maler verstand: auf die Mischungen der Farben, auf ihre Affinität, auf ihre Harmonie[1]. Mag er auch, von der träumerisch-mystischen Naturbetrachtung Schellings, Steffens' und der Romantiker überhaupt angeweht, bisweilen mehr phantastisch als rationell schematisiren und sich zu unhaltbarer Naturmystik versteigen[2], so wird er dem ausübenden Künstler doch weit mehr nützliche Anregung bieten, als Göthe's unfruchtbare Polemik gegen Newton.

Während der polemische Theil der Farbenlehre Göthe's lediglich die große Verirrung eines großen Geistes documentirt, ohne sonst für die Wissenschaft weitere Bedeutung zu haben, bietet seine „Geschichte der Farbenlehre" eine wirklich ansehnliche Fülle wissenschaftlichen Materials, chronologisch geordnet, kritisch gesichtet, mit geistreichen Bemerkungen versehen, und wenn auch nicht eigentlich bearbeitet, doch so anziehend redigirt, als es die Natur des Stoffes nur immer erlaubt. Freilich verläugnet Göthe auch hier seinen einseitigen polemischen Parteistandpunkt keineswegs, und wo er weitere, allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen sucht, da mischt er seiner anscheinend harmlosen naturwissenschaftlichen Bibliographie sehr schwerwiegende philosophische und religiöse Irrthümer bei. Sein Buch ist damit zum Vorbilde zahlreicher ähnlicher Fachschriften geworden, welche unter naturwissenschaftlicher Flagge Unglauben und religiöse Flachheit in der Welt herumcolportiren.

Diese „Materialien" holen so weit aus über die bedeutendsten Gegenstände, welche je den menschlichen Geist beschäftigten: Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie, Bibel und Ueberlieferung, Plato und Aristoteles, ja über die gesammte

---

[1] Vorzüglich in seiner Schrift: „Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander und ihrer vollständigen Affinität; mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben" (Hamburg, Perthes, 1810. 4°), dann auch in Briefen, a. a. O. I. 112 ff.

[2] A. a. O. I. 162 ff.

Geschichte der geistigen und materiellen Cultur, daß man sie für eines von Göthe's wichtigsten Werken, ja für sein wissenschaftliches Hauptwerk halten darf. Es stellt annähernd das Facit seines ganzen wissenschaftlichen Strebens dar. Es ist seine „Summa" und legt den Gedanken nahe, eine andere „Summa", jene des Aquinaten, damit zu vergleichen. Dieses Werk, das Göthe allerdings nicht einmal erwähnt, war das große wissenschaftliche Grundbuch, die systematisch geordnete Encyklopädie des katholischen Mittelalters. Es ging nicht auf die einzelnen, besondern Wissenschaften ein, aber es gab ihnen in einer gemeinsamen Grundwissenschaft, der Philosophie und der mit ihr auf's Innigste verbundenen Theologie, einen festen Halt, eine sichere Grundlage, einen einheitlichen Centralpunkt, eine hierarchische Ordnung. Alles menschliche Wissen war hier mit dem Glauben zu einem einheitlichen System verknüpft, wie es kein Forscher vor- und nachher objectiver, wahrer, vollständiger zu gestalten vermocht hat. Plato's hochstrebender Idealismus war hier mit dem nüchternen Realismus des Aristoteles harmonisch ausgesöhnt, die Blüthe vorchristlicher Bildung mit der christlichen Civilisation und Wissenschaft organisch verschmolzen, einem stetigen Fortschritt aller Wissenszweige ein sicherer Ausgangspunkt gegeben.

Wie die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts das alte christliche Europa des Mittelalters in seinen religiösen und socialen Verhältnissen zerklüftete, so hat sie auch jene hierarchische Ordnung der Wissenschaft zerstört. Von da ab zerbröckelte sie in regellose, unzusammenhängende Einzeldisciplinen, zuletzt in völlige Anarchie. Ihren prägnantesten Ausdruck hat die völlige Zersetzung in der französischen Encyklopädie erhalten. Alles menschliche Wissen ist hier in lauter unzusammenhängende Artikel aufgelöst.

Dem deutschen Geiste war eine solche Encyklopädie denn doch zu flach, zu nichtig. Herder hat in seinen „Ideen" den Versuch gemacht, wieder zu einer systematischen Einheit der Wissenschaft zurückzukehren. Doch der Versuch scheiterte. In der Philosophie fehlte der gesunde Verstand, in der Theologie die Autorität,

in der Geschichte der einheitliche Strom der Ueberlieferung, in den einzelnen Wissenszweigen die feste philosophische Grundlage. Göthe, der Zuschauer und bis zu gewissem Grade Mitgenosse jenes Schiffbruchs war, in seiner nächsten Nachbarschaft aber die begabtesten Köpfe, Fichte, Schelling, Hegel sich fruchtlos abmühen sah, wenigstens wieder eine philosophische Einheit herzustellen, wandte sich verzweifelnd von der Philosophie ab, kehrte zu der realistischen Weltbetrachtung der französischen Encyklopädisten zurück und schrieb seine Farbenlehre. Alle Bemühungen, aus abgerissenen Briefstellen, Versen und Prosasprüchen einen „Philosophen Göthe" und eine „Philosophie Göthe's" zu destilliren, werden darum für immer mit Unfruchtbarkeit geschlagen bleiben [1]. Er hat keine Philosophie geschrieben; er hat kein Philosoph sein wollen. Er hat eklektisch von den verschiedensten Systemen genascht, aber weder sich einem derselben angeschlossen, noch sich aus ihnen ein neues gebaut. Er hat von allen benützt, was ihm gerade für seine künstlerischen oder naturwissenschaftlichen Zwecke dienlich schien. An Stelle einer Philosophie hat er eine Farbenlehre hinterlassen: um sie hat er, so gut es ging, sein übriges Wissen gruppirt, für sie trat er bis zum Tode mit dem größten Eifer ein, sie machte er thatsächlich zu einer der Hauptaufgaben seines Lebens. Sieger über Newton zu werden, ward ihm zur Lebensfrage. Daher jene Gereiztheit, jene Leidenschaftlichkeit, die er sonst in keiner Angelegenheit seines spätern Lebens

---

[1] „Für Philosophie im eigentlichen Sinn," gesteht er selbst, „hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen eben auch, als wären es Gegenstände (!), zu fassen und mich daran auszubilden suchte." — Werke. XXXIV. 93 ff. — Ueber Fichte spöttelte er so wegwerfend, daß W. von Humboldt ihn mahnen mußte: „Mit dem Ich scheinen Sie mir nicht glimpflich umzugehen. Die Metaphysik ist einmal die Basis alles eigentlichen Denkens." — Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 153.

verräth. Der tolle Traum der „freien Wissenschaft", wie er ihn von Diderot und dessen Freunden herübergenommen, ließ sich indeß nicht einmal auf einem so engen Gebiete, wie jenem der Farbenlehre, aufrecht erhalten. Göthe stieß auf eine unabweisliche, objectiv begründete, wissenschaftliche Autorität, er stieß auf unabänderliche, der Willkür nicht preisgegebene Sätze, und indem er blindlings gegen beides ankämpfte, machte er sich selbst ebenso lächerlich als den frivolen Geisteshochmuth, aus dem sein Unternehmen hervorging.

Was diese „Geschichte der Farbenlehre", wie andere Schriften Göthe's, für den Unachtsamen oder Oberflächlichen verfänglich machen kann, ist die Mischung tiefgehender religiöser Irrthümer, seichter Anschauungen, leichtfertiger Ausfälle mit manchen wahren, ernsten, werthvollen Mittheilungen und Gedanken. Während er, um ein Beispiel hiervon zu geben, Plato und Aristoteles, wenn nicht tief, so doch recht geistreich charakterisirt, setzen dagegen seine Ausführung über die Bibel diese göttliche Urkunde mit einem gewissen Schein von Werthschätzung auf den Rang eines höchst merkwürdigen Volksdenkmals herab, zu dessen Verbesserung und Vervollständigung der Dichter der „Römischen Elegien" und der „Braut von Korinth" seine Vorschläge sogar zu machen sich bemüßigt findet:

„Wenn man dem Alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen, wenn man nach der Apostelgeschichte eine gedrängte Darstellung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch die Welt bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen apostelähnlicher Männer, bis auf den neuesten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams einschaltete, wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinne des Neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und

es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können." [1]

Wie eine solche Stelle in eine „Geschichte der Farbenlehre" gehört, wäre unbegreiflich, wenn nicht zahlreiche andere darauf hinwiesen, daß Göthe mit seinen „Urphänomenen" zugleich auch seine allgemeinen Anschauungen über Welt, Cultur und Geschichte an den Mann bringen wollte. Er hatte diese Kunst von Voltaire und Diderot gelernt, und stimmt er auch nie mit voller Brust in das Écrasez l'infâme! ein, so spielt er doch mit dem Christenthum wie mit einer Puppe, die Jeder anziehen, umkleiden und zustutzen kann, wie er will.

Den eigentlichen Fachmännern, und zwar gerade den größten Autoritäten auf dem Gebiete der Optik, ist Göthe's Farbenlehre so unbedeutend erschienen, daß keiner sie einer eingehenderen Besprechung zu würdigen pflegt. Für die eigentlich wissenschaftliche Optik ist sie längst abgethan, oder vielmehr ist sie nie in dieselbe eingedrungen. Einige optische Versuche, besonders zur Untersuchung der Fluorescenz-Erscheinungen, hat er nach dem Urtheil des Astronomen Klinkerfues gut, „sogar in meisterhafter Darstellung" beschrieben [2]. Das ist aber auch Alles. Die wissenschaftliche Farbenlehre in Deutschland entwickelte sich ruhig weiter auf der soliden Grundlage, die Newton ihr gegeben. Der Dichter fand die zuvorkommendste Aufnahme, aber der Optiker wurde höflichst aus den Lehrsälen wie aus den Lehrbüchern hinauscomplimentirt. Umsonst versuchte es sein Freund Reinhard, ihm die Gunst der Akademie der Wissenschaften in Paris zu gewinnen. „Die Akademie verweigerte, einen Bericht abzufassen. Einer der Commissäre schweigt; Delambre begnügte sich, zu sagen: ‚Beobachtung, Experimente! — und vor Allem fangen wir nicht

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXVI. 95.

[2] Gödeke, Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877. S. 482. 483.

damit an, Newton anzugreifen!' Cuvier, noch geringschätziger, erklärt, eine solche Arbeit sei nicht dazu angethan, eine Akademie zu beschäftigen, und man geht zur Tagesordnung über." [1]

Gegen Newton Partei zu machen, mißlang Göthe auch außerhalb des Kreises der eigentlichen Fachgelehrten. Nur vereinzelte Freunde und Verehrer schlossen sich ihm an, so der Philosophieprofessor Leopold von Henning in Berlin [2], der Diplomat Karl Friedrich Graf von Reinhard, damals Directeur des Chancelleries im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Paris [3], der Staatsrath Christ. Friedr. Ludw. Schultz in Berlin [4], die Philosophen Schelling, Hegel und Arthur Schopenhauer [5] und der Verfasser „der Stunden der Andacht", Heinrich

---

[1] E. Caro, La philosophie de Goethe. — Revue des Deux Mondes. XXXVe année. 2e Pér. Tom. 60. p. 164. — Mit Recht betont der französische Philosoph auch die sonderbare patriotische Seite in Göthe's Verhalten: „Au milieu du bouleversement de l'Allemagne, pendant que sa patrie est en feu, à l'heure suprème de la bataille de Jéna, Goethe ne rêve que chambre obscure, microscope solaire, prismes, lentilles. L'ennemi de la patrie n'est pour lui Napoléon, c'est Newton." Die Franzosen ließen sich aber dadurch nicht bestechen.

[2] Henning, ein Schüler Hegels, besuchte Göthe im Herbst 1822, und hielt von da ab an der Berliner Universität Vorlesungen über dessen Farbenlehre, 1831 zum zehnten Mal. In einem Briefe vom 9. August 1831, worin er mit Göthe 13 Thlr. 5 Sgr. für zwei Recensionen verrechnet, macht er ihm frohe Hoffnung: er habe etwa 40 Zuhörer, Studenten, Offiziere, junge Künstler und Gymnasiallehrer; im Ganzen aber hätten schon etwa 400 Personen die Gelegenheit benutzt, die wahre Natur der Farben kennen zu lernen. — Bratranek, Göthe's Naturwissenschaftl. Correspondenz. Leipzig 1874. I. 185 ff. 290. — Vgl. Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 288. 546. — Göthe-Jahrbuch. III. 199—219.

[3] Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. Stuttgart 1850.

[4] Briefwechsel zwischen Göthe und Staatsrath Schultz. Leipz. 1852.

[5] A. Schopenhauer, Ueber das Sehen und die Farben. Frankfurt 1816. 2. Aufl. 1854. 3. Aufl. Leipzig 1870.

Zschokke[1]. Schopenhauer wollte aber Göthe schon nur als seinen Vorarbeiter gelten lassen: die eigentliche, richtige Farbenlehre sollte die Welt erst von ihm selbst erhalten. Später suchten Friedrich Grävell[2] und R. Hantzsch[3] die, wie sie meinten, „mißkannte" Farbenlehre zu retten. Reinhard begann schon 1807 während des Druckes, sie in's Französische zu übersetzen, und der englische Maler Eastlake übertrug sie später (1840) in's Englische. Alle diese Bemühungen erwiesen sich indeß als unfruchtbar.

„Göthe's Farbenlehre," klagt Schopenhauer nach fast 50jähriger Vertheidigung derselben[4], „hat eine nicht nur kalte, sondern entschieden ungünstige Aufnahme gefunden: ja sie ist (credite posteri!) gleich anfangs förmlich durchgefallen, indem sie öffentlich von allen Seiten und ohne eigentliche Opposition das einstimmige Verdammungsurtheil der Leute vom Fach erfahren hat, auf deren Autorität das übrige gebildete Publikum, schon durch Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit hiezu prädisponirt, sich der eigenen Prüfung sehr gern entübrigt; daher auch jetzt nach 44 Jahren es dabei sein Bewenden hat."

„Die Schriften für Göthe's Farbenlehre zeigen," wie Klinkerfues[5] bemerkt, „eine auffallende Leidenschaftlichkeit. Man sollte meinen, ein recht festes Vertrauen in die eigene Argumentation habe es müssen wahrscheinlich machen, daß Newton die neue Lehre habe annehmen müssen, wenn er noch lebte. Den Verfassern scheint aber das Gegentheil beinahe als selbstverständlich zu gelten. Zu den Aeußerungen von Henning, Schopenhauer, Schultz, Grävell stehen die von Pfaff, Joh. Müller, Dove, Helmholtz, Virchow

---

[1] L. Hirzel, Göthe und Heinrich Zschokke. — Grenzboten 1870. I. 33.

[2] Grävell, Göthe im Rechte gegen Newton. Berlin 1857. — Ueber Licht und Farben. Berlin 1859. — Die zu sühnende Schuld gegen Göthe. Berlin 1860.

[3] Rudolph Hantzsch, Göthe's Farbenlehre. Dresden 1862.

[4] Ueber Sehen und Farben. 3. Aufl., herausgegeben von Julius Frauenstädt Leipzig, Brockhaus, 1870. S. 84.

[5] Gödeke, Göthe's Leben und Schriften. S. 481.

in einem sehr wohlthuenden Gegensatz. Hier ist überall die Pietät, nicht nur gegen Göthe, den großen Dichter und verdienten Naturforscher, sondern auch gegen Newton gewahrt worden."

Nüchtern betrachtet, ist indeß das gemeinsame Urtheil der competentesten Fachgelehrten bei aller Pietät ein für Göthe's Hauptabsicht geradezu vernichtendes. Nach dem Physiologen Joh. Müller „betreffen Göthe's große Verdienste um die Farbenlehre nicht die Hauptfrage von den Ursachen der prismatischen Farben" [1]; Christian Heinrich Pfaff nennt die Grundanschauung, auf die bei Göthe Alles ankommt, nämlich die Versicherung, daß die Verbindung der prismatischen Farben nur Grau, nie Weiß ergeben könne, einen „Irrthum" [2]; nach Dove gleicht Göthe's Farbenlehre einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist" [3]; nach Helmholtz ist der theoretische Theil der Göthe'schen Farbenlehre „keine Physik" [4]; Virchow nennt das Haupttheorem, von dem Göthe ausgeht, im Anschluß an Joh. Müller einen „Grundirrthum" [5]; Tyndall bezeichnet Göthe auf dem Gebiete der eigentlichen Physik, wo Alles von klaren, mechanischen Begriffen abhängt, als „ein bloßes Irrlicht (ignis fatuus) für diejenigen, die ihm folgten" [6].

Du Bois-Reymond endlich faßt das gemeinsame Urtheil der Wissenschaft in dem Satz zusammen: „Göthe's Farbenlehre ist längst gerichtet", gibt schlagend den eigentlichen Grund ihres Mißlingens an: „Der Begriff der mechanischen Causalität war

---

[1] Joh. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. II. 367. Vgl. 373. 375.

[2] Chr. H. Pfaff, Ueber Newtons Farbentheorie, Herrn von Göthe's Farbenlehre u. s. w. S. 54 ff.

[3] Dove, Farbenlehre. Berlin 1853. S. 29.

[4] Helmholtz, Göthe's Naturwissen. Populär-wissenschaftl. Vorträge. 1876. 1. Heft. S. 52.

[5] Virchow, Göthe als Naturforscher. Berlin 1861. S. 69.

[6] Tyndall, Rede, gehalten zu Belfast. — The Mail, 21. Aug. 1874.

es, der Göthe gänzlich abging," und knüpft daran eine vollkommen zutreffende ästhetisch-psychologische Bemerkung:

„James Watt besaß bekanntlich ein erstaunliches Talent, Geschichten zu erfinden. Das Talent mathematisch-mechanischer Zergliederung deckt sich nicht ganz mit dem des mechanischen Construirens, doch lehrt das Zusammentreffen letzterer Gabe mit der des romanhaften Erfindens vielleicht eine Lücke in Göthe's sonst so vollständigem Dichterkranz verstehen. So unvergleichlich er als Erzähler war, man vermißt bei ihm die zwar untergeordnete, doch schätzbare Gabe, eine Handlung sinnreich anzulegen und sie sich künstlich mehr und mehr verschlingen zu lassen, um die scheinbar in's Rathlose gesteigerte Verwirrung auf der Höhe überraschend und gefällig zu lösen." [1]

Göthe fehlt wirklich der tiefe, speculative, philosophische Geist, jener Blick für das rein Geistige und jene klare Combinationsgabe, welche das Verstandesleben des Mannes vor dem Gemüthsleben der Frau am meisten auszuzeichnen pflegt, jener höchste dramatische Künstlerverstand, den er selbst an Shakespeare, Calderon und Walter Scott bewunderte. Sein durch und durch sinnliches Wesen vermochte nicht einmal in das Reich der mathematischen und mechanischen Begriffe einzudringen. Daran scheiterte sein Feldzug gegen Newton, der Lieblingsplan seines Lebens, das Werk, mit dem er seiner geistigen Superiorität ein ewiges Denkmal errichten wollte.

Das Gesammturtheil der Wissenschaft über seine Farbenlehre ist deßhalb ein erdrückendes, und die Complimente, mit welchen Viele dasselbe überzuckern, vermögen jenen Ruhm nicht zu retten, den er gerade hauptsächlich angestrebt hat [2].

---

[1] Du Bois-Reymond, Göthe und kein Ende. Leipzig 1883. S. 25–30.

[2] Eine derbe Kritik schrieb schon 1816 Göschen an Böttiger: „Unter uns von Göthe. Sein Buch beweiset, daß er anfängt auszukramen mit schönen Worten. Das Licht ruht im Auge und geht dem äußern Licht entgegen. Das ist die Lehre des ehrlichen Black, Professors in Edinburgh, von gebundener und ungebundener Wärme.

Während Virchow mit solchen im Grunde werthlosen Complimenten sehr verschwenderisch umgeht und Göthe's Liebe zum „Ewig-Weiblichen" nicht weniger als seine Liebe zur Naturwissenschaft in überschwenglichstem Stile verherrlicht[1], hat Helmholtz den eigentlichen Irrthum der Farbenlehre am eingehendsten, nüchternsten und auch faßlichsten auseinandergesetzt.

„Es sind," sagt er[2], „die Göthe'schen Darstellungen eben nicht als physikalische Erklärungen, sondern nur als bildliche Versinnlichungen des Vorgangs aufzufassen. Er geht überhaupt in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten darauf aus, das Gebiet der sinnlichen Anschauung nicht zu verlassen; jede physikalische Erklärung muß aber zu den Kräften aufsteigen, und die können natürlich nie Objecte der sinnlichen Anschauung werden, sondern nur Objecte des begreifenden Verstandes. Die Versuche, welche Göthe in seiner Farbenlehre angibt, sind genau beobachtet und lebhaft be-

---

Denn, sagt Göthe, wir sehen im Traume Farben. Folglich, sag' ich, sitzt der Stock im Puckel, weil wir oft im Traume Prügel kriegen. Sagt denn jene Träumerei etwas Besseres als: das Auge hat Empfänglichkeit für Licht und Farbe und ist dazu gemacht und erschaffen. Gemeine Sachen in schönen Worten und gelernte Sachen, mit denen man prunken will, weil man glaubt, andere Leute bleiben so dumm wie die Esel und halten schöne Seifenblasen für Weltkugeln. Der Mann mag Recht haben, denn das Publikum verschlingt ihn, oder vielmehr hat sein Fleisch und Blut verschlungen; was übrig ist, sind gute und immer sehr ansehnliche, schätzbare Knochen, mit poetisch gewobenen, gestrickten und zusammengenähten Gewändern behangen." — Göthe-Jahrbuch. VI. 165.

[1] Er führt z. B. zur Entschuldigung Göthe's die fast komisch wirkende Stelle an, wo Göthe mit einem tiefen Bückling vor der Mathematik als solcher sie in der Optik als überflüssig und unzulässig zurückweist und dann sagt: „Es wäre doch thöricht, wenn Jemand nicht an die Liebe seines Mädchens glauben wollte, weil es ihm solche nicht mathematisch beweisen kann." — Eckermann, Gespräche. I. 266. — Virchow a. a. O. S. 22.

[2] Helmholtz, Physiologische Optik (Encyklopädie der Physik. IX). S. 267.

schrieben, über ihre Richtigkeit ist kein Streit. Die entscheidenden Versuche mit möglichst gereinigtem, einfachem Lichte, auf welche Newtons Theorie gegründet ist, scheint er nie nachgemacht oder gesehen zu haben. Seine übermäßig heftige Polemik gegen Newton gründet sich mehr darauf, daß dessen Fundamentalhypothesen ihm absurd erscheinen, als daß er etwas Erhebliches gegen seine Versuche oder Schlußfolgerungen einzuwenden hätte. Der Grund aber, weßhalb ihm Newtons Annahme, das weiße Licht sei aus vielfarbigem zusammengesetzt, so absurd erschien, liegt wieder in seinem künstlerischen Standpunkte, der ihn nöthigte, alle Schönheit und Wahrheit unmittelbar in der sinnlichen Anschauung ausgedrückt zu suchen."

In ausführlicherer Darlegung entwickelt Helmholtz anderwärts [1]: wie Göthe nicht an einzelnen Theilen der Theorie Newtons Anstoß nahm, weil sie etwa im einzelnen gegebenen Falle nicht ausreichte, sondern sie auch da bekämpfte, wo sie eine consequente, ausreichende Erklärung gibt; wie er ferner in seiner Polemik ihr weder innere Widersprüche nachwies, noch Thatsachen bestritt, sondern sich begnügte, die von Newton erklärten Thatsachen anders zu erklären; wie er endlich, mit den geometrischen Verhältnissen unbekannt, einige Versuche Newtons selbst anzustellen nicht im Stande war, und die Möglichkeit, reines farbiges Licht abzuscheiden, in Abrede stellte, ohne wahrscheinlich je mit den hierzu nöthigen complicirten Apparaten beobachtet zu haben.

Es fehlten ihm also nicht bloß die mathematischen Vorkenntnisse, die wissenschaftlichen, physikalischen Grundbegriffe, sondern auch seine empirischen Beobachtungen waren höchst unvollständig und nicht hinreichend, ein Theorie darauf zu bauen. Alles läuft darauf hinaus, daß er Newton nicht verstand und deßhalb seine Theorie für absurd hielt. „Es scheint ihm namentlich der Gedanke undenkbar gewesen zu sein, daß weißes Licht aus farbigem zusammengesetzt werden könne."

---

[1] Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge. Braunschw. 1876. 1. Heft. S. 46–54.

Der Milderungsgrund, den Helmholtz zu Göthe's Gunsten geltend macht, ist dessen Eigenschaft als Dichter:

„Man kann einigermaßen einsehen, daß der Dichter eine ganz andere Betrachtungsweise, als die physikalische, in die Naturforschung einführen wollte, und wie er dazu kam. In der Dichtung kommt es ihm nur auf den ‚schönen Schein' an, der das Ideale zur Anschauung bringt; wie dieser Schein zu Stande komme, ist gleichgültig. Auch die Natur ist dem Dichter sinnbildlicher Ausdruck des Geistigen. Die Physik sucht dagegen die Hebel, Stricke und Rollen zu entdecken, welche hinter den Coulissen arbeitend diese regieren, und der Anblick des Mechanismus zerstört freilich den schönen Schein. Deßhalb möchte der Dichter gern die Stricke und Rollen hinwegläugnen, für die Ausgeburten pedantischer Köpfe erklären und die Sache so darstellen, als veränderten die Coulissen sich selbst oder würden durch die Idee des Kunstwerks regiert.

„Wir können aber den Mechanismus der Materie nicht dadurch besiegen, daß wir ihn wegläugnen, sondern nur dadurch, daß wir ihn den Zwecken des sittlichen Geistes unterwerfen. Wir müssen seine Hebel und Stricke kennen lernen, wenn es auch die dichterischen Naturbetrachtungen stören sollte, um sie nach unserem eigenen Willen regieren zu können, und darin liegt die große Bedeutung der physikalischen Forschung für die Cultur des Menschengeschlechts und ihre volle Berechtigung gegründet!" [1]

Diesem Urtheil des angesehenen Physikers haben wir nur das Eine hinzuzufügen: daß durch Göthe's Farbenlehre auch die Poesie lediglich nichts gewonnen hat. Sie hat ihn jahrelang der dichterischen Thätigkeit entfremdet, um frohen Muth und glückliche Stimmung gebracht. Dagegen hätte kein einziges seiner bedeutenden Werke etwas dadurch verloren, wenn er, statt gegen Newton einen unfruchtbaren Krieg zu führen, die großartige Einheit und Harmonie der Naturkräfte, welche dessen Theorie beherrscht, erkannt und anerkannt hätte. Echte Poesie ruht nicht

---

[1] A. a. O. 52. 53.

auf dem bloßen „schönen Schein", sondern auf der wahren und wirklichen Harmonie zwischen Erscheinung und Idee, Form und Inhalt, Stoff und Geist. Das hat Göthe selbst empfunden, als er in gemüthlicher Stunde seines naturalistischen Streberthums vergaß und sich freudig seines Dichterberufs erinnerte:

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

---

5. Des Epimenides Schlaf und Erwachen.

1808—1815.

„Ich habe nie in meinem Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Princips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset."
Göthe, Unterredungen mit Kanzler Müller.

„Auch in der Literatur verlor das Spielen und Tändeln seinen Werth, die ästhetische und künstlerische Selbstgenügsamkeit ihre Alleinherrschaft. . . . Die classische Schule, deren Mittelpunkt Weimar war, verschloß sich vor der neuen Strömung; Göthe kam ihr selbst mit unverhohlener Ungunst entgegen."
Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte.

Vom Jahre 1808 bis 1814 bietet Göthe's Leben nichts Hervorstechendes, nichts, was mit den großen Zeitereignissen in näherem Zusammenhang stände. Er zog sich in sein eigenes Schneckenhaus zurück, wie er selbst sagt. Sein Leben war das eines vornehmen Hofherrn, der, mit mehreren Orden geschmückt, sich vorzugsweise literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten widmete, daneben die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des Herzogthums überwachte, das Hoftheater leitete und durch einen umfangreichen Briefwechsel mit einer Menge von angesehenen Leuten in literarischem Verkehr stand. Obwohl er als der größte lebende Dichter Deutschlands galt, entglitten doch die Zügel der zeitgenössischen Literatur seinen Händen. Es trat eine unabhängigere Kritik auf. Junge Kräfte machten sich geltend. Die patriotische Bewegung gegen Napoleon rief Elemente wach, die bis dahin vernachlässigt worden waren. Die Noth der Zeit

gab den religiösen Ideen und der nationalen Begeisterung der Romantik eine mächtigere Anregung und praktische Ziele. Die „Wahlverwandtschaften" traf von mancher Seite harter Tadel. Die „Farbenlehre", von den Fachmännern zurückgewiesen, erweckte in der allgemeinen Bewegung der Zeit wenig Interesse. Am meisten Anklang fanden noch des Dichters frühere Leistungen, besonders der „Götz" und der „Faust". Der „Götz" entsprach der freisinnigen Stimmung, die gegen Napoleons Gewaltherrschaft beständig zunahm; für den „Faust" schwärmten alle jüngeren poetischen Naturen, die in ihrem Glauben und Wissen keine rechte Befriedigung fanden.

Durch das Schicksal seiner Werke auf die eigene Jugend zurückgedrängt, begann Göthe im Jahre 1810 seine Lebensgeschichte zu systematisiren; in dem folgenden, dem berühmten Weinjahr 1811, ward der erste Band von „Dichtung und Wahrheit" vollendet, 1812 der zweite, 1813 der dritte. Dann holte der Selbstbiograph die Briefe, Notizbücher und kleinen Aufsätze der italienischen Reise hervor und redigirte ein Buch daraus. Es waren 27 Jahre verflossen, daß er dieses zweite Studentenleben durchgemacht, und damals stand er schon den Vierzigen nahe. Was er damals geschrieben, das war noch frisch und lebendig: die neuen Zusätze athmeten schon den feierlichen Orakelton, den Alter, Stellung und Erfahrung mit sich brachten. Es war kein eigentliches Produciren mehr. Die Phantasie zehrte fast nur von alten Erinnerungen. Das Leben des höchst mittelmäßigen Malers Hackert und eine Freimaurergedächtnißrede auf Wieland gehören mit in diesen Kreis. Der Baum trug nur mehr kümmerliche Blüthen, aber es war viel reifes, überreifes Obst da; das ward nun zubereitet, auch wohl gedörrt. Da, die unbedeutende „Wette" abgerechnet, kein eigenes Drama mehr entstehen wollte, ward wenigstens „Romeo und Julie" für die Bühne gekürzt und arrangirt, auch ein Versuch angestellt, den „Faust" aufführbar zu machen. Daneben ein paar Prologe, Epiloge und Maskenzüge, einige kleinere Aufsätze über „Myrons Kuh", „Ruysdael", „Shakespeare", eine Erzählung („Das nußbraune Mädchen"),

noch ein Märchen, ein paar Balladen, kleinere Lyrika und Gelegenheitsgedichte — das ist ungefähr der Ertrag dieser Jahre.

An die Stelle der inhaltreichen Correspondenz mit Schiller treten jetzt Briefwechsel wie derjenige mit dem Grafen Reinhard und dem Staatsrath Schultz, Männern, deren höchstes Verdienst darin bestand, Göthe zu verehren und kindlich an seine Farbenlehre zu glauben, oder wie mit dem Bergrath J. B. Lenz, der gleich einer Bittschrift in der Mitte umgebogen, seine Briefe immer so beginnt:

„Excellentissime, Hochwohlgeborener und Hochgelehrter Herr!
Hochgebietender Herr Geheimer Rath, Staatsminister und Präsident!
Gnädiger Herr!“

Diese sogenannte „naturwissenschaftliche Correspondenz“ wuchs in den noch übrigen Lebensjahren zu einem ansehnlichen Schmarotzergewächs aus, das dem alternden Dichter unendlich viel Zeit und Kraft entzog, ohne die Wissenschaft eigentlich zu bereichern [1]. Sie gewährte ihm dagegen nichts, als das gelehrte Prestige, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, nach allen Seiten hin auf dem Laufenden zu sein und von allen naturwissenschaftlichen Größen Autographe, Complimente und verbindliche Artigkeiten zu erhalten. Ein eigentlicher Mann des Fortschritts war der Excellentissimus nicht. Er hing so zäh an seiner Farbentheorie, wie ein Chinese an der Vorstellung, daß sein Reich das Reich der Mitte sei, und erwartete allen Ernstes noch bis zu seinem Tode den schönen Augenblick, wo die verblendete Wissenschaft endlich der Optik Newtons entsagen und sich zu seiner Farbentheorie bekehren würde. Es sollte nicht geschehen.

Eine entsprechende literarische Correspondenz ist nicht vorhanden. Es hätte hierfür nicht an interessanten Männern gefehlt. Friedrich Schlegel hatte auf dem Gebiet der Philosophie, der

---

[1] S. Bratranek, Göthe's naturwissenschaftl. Correspondenz. Leipzig 1874. 2 Bände.

Sprachwissenschaft und Aesthetik Studien angestellt, welche die Leistungen Schillers bei weitem übertrafen. Sein Bruder August Wilhelm gab gerade in diesen Jahren (1808 bis 1811) seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“ heraus, welche Lessings Dramaturgie und Göthe's eigene dramaturgische Studien sowohl an Ausdehnung des Gesichtskreises, als an gemäßigtem und richtigem Urtheil vielfach überflügelten. Kleist schrieb nach einander seinen „Amphitryon“ (1807), sein „Käthchen von Heilbronn“, seinen „Michael Kohlhaas“ und seine „Hermannsschlacht“ (1808). Im Jahre 1810 trat der junge Karl Theodor Körner auf, ein Sohn jenes tüchtigen Poesiekenners, dem Schiller zum Theil seine glücklichere poetische Entwicklung verdankte. Den lieblichen „Knospen“ folgten bald einige fröhliche Lustspiele, dann „Tony“, „Hedwig“ und jener „Zriny“, der, weil aus jugendlicher Begeisterung hervorgequollen, noch jetzt jedes echt jugendliche Herz entzückt. Clemens Brentano, der eben noch in Gemeinschaft mit Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben, sammelte jetzt Märchen, dichtete die „Romanzen vom Rosenkranz“ und die „Gründung Prags“. Er war noch nicht in Dülmen gewesen und deßhalb auch noch nicht „unmöglich“. Der dichterisch so reich begabte Tieck begann 1812 die früheren Märchen und Schauspiele neu herauszugeben, um manche Erzählungen und das Märchenschauspiel „Fortunat“ vermehrt.

In Berlin wie in Wien hatte sich das literarische Leben seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts wesentlich gehoben. In Berlin war das Franzosenthum Friedrichs II. wie die philisterhafte Aufklärung Nicolai's wenigstens in den gebildeteren Kreisen überwunden. Göthe und Schiller waren hier keine Fremdlinge mehr. Neben den Salons der Jüdinnen Herz und Rahel, in welchen die Götheverehrung sich bereits zu einem bedenklichen Cultus entfaltete, blühte hier auch die Romantik fröhlich weiter. Brentano traf daselbst seinen Herrn Bruder, den Grafen Arnim, dessen „Wintergarten“ und „Gräfin Dolores“ bei aller spukhaften Phantastik wahren und echten Dichtergeist bekundet. Der kriegerische Fouqué, von französischen Rittergeschichten und nor-

dischen Sagen angeregt, schrieb 1808 sein Heldenspiel „Sigurd der Schlangentödter", 1811 seine „Undine", 1813 den „Zauberring", 1814 die „Corona" und „Karls des Großen Geburt und Jugendjahre". Bei dem Grafen Löben, der sich Isidorus Orientalis nannte, wohnten die beiden Brüder Eichendorff, von denen der eine eben seinen Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart" entwarf. Der Architekt Schinkel und die Publicisten Gentz und Adam Müller nahmen an dem Dichten der Romantiker lebhaften Antheil, und dieses verbreitete sich immer mehr in weitere Kreise.

In Wien hielt Friedrich Schlegel 1810 seine Vorlesungen über die neuere Geschichte, 1812 diejenigen über die Geschichte der alten und neuen Literatur. Wilhelm von Humboldt lebte und studierte hier als preußischer Gesandter. Körner, Eichendorff, Brentano ließen sich zeitweilig da nieder. Das Monopol von Weimar-Jena war gebrochen. Es gab auch anderwärts noch Geist und Poesie — wie in Berlin, so in Landshut, München, Halle, Heidelberg, Prag und namentlich auch in den Reihen der jungen Patrioten, welche sich von 1810 an zum Kampfe gegen Napoleon zusammenrafften und in deren aller Namen der ritterliche Max von Schenkendorf das begeisterte Wort sang:

„Ich zieh' in's Feld um Himmelsgüter,
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum."

Göthe konnte sich nicht in diese neuen Literaturströmungen finden. Die romantische beleidigte ihn schon ästhetisch durch Mangel an strenger, durchgebildeter Form, aber weit mehr durch ihre innere Annährung an das Mittelalter und an die katholischen Ideen. Er war bewußter Weise Heide und wollte es bleiben. Als Friedrich Schlegel katholisch ward, erklärte er das für „Hokus-Pokus", und steifte sich auf seine „echte Sinnesart" [1]. Der

---

[1] Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. I. 327. 328. Den Grafen Reinhard wurmte die Conversion sehr; er fürchtete,

hl. Johannes Chrysostomus, den er einmal wegen einer Stelle Winkelmanns nachschlug, erschien ihm als „ein Abraham a Sancta Clara, der seinem schlechten Publikum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen“[1]; die „guten Neuchristen“ aber kamen ihm noch erbärmlicher vor, „weil sie immer dieselben Salbadereyen wiederholen und jeder fühlt, daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann“. Als ein Stiefsohn seines Freundes Zelter sich nach einem ausschweifenden Leben erschossen hatte und der Vater ihn um Trost anging, bestand der ganze Trost in der Versicherung, er hätte sich selbst einst in Wetzlar auch kaum des Selbstmordes erwehrt, und:

„Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt, und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wüthet. Ich getraute mir einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten, als über den ersten.“[2]

---

die Welt möchte wieder katholisch werden. „Sie sehen,“ schreibt er den 8. Aug. 1808 an Göthe, „wie unerschütterlich der Fels steht, auf dem die Kirche gebaut ist, und gewiß, die schon viel träger sich wälzenden Wellen des Protestantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir die Kirchengeschichte im Großen, so erscheint uns das Lutherthum weder von längerer Dauer noch politisch und intellectuell fester gegründet, als z. B. die arianische Herrschaft; alle Divergenz der Ketzereien hat sich am Ende an der Einheit der Kirche gebrochen, wie die Coalitionen an der Einheit unseres Napoleon; und so könnten wir wirklich, vielleicht schon in der nächsten Generation, das Alte wieder befestigt und allgemein herrschend erblicken.“ — Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. S. 35.

[1] Riemer a. a. O. II. 183.

[2] Ebds. II. 44. 45.

Nicht weniger als alle religiösen Regungen war ihm der politische Ernst der Zeit zuwider.

„Die Narren von Deutschen," schrieb er im October 1809 an denselben Freund [1], „schreyen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt; so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen verharren. Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Oertchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edeln Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten."

Recht behaglich ward ihm aber bei dem alten Wesen nicht mehr. Es gab zu viel Störungen. Als er im Juni desselben Jahres zu Jena an den „Wahlverwandtschaften" arbeitete, schrieb er der Frau von Stein:

„Ich kann nicht sagen, daß mir die Einsamkeit sehr erfreulich ist; denn ungeachtet des schönen Wetters und der grünenden Flächen und Hügel, der blühenden Gärten und mancher anderen guten Ingredienzien des Lebens ist doch Alles, was mich in Jena umgibt, so trümmerhaft gegen vorige Zeiten, und ehe man sich's versieht, stolpert man einmal wieder über einen Erdhöcker, wo, wie man zu sagen pflegt, der Spielmann oder der Hund begraben liegt." [2]

Seine ganze Bildung war viel zu innig mit Rousseau, Voltaire und Diderot verwachsen, als daß er Frankreich und die Franzosen nicht im Grunde seines Herzens hätte hochschätzen und lieben müssen. Napoleon verehrte er ebenso sehr, als er die deutschen Gegner desselben innerlich verachtete. Es blieb nicht bei der Huldigung, welche er dem mächtigen Corsen im Herbst 1808 dargebracht. Am Napoleonstag 1811 ging er mit dem Herzog und Wieland nach Erfurt, um dort die officielle Festfeier

---

[1] Ebds. I. 375.

[2] Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. II. 441.

mitzumachen. In Weimar war an diesem Tage Freiball und Illumination, wobei das kaiserliche N. auf dem Markte alles Uebrige überstrahlte.

Das Elend und die politische Nothlage in Weimar störten indeß Göthe dermaßen in seiner Behaglichkeit, daß er wiederholt halbkrank oder krank ward und schon deßhalb Karlsbad wieder aufsuchen mußte. Da athmete er dann wieder auf, theils bei geologischen Ausflügen und kleinen Landpartieen, theils im hohen Kreis der vornehmsten Aristokratie. Da machte er schon 1810 die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin Maria Ludovica Beatrix von Este, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, wurde in ihren nähern Kreis hereingezogen und befreundete sich sehr intim mit ihrer Hofdame Titine (Josephine) Gräfin O'Donell. Er las den hohen Damen vor, unterhielt sie, machte ihnen Gedichte [1], brachte ihnen Zeichnungen, Kunstsachen und Raritäten, und nahm an ihren geselligen Vergnügungen Theil. Mit der Gräfin O'Donell correspondirte der Herzog Karl August später in leichtsinnigem Französisch, Göthe in sehr unterthänigem, höfischem Deutsch. Doch nennt er sie im Anfang, genau wie einst die Pfarrerstochter von Sessenheim, seine „liebe, neue Freundin" [2].

---

[1] Am 6. Juni besang er der Kaiserin Ankunft, am 10. der Kaiserin Becher, am 19. der Kaiserin Platz, am 22. der Kaiserin Abschied. — Göthe's Werke [Hempel]. II. 403—408.

[2] R. M. Werner, Göthe und Gräfin O'Donell. Berlin 1884. In Formen von nahezu orientalischer Unterthänigkeit bemüht sich Göthe in den späteren Briefen, das Interesse und die Wohlgewogenheit der Kaiserin für sich zu erhalten. „So beglückend es ist," schreibt er z. B. am 28. Aug. 1812 mit Bezug auf die Kaiserin, „sich die Eigenschaften dieser auserordentlichen Dame in Gedancken zurückzuführen, so ängstlich wird es Dieselbe leidend oder in einiger Gefahr zu wissen. Giebt es irgend Gelegenheit, so bitte, in der allerhöchsten Gegenwart, meiner als des danckbarsten Knechts zu gedencken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrinn (!) versichert zu seyn, unfähig ist, irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen." (Werner S. 65.) — „Im Orient," meldet

Im Frühjahr 1812 mochte er kaum die gute Jahreszeit abwarten, um aus Weimar fortzukommen. „Was Teufels willst Du jetzt bei der Kälte in Karlsbad machen?" schrieb ihm Karl August, als er schon im April um Urlaub bat, „an Katarrhen wird's dort nicht fehlen!"[1] Schon am 1. Mai reiste er indeß ab. Erst nach zwei Monaten folgte ihm der Herzog nach Teplitz, „um le joli coeur mit der österreichischen Kaiserin zu machen"[2]. Auf Anregung der Kaiserin schrieb Göthe zu Teplitz das kleine Drama „Die Wette"[3], welches „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden" zum Vorwurf hat. Nach Riemer[4] wurde es am 5. August aufgeführt, nach dem Bericht Charlotte's von Schiller[5] wurde die Aufführung durch eine Erkrankung Göthe's verhindert, und wie der Sänger Rantzau erzählt, „soll das Stück gar nicht spielbar gewesen sein und der Meister sich krank gestellt haben"[6]. Besser war es ihm zuvor mit dem Amte eines kaiserlichen Hofpoeten zu Karlsbad geglückt, wo vom 2. bis 4. Juli Kaiser Franz mit Gemahlin und Tochter zum Besuch erschien. Zu diesem Besuch lieferte er drei größere Festgedichte in Stanzen, eines auf die Kaiserin, eines auf den sie begleitenden Kaiser Franz, das begeistertste aber auf beider Tochter Marie Luise — oder, besser gesagt, auf deren Gemahl

---

er am 29. Jan. 1815, „wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück gehalten, wenn, von irgend einem demüthigen Knecht, vor dem Angesichte der Herrinn gesprochen wird u. Sie es auch nur geschehen läßt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingerißen werden, deßen Sie selbst erwähnte. Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal nahmenweise erscheinen dürfen!" (Werner, S. 156.)

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. II. 38.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 368.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. IX. 291—308.

[4] Riemer, Mittheilungen. II. 617.

[5] Charlotte von Schiller. I. 637 ff.

[6] Ebds. I. 641. Vgl. Werner, Göthe und Gräfin O'Donell. S. 52 ff.

Napoleon[1]. Denn dessen Weltherrschaft sind die schönsten Strophen geweiht. Kein Franzose hat ihn ergebener, begeisterter, freudiger als den größten Mann der Weltgeschichte verherrlicht und selbst seine Eroberungskriege lobpreisend als Weisheitsthaten anerkannt:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte.

„Und wenn dem Helden Alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
Und Ihm vor Allen Alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt,
Ja, reichlicher als Dichter je gesungen, —
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert wie geründet,
Nun fühlt er froh im Sohne Sich gegründet.

„Und daß auch Diesem eig'ne Hoheit g'nüge,
Ist Roma selbst zur Wächterin bestellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schicksal einer Welt.
Was sind hier die Trophäen aller Siege,
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zusammen werden Sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen."

Nie hat Napoleon eine politisch feinere, aber auch nie eine unbedingtere, sklavischere Huldigung aus Deutschland erhalten, als hier durch Göthe. Sich, Deutschland, Rom, Europa, die Welt legt der Dichter dem Eroberer zu Füßen und betet tief

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 408—413.

im Staube die Macht des Erfolges — das fait accompli — an[1].

Es ist wahr, als der galante Hofdichter diese Stanzen lieferte, die nicht einmal irgend eine Nothwendigkeit oder Convenienz entschuldigt, da war der übermüthige Imperator schon von Wilna aufgebrochen, um mit dem größten Heer, welches das neuere Europa geschaut, mit 600 000 Mann aus allen Völkern und Ländern, nach Moskau zu ziehen, wie Göthe nur mit dem Glauben an sein „Schicksal" erfüllt, sich selbst die Sendung vorspiegelnd, „Europa von den Barbaren zu befreien". Er hatte bis jetzt den Erfolg für sich, einen Erfolg ohne Gleichen. Zahllose Fürsten und Hofschranzen beugten sich vor dem Tyrannen und hatten sogar die Vorstellung eines Widerstandes verloren.

Doch der Widerstand war da. Die heiligen Ideale der Menschheit hatten durch die Erfolge der materiellen, brutalen Gewalt nichts von ihrer Berechtigung und Macht eingebüßt. Religion, Recht und Freiheit konnten wohl mit Füßen getreten, aber nicht vernichtet werden. So tief als möglich gekränkt, wagte der Papst, das unverletzliche Recht der Kirche gegen den anscheinend Allmächtigen geltend zu machen. Die katholischen Spanier und Tyroler weckten durch ihren Heldenkampf den nahezu erstorbenen Rittergeist der christlichen Nationen[2]. Auch in Deutschland erwachte er mit zündender Gewalt in den ver-

---

[1] „Welch eine Schmach für uns Deutsche," schrieb dagegen Friedrich Leopold zu Stolberg, „ist der unter uns herrschende Franzosengeist, die Dienstbeflissenheit gegen den gewaltsamen corsischen Abenteurer, der mit seinen Horden Schrecken und Verheerung verbreitet und kein anderes Recht kennt, als das der Macht und des Schwertes." — Janssen, Stolberg. II. 230. — „Göthe hat das Continentalsystem besungen," schrieb Arnim an Jos. von Görres, „und zwar im Namen der Karlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den großen Männern unserer Zeit denken?" — Görres, Freundesbriefe. II. 354.

[2] Vgl. die Schilderung des Umschwungs in Oesterreich bei J. M. Raich, Dorothea von Schlegel. Mainz 1881. I. 321—400.

schiedenartigsten Kreisen. Fichte, Jahn, Arndt hatten mit ihren Reden und Schriften die deutsche Jugend mächtig aufgerüttelt; selbst ein Schleiermacher hielt es für „Verrätherei", jetzt eine Stellung im Ausland aufzusuchen, und sah gefaßt einer Zeit entgegen, in welcher „es auch wieder Martyrer geben könne". Bei allen Verirrungen der romantischen Schule war ihren Anhängern die Empfänglichkeit für das Ideale nicht abhanden gekommen. Von Königsberg aus verbreitete sich der sogenannte „Tugendbund" über Preußen, die Mark, Schlesien und weiter. Als er im December 1809 vom König aufgelöst werden mußte, lebten seine Ideen in anderen Vereinen oder wenigstens in den einzelnen Mitgliedern weiter. Als Göthe dem Weltbeherrscher seine Karlsbader Huldigung darbrachte, waren schon Hofer und Schill mit ihren Freunden den Heldentod für Freiheit, Recht und Vaterland gestorben. Ein nationaler Dichter hätte Besseres zu besingen gehabt, als den fremden Gewalthaber. Die Ironie des Schicksals aber wollte, daß schon zwei Monate nach jenem Gedicht, den 15. September, Moskau in Flammen stand und der stolze Weltbeherrscher lange selbst nicht mehr wußte, was er anfangen sollte. In einem Winter stürzte seine ganze Herrlichkeit zusammen. Für Deutschland aber brach ein Frühling der That und des Liedes an, wie es seit dem Mittelalter keinen mehr erlebt hatte.

Göthe befand sich nun in schlimmer Lage. Seine Ideale, die französische Weltmonarchie, der er zugejubelt, seine Träume von einem neuen Cäsar und Alexander waren in Moskau mit abgebrannt. Häusser hat seine Verlegenheit am klarsten und wahrsten gezeichnet:

„Die junge Gährung des Frühjahrs 1813, der leidenschaftliche Franzosenhaß und der ungeberdige Freiheitsdrang, wie er sich mit einem Male allenthalben kundgab, widerstrebte ihm vollends; in seinem Aerger über die stürmische und unbändige Zeit war der Dichter des „Götz" kaum mehr zu erkennen. Es war ihm beklommen zu Muthe; er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Die Worte sind bekannt, die er gleichsam

erzürnt dem begeisterten Kreise der Körner und Arndt damals zurief: ‚Schüttelt nur an Euern Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.‘ Als die ersten Preußen und Kosaken im Frühjahr gegen Weimar streiften, regte sich in Göthe nur in erhöhtem Maße die Sehnsucht nach Frieden, und er eilte nach Teplitz, um dem störenden Gedränge zu entgehen. Eifriger als je versenkte er sich in literarische Arbeiten. ‚Wie sich in der politischen Welt‘ — so äußert er sich selbst — ‚irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.‘ So trieb er nach seiner Rückkehr aus Böhmen mit allem Ernst chinesische Geschichte, und am Tage der Schlacht von Leipzig schrieb er für die Schauspielerin Wolff den Epilog zu Essex! . . .

„So standen die Heroen unserer classischen Zeit außer Zusammenhang mit der neueren Literatur, die aus den Tagen der Bewegung und des Kampfes erwuchs; jüngere Kräfte schlugen in Gedicht, Lied, in der Presse und in Flugschriften den Ton von 1813 an, vor dem Göthe sich scheu und unmuthig zurückzog. Dieser neue Ton hatte allerdings nichts mehr gemein mit dem ästhetisch-kritischen Zeitalter, das vorausgegangen war; er athmete nur leidenschaftlichen Haß gegen die Fremden und hohes patriotisches Selbstgefühl. Aus dieser jungen Literatur sprach die tiefe Geringschätzung gegen das bloß literarische Genießen; Charaktere und Thaten galten ihr mehr als aller Geist und alle Bildung. Jene objective Ruhe und Abgeschlossenheit der künstlerischen Zeit stand bei ihr in tiefem Mißcredit; Begeisterung und Haß, Leidenschaft und Opfermuth waren die Anforderungen, die sie an Alle stellte. Auf nationalem Gebiete wie auf dem religiösen war sie zum Ueberlieferten und Volksthümlichen zurückgewendet; die philosophische Speculation mußte einer schlichten und kernhaften Gläubigkeit weichen.“ [1]

Von den „Heroen“ war übrigens Ende Januar 1813 nur Göthe noch übrig. Wieland wurde in der Nacht vom 10. auf

---

[1] Häusser, Deutsche Geschichte. IV. 242. 243.

den 11. von einem Schlaganfall getroffen und starb zehn Tage später. In seinen letzten Stunden hörte man ihn Hamlets Monolog „Sein oder Nichtsein“ halb deutsch, halb englisch recitiren[1]. Da er 1808 mit Göthe wieder in die neu errichtete Loge „Anna Amalia“ getreten war, übernahmen die „Brüder“ die Sorge für seine Leichenfeier, die, im Gegensatz zu jener Schillers, sehr glänzend ausfiel. Bertuch, der 1808 mit neun gegen drei Stimmen, die auf Göthe fielen, „Meister vom Stuhl“ geworden war, ließ den mittlern Theil des Landesindustrie-Comptoirs mit architektonischen Verzierungen schmücken. Da wurde am Abend des 24. die Leiche ausgestellt, das Haupt mit einem Lorbeerkranz geschmückt, der Körper in weißes Tuch gewickelt. Auf dem Sarge prangten neben dem französischen und russischen Orden „Oberon“ und „Musarion“ in Maroquin, ebenfalls mit Lorbeer umwunden.

Am andern Tag ward die Leiche nach Wielands einstigem Landgut Osmannstädt gebracht und neben seiner Frau und seiner Freundin Laroche begraben. Sechzehn Maurerbrüder wechselten im Tragen des Sarges. Die andern Mitglieder folgten dem Trauerzug, welchen — charakteristisch genug — der französische Gesandte Baron St.-Aignan mit Wielands ältestem Sohne Ludwig eröffnete[2].

---

[1] Gruber, Chr. M. Wieland. II. 528 ff. — H. Döring, Wielands Biographie. Jena 1853. S. 153. „Weichmüthiger, als bei Wielands Tode,“ erzählt Falk, „habe ich Göthe nie zuvor gesehen und sah ihn auch nachher nie wieder so.“ — Johannes Falk, Göthe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt. Leipzig 1836. S. 67. Vgl. das merkwürdige Gespräch über Monaden und Fortdauer nach dem Tode (ebds. S. 50 ff.), bei dessen Schluß Göthe gesagt haben soll: „Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden.“

[2] H. Döring, a. a. O. S. 154.

Am 18. Februar wurde dann in der Loge eine Trauerfeier gehalten[1], in welcher Göthe als Sprecher einen sehr feingezeichneten, aber auch ebenso schmeichlerischen Lebensabriß des Verstorbenen gab[2].

„Nur wenige Monate sind es," so heißt es darin, „als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene . . .

„Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen geweckt, der Glaube an einen über Alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt und die Hoffnung auf die Fortdauer unseres Daseins sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den ebenso falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden . . .

„Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel

---

[1] „Es durften nur Frauen von Maçons," schreibt Charlotte von Schiller, „noch dazu nur von hiesigen dabei sein. Ich als die beste Freundin Wielands, die ihn in den letzten Jahren am meisten sah, hätte wohl tiefer gefühlt, was da vorging, als manche Dame, die entweder nur da war, um da zu sein, oder in leere Acclamation auszubrechen . . . Hätte ich der dicken Hälfte (Christiane Vulpius) für eine Schale Punsch für diesen Abend ihr Recht abkaufen können, wie Esau um ein Linsengericht seine Erstgeburt, so glaube ich, wären wir Beide an unserm Platz gewesen." — Charlotte von Schiller. I. 656. 657.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 2. Abthlg. S. 54—73.

oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns Seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.“ [1]

So predigte Göthe in der Loge von Gott und Unsterblichkeit, Ideen und Tugend, griechischen Mysterien und sittlicher Sinnlichkeit, Anakreon und Rosen, als ob es nie ein Christenthum gegeben, als ob die religiöse und sittliche Bildung Europa's nicht vom Christenthum, sondern aus den griechischen Mysterien herrührte, und als ob Wieland, der Nachschreiber antiker und französischer Pornographen, der Verderber deutscher Sitte, in seinen Schriften der unzüchtigste der deutschen Classiker, ein unvergänglicher Lehrer wahrer Weisheit und Tugend gewesen wäre [2].

Die gewaltige Zeit zog indeß unaufhaltsam mahnend, warnend und aufrüttelnd über Weimar dahin. Schon Ende Februar zeigten sich ganze Schwärme der aus Rußland heimkehrenden großen Armee, schrecklich Verstümmelte, Nervenkranke, kaum der unsäglichen Noth Entronnene. Weimar war noch französisch; aber von Ostpreußen aus hatte sich Deutschland aufgerafft, gemeinsam mit den Russen, die Unterdrücker zu verjagen. Die Furcht vor den Kosaken wuchs im Laufe des März. Am 2. April zog der französische General Durutte plötzlich mit seinen Truppen fort. Am 7. reiste die Großfürstin nach Teplitz, zehn Tage später folgte ihr Göthe. Er hatte Mühe, durchzukommen. Am 12. besetzten preußische Husaren die Stadt, die sie indeß bald wieder verließen. Sie kamen wieder, wurden aber von nachströmenden Franzosen, Ney's Vorhut, hinausgeworfen. Am 26.

---

[1] Ebds. S. 55. 72.

[2] Vgl. Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. S. 145. 146. — Göthe war so sehr über die Zeitläufte verstimmt, daß er schrieb: „Ist wohl in diesen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird?“ Ebds. S. 147.

kam Napoleon nach Erfurt, den folgenden Tag auf drei Stunden nach Weimar. Die Truppenzüge dauerten noch den ganzen Mai, Juni, Juli fort. Als es ruhiger geworden, am 16. August, erschien Göthe wieder im Lande, amüsirte sich eine Woche mit dem Herzog in Ilmenau und kam dann nach Weimar[1].

Sehr bezeichnend für seine Stellung zu den Freiheitskriegen ist ein Zug, den Frau von Stein erzählt. Sie wollte ihm, dem so lange Geliebten, zu seinem Geburtstag ein Körbchen Ananas bringen. Da sie ihn den ganzen Tag nicht finden konnte, schlich sie Abends spät beim Mondschein in Begleitung einer Kammerfrau in seinen Garten. Da sah sie ihn denn sitzen, aber nicht allein. Neben dem alten Herrn saß die junge Theatersängerin Engels und sang ihm zur Guitarre vor. Nun war für Charlotte denn doch die Romantik aus; sie stellte ihm unbemerkt die Ananas in die Nähe und schlich sich unbemerkt davon, wie sie gekommen war[2]. Zwei Tage vorher starb der ritterliche Theodor Körner, den seine jugendliche Braut nicht vom Schlachtfeld zurückgehalten, bei Gadebusch den Heldentod. Zwei sprechende Gegenbilder!

Es wurde November, und die Hauptsache war schon gethan, bis die patriotische Bewegung der Freiheitskriege endlich auch in Jena und Weimar zündete[3]. Als Knebels Karl mit zwei Freun-

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 379 ff. — Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 127 ff. — Charlotte von Schiller. I. 658. — Riemer, Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter. II. 78. 79.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 390. — „Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?“ fügt sie der Erzählung in einem Billet bei. — Charlotte von Schiller. II. 357.

[3] Noch nach der Völkerschlacht von Leipzig scheint Göthe an die Befreiung des deutschen Volkes nicht haben glauben zu wollen. Wenigstens meldet Frau von Stein: „Göthe hat seinen Napoleonsorden müssen ablegen. Graf Colloredo, ein rechter Enragé gegen die Franzosen, logirte bei ihm; er nahm's ihm sehr übel, daß er ihm mit dem Orden entgegenkam, und zwang ihn, ihn abzulegen. So erzählt man's.“ — Düntzer, Charlotte von Stein. II. 397.

den sich als Freiwillige melden wollte, mahnte Göthe, erst den Aufruf des Herzogs abzuwarten. Als der Medicin-Professor D. G. Kieser in Jena sich einschreiben ließ, rieth ihm Göthe, wenigstens nicht mit den Freiwilligen mitzuziehen, sondern sich den Nervenkranken in Weimar zu widmen. Bis Ende November hatten erst 32 Freiwillige unterzeichnet, und die Geheimräthe Göthe und Voigt thaten ihr Bestes, Jedermann zurückzuhalten, indem sie keinem Angestellten, der sich etwa meldete, seinen Platz bis zur Rückkehr offen lassen wollten[1]. Das nationale Philisterthum ward bis auf die Spitze getrieben. Göthe's Sohn August hatte mehr Edelsinn und Ehrgefühl als der Vater. Von dem begeisternden Beispiel seiner Altersgenossen mit fortgerissen, wollte er mit in den Krieg. Daß Göthe es nicht erlaubte, mag einigermaßen damit entschuldigt werden, daß August sein einziges Kind war; aber hochherzigen, opfermuthigen Patriotismus verräth es nicht. Göthe ließ nicht einmal zu, daß August Hofjunker beim Erbprinzen würde, sondern bat den Herzog, ihn bei einem auswärtigen, ungefährlichen Geschäfte zu verwenden. Und so ward August denn mit dem Kammerrath Rühlmann nach Frankfurt gesandt, um statt Pulverdampf Tinte zu schlucken[2].

Unterdessen war der heilige Krieg schon so gut wie entschieden. Der Rheinbund war aufgelöst, Deutschland frei. Am Schluß des Jahres handelte es sich nur mehr darum, den Usurpator in seinem eigenen Land aufzusuchen und seiner Macht für immer ein Ende zu machen. Es folgte wieder Schlacht um Schlacht. Marschall „Vorwärts" drang unaufhaltsam in das Herz von Frankreich vor. Alle Kriegskunst Napoleons scheiterte an der Tapferkeit und Entschlossenheit der Alliirten. Schon am 30. März 1814 ward die Schlacht bei Paris geschlagen. Am 31. ritten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. an der

---

[1] Ebds. II. 398.

[2] Ebds. II. 404. 405. Vgl. dazu die unenträthselbaren Mittheilungen Kiesers über Göthe's „große Pläne". Grenzboten. 1874. IV. 449.

Spitze ihrer Garden in die Kaiserstadt Napoleons ein. Ein unendlicher Jubel erhob sich in den nächsten Tagen durch Deutschland, durch ganz Europa.

Am 9. April traf die Freudenbotschaft in Weimar ein. Von selbst stimmte das Volk das deutsche „Te Deum“ an und begleitete die Großfürstin, die eben aus der Kirche kam, unter nicht endenden Freudenrufen bis an's Schloß. Alle Glocken wurden geläutet, das Freudenschießen dauerte den ganzen Tag. Ganz Weimar jauchzte auf. Nur Einer trauerte und ließ sich nicht sehen — Göthe litt an Rheumatismus. Er konnte sich in den Sieg nicht finden, es war für ihn eine Niederlage. Noch am 24. April schrieb Frau von Stein:

„Göthe, wie man sagt, hat seinen Sohn nicht wollen mit den Freiwilligen gehen lassen, und ist er der einzige junge Mensch von Stand, der hier zu Haus geblieben. Sein Vater scheint gar unseren jetzigen Enthusiasmus nicht zu theilen; man darf nichts von politischen Sachen bei ihm reden. Und doch ist gewiß seit Jahrhunderten nichts Interessanteres vorgekommen. Er liest auch keine Zeitungen.“ [1]

Einen vollen Monat saß der geschlagene Verehrer Napoleons in dieser peinlichen Verlegenheit. Da kam unerwartete Hilfe, und zwar von Berlin. Iffland, der Director der dortigen Hofbühne, wollte, da man gegen Ende Mai den König mit Kaiser Alexander zur Siegesfeier in Berlin erwartete, ein kleines Festspiel haben, das den Tag verherrlichte. Er dachte an Göthe, wagte aber — wahrscheinlich weil dessen bisherige ablehnende Haltung in der ganzen Freiheitsbewegung auch ihm bekannt war — nicht, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Er schrieb deßhalb an Göthe's Theater-Adjutanten, den Geheimen Hofrath Kirms, zwei Briefe: einen für diesen allein und einen zweiten, den er nach seinem Ermessen Göthe mittheilen sollte. Die Hauptfrage war: „ob Herr von Göthe sich entschließen würde, sein Genie für diese Sache wirken zu lassen.“ Kirms ritt mit der Anfrage

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 410. 412.

am 17. nach dem Schwefelbad Berka, wo sich Göthe eben befand. Dieser erbat sich zwei Tage Bedenkzeit, lehnte aber schon am folgenden Tage ab: „Ich habe die Sache seit 24 Stunden nach allen Seiten durchdacht und finde sie unausführbar." Die dargebotene Zeit schien ihm zu kurz; doch erbot er sich, „eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die bei einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatze, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte" [1].

Kaum war indeß die Absage abgegangen, so bekam er eine Idee und arbeitete ein Programm aus — acht Quart- und zehn Folioseiten. Sie gingen am 22. schon in Reinschrift an Iffland ab. Dieser war hocherfreut. Er schrieb an Kirms:

„Seit Luther's Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Die Preußen haben sich wieder ganz, größtentheils aus eigener Kraft, zu einer ehrenvollen Nation aufgeschwungen, Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es gibt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt." [2]

„Der erste Mann der Nation!" Nun raffte sich Göthe vollends auf. Sein Patriotismus war jetzt gerettet. Denn Napoleon war verloren, und die Augen der Welt richteten sich auf Berlin. Die Zeit zur Ausführung erweiterte sich nach Wunsch; denn die Festfeier ward erst auf den October, dann in's folgende Frühjahr verlegt. Der Plan Göthe's gefiel Iffland gut, und seine technischen und praktischen Wünsche hinwieder waren leicht zu erfüllen.

„Vor allen Dingen," antwortete ihm Göthe [3], „muß ich Ihnen, verehrter Mann, den aufrichtigsten Dank abstatten, daß Sie mir Gelegenheit geben, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde. Wenn dieses zuvörderst vor Ihrem Könige, Seinen höchsten Gästen und den werthen Berlinern, unter denen ich

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XI. 108 ff.
[2] Ebds. XI. 111. 112. [3] Ebds. XI. 114.

so viele Gönner und Freunde zähle, geschieht, so ist es ein unerwartetes Glück."

Als Ende Juni gar der Kapellmeister Weber aus Berlin nach Berka kam, um über die musikalische Ausführung mit ihm Rücksprache zu nehmen, da gerieth er vollends in seligste Begeisterung. Ein über das andere Mal rief er aus: „Hätte ich das gewußt, daß meinem Stück die Ehre, im Opernhause gegeben zu werden, widerfahren sollte, was hätte ich noch machen wollen!"

Iffland erlebte die Aufführung nicht mehr. Er starb am 22. September. Erst sein Nachfolger, Graf Brühl, brachte das Festspiel endlich auf die Bühne, den 30. März 1815, dem Jahrestage des Sieges bei Paris. Das Stück hieß auf dem Theaterzettel: „Des Epimenides Erwachen. Festspiel in 1 Act von Herrn von Göthe" [1].

Ein hohes Kunstwerk ist es nicht [2]. Scenerie, Maschinerie, bunte Militärkostüme und Musik befriedigten zwar in hohem Grade das schaulustige Publikum; da und dort ist es Göthe glücklich gelungen, die begeisterten Lieder der Freiheitskriege künstlich nachzusingen; aber nüchternere und ruhigere Beurtheiler durchschauten bald das Gemachte dieses erst post festum erwachten Patriotismus und ärgerten sich über diese „Bequemung, auf vornehme Manier patriotisch zu sein" [3]. Blind in sich selbst verliebt, vermochte Göthe nicht, sich in den eigentlichen Geist des heiligen Krieges hineinzufühlen, und brachte deßhalb statt einer großen religiös-vaterländischen Auffassung seinen gemachten Hellenismus, seine Salonsdiplomatie, sein Winkelbürgerthum und selbst seine

---

[1] Ebds. XI. 151—203.

[2] Die Schwäche desselben liegt nicht, wie Hettner (Die romantische Schule. S. 96 ff.) entwickelt, in der Anwendung eines falschen Kunstprincips, d. h. bloßer Allegorie und Symbolik; — denn die allegorischen Autos Calderons sind gewiß Kunstwerke ersten Ranges, — sondern in der unglücklichen Mischung heidnischer und christlicher Symbolik ohne innere lebenskräftige Einheit.

[3] Gervinus. V. 713.

eigene politische Indolenz mit einem Strahlenschein von Verklärung auf die Bühne.

Epimenides heißt die Maske, unter welcher er sich, nach einer heidnisch gedachten Musenrede, dem Publikum vorführt — „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann, der durch sonderbare Schickung eine ganze Lebensepoche verschlafen und dadurch die Erhöhung seiner geistigen Seherkraft gewonnen hat“ [1]. Der feine Epikuräer, der all diese Jahre hindurch nur seinen kleinlichen Leidenschaften, Genüssen und Geschäftchen gelebt, an allen großen Bewegungen der Zeit theilnahmslos oder grollend vorübergegangen, wirft sich in den majestätischen Prophetenmantel eines ehrwürdigen, priesterlichen Greises, und als ob die Begeisterung der gesammten deutschen Jugend ein blindes Treiben gewesen wäre, declamirt er feierlich:

„Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüth umschließt das Ewige.“ [2]

Statt des „Ewig Weiblichen“, das ihn während dieser ganzen Periode sehr lebhaft beschäftigte, statt der Sängerin Engels mit ihrer Guitarre und der Frau von Stein mit ihren Ananas, läßt er zwei Genien auftreten, welche den erhabenen Seher in göttlichem Auftrage zum Schlafen einladen:

„Wärest du fieberhaft, wärest du krank,
Wüßtest dem Schlafe du herzlichen Dank;
Zeiten, sie werden so fieberhaft sein,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.“ [3]

Da „alles geschieht, was die Götter bestimmt“, so legt sich Epimenides zu Bette, in feierlich griechischem Nachtkostüm statt im prosaischen Schlafrock der deutschen Wirklichkeit. Jetzt können die napoleonischen Kriege beginnen.

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XI. 135.
[2] Ebds. XI. 160. [3] Ebds. XI. 161.

Heereszüge ziehen singend über die Bühne, „im Kostüm der sämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht worden". Der Dämon des Krieges charakterisirt sich selbst in langer Rede als unersättlichen Zerstörer, und ein Brandschein über das ganze Theater hin bestärkt seine Worte. Abermals Heereszüge. Dann kommt der Dämon der List, „kostümirt wie die Hof- und Staatsmänner des 16. Jahrhunderts" (geschichtlicher Grund ist keiner da, es handelt sich nur um möglichst bunte Garderobe). Nachdem der Dämon der List sich selbst gelobt, tritt ihm jener des Krieges entgegen, und sie streiten sich um den Vorrang. Um den Gegner seine Macht fühlen zu lassen, läßt der Dämon der List die stolze Säulenhalle, wo die Scene spielt, von seinen Helfershelfern untergraben. Auf einen Wink bricht der ganze Palast zusammen. Im Kostüm eines orientalischen Despoten tritt nun der Dämon der Unterdrückung auf und beginnt seine Herrschaft über Ruinen. In der Einöde, in welcher er allein genießen will, erscheint die Liebe. Als Orientale macht er ihr den Hof — auf ihren Gesang kommt Schwester Glaube herbei — nun liebkost er beide, hängt ihnen Geschenke an, Armspangen und Brustschmuck, die sich gleich als dämonisch erweisen. Mit Ketten beladen, sinken sie beide nieder.

„Getrennt, wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind." [1]

Eine verzweifelte Lage für die zwei theologischen Tugenden! Der übermächtige Dämon der Unterdrückung winkt nun auch die Hoffnung herbei, ebenfalls ein „Mädchenhaupt", um auch sie zu unterwerfen. Aber die Hoffnung schwingt einen Speer gegen ihn und läßt eine solche Vision vor ihm sich entfalten, daß er mit Grauen entflieht. Die fast wahnsinnige Liebe kommt wieder zu sich, der wankende Glaube faßt wieder festen Fuß.

---

[1] Ebds. XI. 179.

Beide sind aber noch gefesselt, bis die Hoffnung kommt und sie von dem verhängnißvollen Schmuck erlöst.

Göthe hat hier wohl Calderon nachahmen wollen, es ist ihm aber schlecht gerathen; denn wenn nicht nur die Liebe, sondern auch der Glaube, Wurzel und Anfang alles Heils, unter die Herrschaft des Dämons gerathen, dann ist eine vernünftige Hoffnung nicht mehr möglich, und es ist nicht Glaube, nicht feste, unwandelbare Ueberzeugung, sondern theatralische Declamation, wenn Göthe der Hoffnung die an sich herrlichen Stanzen in den Mund legt, welche die Gründung und den Sieg des Tugendbundes mit dem Walten und dem Triumph der Christenheit in den Katakomben vergleichen und schließlich den Sieg über Napoleon unter dem Bilde eines Frühlingssturmes schildern:

„Von Osten rollt Lawinen gleich herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer;
Er schmilzt und nah und näher stürzt vorüber
Das Alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört und — fühlt sich besser.
Vom Ocean, vom Belt her kömmt uns Rettung:
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.“ [1]

Nachdem der Dichter glücklich bei seiner pantheistischen All-Vorstellung angelangt, erhalten die drei theologischen Tugenden Kronen, und die Hoffnung läßt den Ruf nach Freiheit erschallen. Die Liebe macht den Frauenvereinen ein Compliment und der Glaube sagt ein frommes Sprüchlein.

Genius I:

„Ihr werdet eure Kraft beweisen,
Bereitet still den jüngsten Tag.“

Genius II:

„Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.“ [2]

---

[1] Ebds. XI. 184. [2] Ebds. XI. 186.

Jetzt endlich, nachdem das ganze Kriegskapitel der Weltgeschichte allegorisch abgespielt ist, erwacht der alte Epimenides[1]. Ein Komet schreckt ihn. Er schaut nur allgemeine Zerstörung. Er geräth außer sich. Er kommt der Verzweiflung nahe. Die Genien ermuntern ihn aber. Die Hoffnung erscheint mit dem Jugendfürsten und mit den siegreichen Kriegerschaaren über den Ruinen früherer Herrlichkeit. Ein Lied des Chors auf Marschall „Vorwärts“ bezeugt, daß der Jugendfürst kein Anderer ist, als er. Glaube und Liebe erscheinen mit einem Chor von Landbewohnern und Frauen. Der Tempel erhebt sich wieder aus den Ruinen. Epimenides erscheint mit zwei Priestern. Glaube, Hoffnung und Liebe wenden sich glückwünschend an die drei Kaiser der heiligen Allianz. Beharrlichkeit und Einigkeit mahnen das Volk daran, was ihm für die Zukunft Noth thut. Ein fröhlicher Chor der Frauen eröffnet das Ballet, zu dessen Schluß noch ein begeistert religiös-patriotisches Chorlied gesungen wird. Göthe hat darin den Ton der Freiheitslyrik meisterlich getroffen, und gezeigt, daß er mit seinem Talent, seiner Sangeskraft und seinem Ansehen den erhabenen Freiheitskampf mächtig hätte unterstützen können, wenn Epimenides — nicht geschlafen hätte.

Niemand wird so unbillig sein, von ihm, dem älteren Manne, zu verlangen, er hätte sich noch mit in das Waffengewühl stürzen, oder wie einst Gleim, nichts als Kriegslieder dichten sollen. Aber seine Kraft, seine Zeit, seinen Einfluß konnte und mußte er dem Vaterlande weihen, wenn sein Herz wirklich dafür schlug. Sein einstiger Jugendfreund und Altersgenosse Friedrich Leopold zu Stolberg sandte vier Söhne und zwei Schwiegersöhne in den

---

[1] Sogar Düntzer hat in jüngeren Jahren eingesehen, daß Epimenides den Eindruck der drei Tugenden stört und verdirbt: „Die Hoffnung erhebt den Glauben, und die Liebe springt wie neugeboren von selbst auf. Diese drei neubelebten Tugenden besiegen den Dämon der Unterdrückung. Diese Haupthandlung wird durch das Auftreten des Epimenides fast (nicht bloß fast, sondern ganz) zur Nebensache gemacht und verliert dadurch sehr viel.“ — Düntzer, Göthe als Dramatiker. Leipzig 1837. S. 206.

heiligen Krieg, und als der eine derselben, Christian, in der Schlacht von Ligny fiel, da pries er Gott, daß er denselben „im heiligen Kampfe für das Vaterland und für seine Sache zu sich genommen habe“ [1]. Friedrich von Schlegel weihte in dieser Zeit sein ganzes Talent der großen, allgemeinen Sache, theilte die Beschwerden und Gefahren des Kampfes und entflammte die Gemüther für die höchsten und ehrwürdigsten Interessen. Auch Göthe konnte, ohne den Kreis seines Talents und seiner Thätigkeit zu verlassen, einstimmen in den großen Ruf der Zeit, zurückkehren zu den Grundsätzen des Christenthums, des guten Rechts und der echten Mannesehre, durch welche Deutschland aus seiner Schmach sich wieder erhob; er konnte seine Kunst jenen höheren Idealen widmen und so dem neugestalteten Deutschland eine wahre Quelle des Segens werden. Der Greis konnte ausbauen, was die Jünglinge mit Heldenmuth erkämpft und gegründet. Sie hätten sich begeistert um ihn geschaart. Doch dazu war Göthe der Mann nicht. Er hatte den Dämon der Unterdrückung zu lange angebetet, und die Zeit der Noth war noch kaum vorüber, als er selbst den orientalischen Kaftan anzog, mit dem er ihn in seinem Festspiel sehr passend kostümirt hatte.

[1] Janssen, Stolberg II. 331. — O. Hellinghaus, Stolberg und Voß. Münster 1882. S. 18.

6. Dichtung und Wahrheit.

1808—1822.

„Der Dichter schafft seine Welt frei, nach seiner eigenen Idee, und darum kann er sie vollkommen und vollendet hinstellen; der Historiker ist gebunden: denn er muß seine Welt so aufbauen, daß die sämmtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deßwegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben."

Göthe im Gespräch mit Luden.

„Es wird also ein großes Werk werden, de se ipso und ein Gemälde, wie man gern von dem gegenwärtigen und künftigen Publikum angesehen sein will."

Christian Gottlob von Voigt.

In geschichtlichen Thatsachen bietet Gott der Menschheit die Ausweise dar, womit er seine übernatürliche Offenbarung und ihre Verkörperung, die Kirche, beglaubigt. In geschichtlichen Thatsachen liegt der faßlichste und handgreiflichste Prüfstein für die Wahrheit und Güte menschlicher Systeme. Die Geschichte übt ein unnachsichtliches Gericht über die Einzelnen, wie über die Völker, wenn auch vollständige Gerechtigkeit hienieden nicht eintritt. Kein Studium hat darum so viele bedeutende Männer aus irrigen Anschauungen zur Wahrheit zurückgeführt, als eben jenes der Geschichte. Auch im Völkerleben bietet die Geschichte nächst Religion und Recht eine der wirksamsten erhaltenden Mächte dar. Keine Revolution ist möglich, ohne daß geschichtliche Bande zerrissen, die Geschichte selbst verläugnet oder gefälscht wird.

Wäre Göthe jener tiefe, allumfassende Geist gewesen, als welcher er so oft gepriesen wird, so hätte er sich jener mächtigen

Bewegung nicht zu entziehen vermocht, welche Deutschland vom Beginn des Jahrhunderts an aus den chimärischen Träumereien der Revolution auf die ehrwürdigen geschichtlichen Ueberlieferungen seiner Vergangenheit zurückdrängte. Je mehr das Maß der Erniedrigung sich erfüllte, desto lebendiger erwachte in allen wahrhaft edlen Geistern das Bewußtsein von Deutschlands einstiger Größe, Macht und Herrlichkeit. Stolberg und Friedrich Schlegel, Männer, die sich an Geist und Wissen, wenn auch nicht an poetischem Genius, mit Göthe messen konnten, traten in den Schooß der katholischen Kirche zurück, aus welcher Deutschlands einstige Größe hervorgegangen. Novalis wies auf diese Rückkehr als das einzige Heil der Zukunft hin. Görres wandte sich aus dem Taumel der Revolution jener Freiheit zu, welche Europa zumeist der Kirche dankt und welche mit der kirchlichen Freiheit steht und fällt. Der große Minister von Stein, sowie die Führer und Sänger der Freiheitskriege vollzogen jene Rückkehr wenigstens theilweise, indem sie die christlichen Ideen als das heiligste Erbgut Deutschlands auf ihr Banner schrieben und keine Freiheit und keine Rettung erwarteten, als durch sie. Der Kampf gegen Napoleon war kein bloßer Nationenkampf, kein bloßer Freiheitskampf, sondern ein heiliger Krieg, die gewaltsame Schilderhebung aller geschichtlichen, rechtlichen, erhaltenden Kräfte gegen die Alles zersetzende, Alles niedertretende Revolution, an deren Spitze sich ein gekrönter Usurpator gestellt hatte.

Göthe hatte keinen Sinn für Geschichte. Er hat das öfters selbst gestanden [1], und sein Leben bezeugt es deutlich genug. Ihn fesselte nur das Schöne. Mensch, Natur, Welt — Alles sollte Kunstwerk sein und sich zum Universalkunstwerk vereinen. Der Dichter ist ihm das Wichtigste in der Welt, Alles nur um seinetwillen da. Er floh vor der Geschichte anfänglich gar nicht, aber sie sollte schön sein — sie sollte sich ebenfalls zum harmonischen Kunstwerk gestalten. Aber das wollte sie nicht und konnte sie

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 296. — Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. II. 246.

nicht, da dem Betrachter das Einzige abhanden gekommen war, was den Zauber des Schönen auch über die Geschichte ergießt, die Leitung der ewigen Weisheit und Liebe in den Geschicken der Völker. Offenbarung und Kirche wies er von sich, nun blieb die Weltgeschichte freilich nichts Anderes, als ein jammervolles Gewirre menschlicher Leidenschaft, in welchem die Dämonen des Kriegs, der List und der Unterdrückung um die Weltherrschaft streiten [1].

In allem Ernst wollte Göthe einmal als Historiker auftreten. Weimar sollte durch einen seiner Helden, den Herzog Bernhard, verherrlicht werden. Schon durch diese Tendenz war eine rein objective Geschichtschreibung ausgeschlossen. Der Versuch scheiterte vollends daran, daß das historische Material zu ungünstig war, dem beabsichtigten Zwecke zu dienen. Göthe gestand das dem Historiker Luden ganz naiv ein [2]:

„Ich bin fast in derselben Weise, wie Sie, zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs bewogen worden; auch habe ich in der That den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte, anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen. Das Kirchliche gehört der Zeit an. Es war der Firniß, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet, und sich von Andern vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben. Es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten, über-

---

[1] „Das Uebel," sagte er, „macht eine Geschichte, und das Gute keine." Riemer, Mittheilungen. II. 714.

[2] Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1827. S. 111 ff.

lieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als in soweit er seinem Vortheil nachlief? Die Gedanken: Vaterland und Nationalität, waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn wohl auch früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist Niemanden zum Vorwurfe zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist Niemanden zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies, das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward oder vom Süden... Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, so kommt Ihr Historiker mit dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und so habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben, wie Sie."

Verzweifelnd an Geschichte, Recht, Nationalität und Patriotismus, wie an der positiven Religion, womit jene Volksgüter stets organisch verbunden sind, wandte sich Göthe der Dichtung und der Natur zu: hier konnte er das Schöne in zahllosen Harmonien verkörpert genießen, dort konnte er es frei gestalten, obwohl er sich durch Mangel an geschichtlichem Sinn einen weiten Kreis der lebensvollsten Poesie, besonders der dramatischen, für immer abschnitt. Die Anmerkungen zu Cellini, zu Rameau's Neffen, zur Farbenlehre wird wohl Niemand im Ernst als „Geschichte" bezeichnen wollen. Es sind biographische Details, ohne historische Durcharbeitung, nach Bedürfniß und Laune zusammengekramt, ganz in der Art, wie die Encyklopädisten die Geschichte betrieben. Was er über Winckelmann und Hackert geschrieben, sind schönrednerische, geistvolle Skizzen, aber keine Biographien in ernst historischem Sinne[1]. Seine Lobreden auf Anna Amalia und

[1] Nichtsdestoweniger hat auch Göthe's „Geschichtsforschung" ihren Ritter gefunden: Fr. Xav. Wegele, Göthe als Historiker. 1876. — Vgl. über dessen Objectivität Histor.-polit. Blätter. 1886. XCVII. 301—307.

Wieland aber wird ein besonnener Historiker höchstens allenfalls zum Schmuck seiner Darstellung, aber nie als Grundlage seiner Forschung verwenden können. Nachdem er sich mit solchen Skizzen, die durch stete Unterbrechung nicht viel litten, die Zeit der napoleonischen Feldzüge, des Consulats und der ersten Kaiserjahre gekürzt, verfiel er nunmehr während der deutschen Freiheitsbewegung auf den Gedanken, sein eigenes Leben zu schreiben.

Die nächste Veranlassung war, nach seiner eigenen Angabe, die 1808 vollendete Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in zwölf Bänden. Es war eine so bunte Sammlung, vielfach bruchstückartig, unzusammenhängend, schon durch die Anordnung so durcheinander gewürfelt, daß sich der Leser schwer eine Vorstellung von der Entwicklung des Dichters und von seinen sonderbaren Sprüngen machen konnte. In der reichen Lyrik des ersten Bandes waren Erzeugnisse der verschiedensten Zeit abermals bunt durcheinander gemischt. Bei dem gelegenheitlichen und fragmentarischen Charakter so vieler Werke reichte ein bloß chronologisches Verzeichniß nicht aus. Eine Biographie allein konnte die Aufgabe lösen, die so verschiedenartigen Elemente lebendig zu verbinden und zu erklären, wie sie sich selbst im Leben des Dichters gestaltet hatten. Schiller, Shakespeare, Calderon fühlten einen solchen Bekenntnißdrang nicht. Ihre Werke tragen ihre volle Erklärung in sich. Man braucht keinen Biographen. Das Kunstwerk hat sich vom Geiste des Künstlers selbständig abgelöst, wie die Frucht vom Baume. Auch Göthe hat solche Werke geschrieben, wie Iphigenie und Tasso, die für sich leben und nur verlieren, wenn man ihre Entstehungsgeschichte herbeizieht. Aber ein ansehnlicher Theil seiner Poesie bleibt dunkel, unbefriedigend, räthselhaft, wenn nicht eine biographische Erklärung hinzutritt. Den Hauptinhalt seines Lebens hatte er zudem nie in äußere Gegenstände gelegt, sondern in sich selbst. Seine Lieder und Balladen waren der eigenste Ausdruck eigener Freuden und Leiden. Griechenland und Rom, Altes und Neues zog er an sich und machte es zum Träger seiner Ideen. Werther und Götz, Orest und Tasso, Wilhelm Meister und Hermann, Clavigo und der Eduard der Stella,

der Römische Elegiker und der Venetianische Epigrammatist, das ist er selbst, nur in verschiedenem Costüm. Wie kaum ein anderer Dichter hat er seine Poesie selbst gelebt und der schaffenden Phantasie, der eigentlichen Fiction nur wenig überlassen. Liebschaft mußte auf Liebschaft, Genuß auf Genuß folgen, um stets neu von Liebe und Genuß singen zu können. Das Leben mußte selbst zum Roman werden, um Romane zu schreiben.

Als er sechzig Jahre alt war und auf sein Leben zurückblickte, lag denn auch ein Roman vor ihm, wie ihn unter Tausenden kaum Einer erlebt. Die Namen Gretchen, Friederike, Lotte, Lili, Charlotte von Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Minna Herzlieb bezeichnen nur die hauptsächlichsten Phasen. Für manchen lebhafteren und leidenschaftlicheren Charakter hätte eines dieser Verhältnisse hingereicht, in Leben und Dichtung für immer Schiffbruch zu leiden. Dem elastischen Diplomaten war es aber nicht nur gelungen, einen dieser Romane an den andern zu knüpfen, sondern dabei vom einfachen Advokaten zum Freund und Minister eines Herzogs emporzusteigen, den Ruhm des ersten deutschen Dichters zu erwerben und mit nahezu allen berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung zu treten. Der Liebhaber des Frankfurter Schenkmädchens und der Pfarrerstochter von Sessenheim stand vor Napoleon als einer der großen Männer der Zeit, und anstatt Lili's goldenen Herzchens trug er jetzt das Kreuz der Ehrenlegion. Der Rückblick auf Kindheit und Jugend hatte für den glücklichen Parvenu den vollen Reiz, den ein Wanderer empfindet, der auf den verschlungensten Pfaden zu ungeahnter Höhe emporgelangt. Mit wahrer Wollust blickte er auf den zurückgelegten Weg zurück. Es war der wunderlichste Roman, viel interessanter als „Wilhelm Meister". Er fühlte, daß er jedem Mädchen, mit dem er einst getändelt, jetzt europäische Berühmtheit verschaffen könnte. Ein Vorbild war auch schon da. Rousseau's Bekenntnisse waren in der ganzen Welt herumgekommen, und Freund Moritz hatte als Anton Reiser wenigstens in Deutschland andächtige Leser in Menge gewonnen.

So begann Göthe 1810 seine Selbstbiographie. Alles ließ

sich nicht erzählen, Manches wäre prosaisch langweilig geworden, Anderes hätte den Ruhmesglanz des Dichters getrübt. Vieles war in einem Zeitraum von fünfzig und mehr Jahren seinem Gedächtniß entschwunden, Vieles hatte sich in seiner Erinnerung verwirrt, verschoben, verändert. Obwohl er die cynische Offenheit Rousseau's einst bewundert hatte, war er von der Stimmung der Genieperiode doch zu weit abgekommen und kannte sein Publikum zu gut, um sie nachzuahmen. Er mied die scharfen Lichter und Schatten, die grellen Farben und gewagten Situationen. Er hielt sich an die gemüthliche deutsche Wahrheit so nah als möglich, und wo er die Dichtung hineinspielen ließ, da nahm auch sie an der Wahrheit noch einigen Antheil, indem sie theils das frühere Phantasieleben des Dichters, theils seine jetzigen Anschauungen darüber darstellt, mit jener Liebe zum „schönen Schein", welche man dem eigentlichen Historiker nicht vergeben könnte, dem Dichter aber zu Gute halten darf. Er hat dem Buche selbst den Titel „Dichtung und Wahrheit" gegeben; wer es einfach für Wahrheit nimmt, der hat sich die Täuschung selbst zuzuschreiben [1]. Die mit außerordentlicher Sorgfalt angestellten Untersuchungen G. von Löpers [2] haben es übrigens heute Jedermann möglich gemacht, Zug um Zug und Schritt für Schritt die Zeichnung Göthe's zum Theil mit nüchternen Berichten Anderer, zum Theil mit Göthe's eigenen gedruckten Quellen, zum Theil mit anderen zuverlässigen Documenten zu vergleichen. Und da ergibt sich denn, daß nicht nur im Allgemeinen sein eigener Entwicklungsgang und der Charakter jener Zeit von ihm mit großer Lebenswahrheit gezeichnet ist, sondern daß auch eine Menge Einzelheiten auf Wahrheit beruhen, daß aber eine Menge von Einzelheiten auch verändert, verschoben, übergangen, willkürlich gruppirt sind, und daß die Leben athmende, wunderbar schöne

---

[1] Sogar Düntzer entschließt sich da, „Göthen zu Liebe Göthe nicht zu glauben", zu einem „beherzten ἀπιστεῖν". Göthe=Jahrbuch. I. 154. — Vgl. Göthe=Zelter Briefwechsel. V. 393. 394.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. Bd. XX—XXIV.

Darstellung[1] zum Theil auf der freien poetischen Behandlung des einfachen Materials, also mehr oder weniger auf Abweichung von der nüchternen Wirklichkeit beruht.

Die eigene Charakteristik des Dichters ist stark geschmeichelt, seine Kindheit in eine über die Wirklichkeit hinausliegende Bedeutung emporgerückt, sein Treiben in Leipzig ungebührlich beschönigt, seine Stellung zur damaligen Literatur weit übertrieben; seine Liebschaften sind nur nach der Sonnenseite ausgemalt, seine Studien wesentlich aufgebauscht, seine Verirrungen schönfärberisch entschuldigt. Die ganze literarische Zeitgeschichte ist künstlich so gruppirt, daß Alle gegen ihn in den Schatten treten, seine Gestalt dagegen in wachsendem und immer glänzenderem Lichte hervortritt. Nicht nur ein Merck und Zimmermann sind da in eine ungünstige Beleuchtung gerückt, auch ein Herder erhält nicht die Stelle, die ihm gebührt.

Trotz der abgemessenen und abgerundeten Darstellung weht in „Dichtung und Wahrheit" der Geist echter deutscher Gemüthlichkeit, wie in keinem der Göthe'schen Romane. Man kann das Buch nicht lesen, ohne den Dichter und sein Frankfurt herzlich lieb zu gewinnen.

„Es hat Anlage zu einem Volksbuch," schrieb W. Grimm, als er den ersten Theil gelesen hatte, an Görres[2], „wenn man das Einfache, Unschuldige, Andringende und Vollendete darin sieht; freilich müßte die Erzählung aus der Bibel wegbleiben, die wohl wenigen außer ihm gefällt. Seine Liebesgeschichte und die Erzählung von der Kaiserkrönung ist in aller Hinsicht etwas so Vollkommenes, daß man meint, es dürfe kein Buchstaben daran fehlen und keine Zeit dürfe dem etwas anhaben. Wenn wir

---

[1] „Die deutsche Literatur zählt verhältnißmäßig sehr wenige Werke, die in einer durchweg classischen Prosa geschrieben wären. ‚Dichtung und Wahrheit' gehört zu diesen verhältnißmäßig wenigen und steht unter ihnen obenan." H. Marggraff, Blätter f. Lit. Unt. 1860. S. 655.

[2] Fr. Binder, Görres' Freundesbriefe. München 1874. II. 269.

so zwölf Bände erhalten, so weiß ich kaum ein merkwürdigeres Buch."

Görres entging die leichte Schicht von Schminke nicht, die auf diesem anziehend geschilderten Kinderleben ruht:

„Das eigentliche Naturell wird zu selten sichtbar; ich möchte den Knaben alle Jahre etwa einmal mit bloßem H...... sehen, wie ihn die Mutter, damit er schweige, in's Wasser stieß; statt dessen erscheint überall das Herrenbübchen mit schönen Kleidern, seidenen Strümpfen und dem Degen an der Seite. Darum ist mir eine große Kluft geblieben zwischen dem Knaben und dem Manne, die wohl der zweite Band ausfüllen wird." [1]

Grimm blieb dabei: „Es ist ein Werk ohne Gleichen in der Literatur." Doch dämmerte ihm das Mißliche in den religiösen und Liebespartien des zweiten Bandes:

„Unerwartet ist mir darin gewesen die mannigfache religiöse Bestrebung (bei dem feinen philosophischen System mag er wohl jetzt, wie bei dem Märchen im ersten Band, mit dem Grabstichel nachgeholfen haben) und das im ersten Band von andern bei anderm schon bemerkte Mißverhältniß, daß man nicht recht den Philosophen, der sich Systeme tiefsinnig ausdenkt, mit dem reimen kann, der nicht weiß, was Erfahrung ist, und wegen des seltsamen Dings sich bei andern herum erkundigt. Von den Liebesgeschichten sind zwei, namentlich die zum Schluß, so anmuthig, daß nicht dafür zu stehen ist, es thut sich mancher nach etwas Aehnlichem um." [2]

Mit der Religion treibt es der Dichter dabei, wie mit seinen Mädchenbekanntschaften. Erst orthodox und fromm, dann leichtsinniger Zweifler und Ungläubiger, dann Blumenchrist und Gnostiker, Alchymist und Pietist, endlich Spinozist und Naturanbeter, malt er alle die ernstgemeinten Richtungen und Anschauungen seiner Zeitgenossen zu leichten, heiteren Scenen seiner eigenen Entwicklungsgeschichte aus, zu einer Art geistigen Romans, der spannend seine Liebesgeschichten durchflicht, und lobt ebenso spie-

[1] Ebds. II. 372. [2] Ebds. II. 359.

lerisch den Pantheismus Spinoza's, die pietistische Mystik der Fräulein von Klettenberg und die sieben Sacramente der katholischen Kirche[1], gleich als wären auch diese bloß eine anmuthige Phantasmagorie, die neben Pietismus und Pantheismus bestehen könnte und sich damit zu einem heiteren Lebensverschönerungsinstitut verschmelzen ließe[2].

So anmuthig das Bild ist, das Göthe von dem Kleinleben in Frankfurt, Leipzig, Straßburg und Wetzlar entwirft, so hält es sich doch zu sehr an der Außenseite, und zwar vorwiegend an dem günstigen Theil derselben, um ohne anderweitige Er-

---

[1] Sulpiz Boisserée (II. 21) sprach ihm dafür die höchste Bewunderung aus. Abgesehen von dem indifferentistischen Zusammenhang, in dem sie steht, ist die Stelle (Göthe's Werke XXI. 70—74) gewiß sehr schön; sie hat die Katholiken nicht ohne einigen Grund erfreut, einzelne Protestanten gestoßen (s. Göthe-Jahrbuch. I. 336). Sie beweist indeß nur, daß ein genialer Ungläubiger die katholische Sacramentenlehre schön fand, aber an ihre Wahrheit nicht glaubte. Sie hat darum mehr geschadet, als genützt. Einzelne mochten sich dadurch zur Kirche hingezogen fühlen, weit Mehrere haben von Göthe gelernt, sie praktisch als eine schöne Antiquität zu behandeln, d. h. mit einem ästhetischen Bückling daran vorüberzugehen.

[2] Mit Bezug auf das gnostische Religionsgebräu, welches sich Göthe nach seiner Rückkehr aus Leipzig ausgedacht haben will (Werke XXI. 126 ff.), bemerkt ein englischer Theologe, J. Rickaby, sehr richtig: „Now here is the Christian tradition taken and hasted up with any absurd reavings that the author chose to borrow or devise, and the hodge-podge is called a religion. Not that Goethe held by this creed. I do not suppose he believed in it for a day, but he was one of these men who would say anything that pleases them and at a certain stage in his autobiography it happend to please him to pen the above reminiscense, and he penned it accordingly. But he was not rigidly scientific." The Reign of Mist. The Month. London 1876. XXVIII. 286 sqq. Der ganze Artikel enthält eine bemerkenswerthe Kritik Göthe's, welche hauptsächlich gegen Carlyle's und Lewes' Lobpreisungen gerichtet ist.

gänzung als vollwerthiges Culturbild betrachtet zu werden. Für die erste Frankfurter Zeit hat der gewissenhafte und grundehrliche Archivar Kriegk die wirklichen Schattenpartien dazu gezeichnet. Weit mangelhafter ist in geschichtlichem Sinn das allgemeine Zeitgemälde, das Göthe als Hintergrund seiner eigenen Lebensschicksale entfaltet. Zu den Abschnitten, welche das Religiöse betreffen, lese man, was Adolf Menzel und Brück über die Aufklärungsperiode auf Grund ausgedehnter Forschungen mitgetheilt haben; zu den politischen Häussers und Menzels deutsche Geschichte, zu den literarischen die entsprechenden Abschnitte bei Gödeke, Koberstein, Gervinus, Hettner und anderen ausführlicheren Literaturhistorikern, und man wird finden, daß Göthe's Ausführungen nach all diesen Richtungen hin zu seiner eigenen Charakteristik zwar wesentlich beitragen, daß sie uns zeigen, wie er in reiferem Alter all diese Verhältnisse aufgefaßt hat, aber keineswegs, wie sie wirklich waren. In seinen Literaturskizzen, welche er selbst „cursorische und desultorische" Bemerkungen nennt, kommen die kleineren Dichter verhältnißmäßig noch am günstigsten weg, die eigentlichen Hauptbegründer der neueren deutschen Literatur, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Winckelmann, sind lediglich nur als Karyatiden an dem Sockel aufgefaßt, auf dem der größte deutsche Dichter sich sein eigenes Standbild errichtete. Da thront er denn in erhabener Höhe, zu welcher die gesammte deutsche Literatur von Gottsched und Bodmer an hinaufführt. Das episch-novellistische Denkmal hat aber vor einem plastischen oder malerischen den großen Vortheil, daß der Heros lebt, wächst, sich beständig entfaltet, und daß auf jener erhabenen Höhe durchaus keine heroische Einsamkeit herrscht, sondern ein stets wechselnder, bunter, lustiger Roman. Während im untern Stockwerk der deutschen Literatur Klopstock einen Barbier unglücklich macht, Wieland an seiner „Musarion" schreibt, Lessing die Faust gegen Aesthetiker und Theologen ballt, Herder sich an den Augen operiren läßt, Gleim und Ramler feierlich den Zopf und die Heldenthaten Friedrichs II. besingen, Lavater die Frauenzimmer silhouettirt und Jung-Stilling in ernster Frömmigkeit vom Kohlen-

brenner zum Schneider, Schulmeister und endlich Mediciner sich entwickelt, geht es im obern Stock lustig zu, da wird zu Nutz und Frommen der deutschen Literatur beständig getanzt und geküßt und geliebelt; auf das Frankfurter Gretchen folgt Käthchen Schönkopf, Friederike Oeser, Friederike Brion, die Tanzmeisterstöchter von Straßburg, Lotte Buff, Maximiliane Laroche und Sibylle Münch; das Leipziger Liederbuch und die Lyrik von Sessenheim erklären sich hier als Blüthen der artigsten Novellen, und zwar nicht erfundener, sondern erlebter; die mühsame Literaturarbeit eines halben Jahrhunderts verwandelt sich in ein fröhliches Mariage-Spiel. Der folgenden Generation von Dichtern war in diesem Vorbild der Pfad der Kunst bedeutend erleichtert. Erst „lieben"! Das war die Hauptsache; das Dichten gab sich dann von selbst.

Mit dem Mariage-Spiel in Frankfurt und mit „Clavigo" schloß vorläufig die Selbstbiographie. Den Lili-Roman schrieb Göthe zwar theilweise auch schon nieder, aber da Lili's Gemahl, Baron von Türckheim, noch lebte und sogar badischer Finanzminister war, der Roman selbst aber schon in die „wunderbare" erste Weimarer Periode einmündete, hielt es Göthe für gerathener, mit dem vierten Buch seiner Bekenntnisse vorläufig zurückzuhalten. Dasselbe ist erst nach seinem Tode 1833 im achten Band seiner nachgelassenen Werke veröffentlicht worden. Es ist nicht, wie die ersten drei Bücher, in Einem Zug geschrieben, daher ungleich, fragmentarisch. Nur in einigen Umrissen ist darin, aus dem Portefeuille des Malers Kraus, der Hof von Weimar mit seinen Hauptpersonen skizzirt [1]. Weiter wagte Göthe nicht zu gehen. Die „Excellenz" fand es nicht statthaft, die Jugendthorheiten der „Durchlaucht", die als Großherzog zur „königlichen Hoheit" emporgestiegen war, auch nur in poetisch verblümtem Gewande in seinem biographischen Lebensroman aufspazieren zu lassen. Ohne eine Schilderung des Weimarer Hofes ließ sich aber der Roman nicht weiterführen, und so ist auch „Dichtung und Wahrheit" unvollendet geblieben.

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIII. 99 ff.

Dagegen hat Göthe seiner Jugendgeschichte später noch drei andere Bruchstücke seiner Lebensbeschreibung folgen lassen, 1816 und 1817 die „Italienische Reise“, 1822 die „Campagne in Frankreich“ und die „Belagerung von Mainz“. Das Hauptsächliche zur Beurtheilung dieser drei Schriften ist früher schon gesagt. Doch mag zur „Italienischen Reise“ eine Bemerkung hier noch beigefügt werden.

Was Göthe in Italien selbst gesehen, gehört, empfunden, erlebt, erforscht, genossen, das hat er, soweit er es mittheilen wollte, mit unübertroffener Lebendigkeit, Klarheit, Schönheit dargestellt. Er macht keine Phrasen, er holt nicht in fremde Zeiten und Welten aus, er hält sich an den augenblicklichen Moment, an das Thatsächliche, faßt es stets lebendig und geistreich auf, skizzirt es in kurzen, lebensvollen Zügen und gestaltet den Eindruck mit künstlerischer Hand zum schönen, gewinnenden Bilde. Auch wo er eigene Erlebnisse novellistisch behandelt und poetisch verklärt, wie es in der Episode mit der „schönen Mailänderin“ der Fall ist, hat die Darstellung jene sonnighelle Klarheit und Abrundung, und der ausschmückenden oder mildernden Fiction liegt wahre Empfindung zu Grunde. Die katholische Kirche hat er im Ganzen etwas anständiger behandelt, als manche deutsche und englische Reisebeschreiber nach ihm, indem er zwar ihr ganzes Walten und Wirken als einen ungeheuern frommen Betrug hinstellt, aber es dann genug sein läßt, nicht auf jeder Seite an ihr herumnergelt und herumzankt, sondern mit skeptisch-spielerischem Lächeln sich auch einen Philippus Neri und eine hl. Rosalia gefallen läßt. Als *seine* Reise, als biographisches Bruchstück seiner Lebens- und seiner Bildungsgeschichte mag man denn die „Italienische Reise“ so gut wie die vier Bücher von „Dichtung und Wahrheit“ classisch nennen. Sie hat in ihrer Art, nach Form und Inhalt jene künstlerisch maßvolle Abrundung, wie wir sie an den Erzählungen eines Xenophon oder Plato als classisch bewundern. Form und Inhalt stehen in gefälligem Ebenmaß, Stil und Sprache sind von hoher Schönheit. Nur wo dann und wann eine spätere Redaction die früher an Ort und Stelle

geschriebenen Reiseberichte verbindet, ist jene steifere und förmlichere Redeweise bemerkbar, zu welcher der alternde Dichter sich immer mehr hinneigte und welche zur Kraftsprache der sogenannten Genieperiode in einem oft geradezu komischen Gegensatz steht.

Als objective Beschreibung des wirklichen Italiens ist Göthe's Reisebericht aber nichts weniger als classisch. Als Knebel sich im Herbst 1789 für seinen Bruder Max, der nach Italien reisen wollte, bei Göthe Rath erholte, wies ihn dieser zunächst an Dr. Johann Wilhelm Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten aus Italien“ und empfahl dann, in jeder Stadt an Ort und Stelle sich nach einem besondern „Führer“ umzusehen[1]. Er selbst führte auf der Reise Volkmann mit sich, verzeichnete darin, was er gesehen, um zu wissen, was noch zu sehen war, bereitete sich daraus vor und fand das Buch, wenn er es auch an ein paar Stellen corrigirte, grundehrlich, wacker und brauchbar. Wer das Italien jener Zeit genauer kennen lernen will, muß auf Volkmann und dessen italienische Quellen zurückgehen. Heute aber ist er als Reiseführer längst überholt: mit Gsell-Fels, Bädeker, Förster oder Lossow bewaffnet, ziehen die Germanen unserer Tage über die Alpen, um sich in der apenninischen Halbinsel zurechtzufinden. Göthe's Briefe mögen ihnen allenfalls helfen, eine poetische Reisestimmung herbeizuzaubern; aber das ist auch Alles; diese Stimmung wird zudem weder dem modernen Italien, noch dem katholischen, noch dem antiken eigentlich entsprechen. Es hat sich seither zu Vieles verändert.

Obwohl es, nach dem Spotte der „Xenien“ über Stolbergs Reise in Italien[2], Manchem wie eine Ketzerei oder Tollheit erscheinen mag, diese anspruchlose, heute fast verschollene Reisebeschreibung mit derjenigen Göthe's zu vergleichen, aus welcher Tausende noch immer ihre ersten Ideen über Italien schöpfen:

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. S. IX.

[2] Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien. — Stolberg, Gesammelte Werke. Hamburg, Perthes. 1822. Bd. VI—IX.

so mag doch die Behauptung gewagt werden, daß eine solche Vergleichung, vorurtheilsfrei angestellt, in vielen Punkten zu Stolbergs Gunsten ausfallen würde. Er hat sich allerdings nicht so lange in Italien aufgehalten wie Göthe — er traf am 24. October 1791 in Turin ein und verließ Venedig am 26. November des folgenden Jahres —; aber er hat eine weit ausgedehntere Strecke von Italien bereist als dieser, war nicht von schriftstellerischen Projecten, Arbeiten und Zerstreuungen in Anspruch genommen, sondern widmete sich ganz dem Studium von Land und Leuten. Seine ganze Beschreibung ist wahrer, objectiver, gerechter gegen die Kirche und das italienische Volk [1], weit inhaltreicher an Beobachtungen der italienischen Zustände, weit belehrender in Bezug auf Geschichte, Literatur und Kunst [2]. Man stelle nur genau zusammen, was die beiden Reisenden z. B. über Raphael, über Michel Angelo, über die antiken Statuen der römischen Sammlungen berichten, und man wird bald erkennen, daß der tiefreligiöse, christliche Stolberg über christliche wie über heidnische Kunst mehr positive Kenntnisse und mehr richtiges Kunsturtheil besaß, als der anmaßende, heidnische Göthe [3]. Stolberg gab seine Beschreibung fast unmittelbar nach der Reise schon 1794 heraus, Göthe wartete wohlweislich noch volle einundzwanzig Jahre, während welcher er

---

[1] Stolberg, Werke VII. 86 ff. 92 ff. 143 ff.; VIII. 84 ff. 159 ff. 208 ff. 288 ff.; IX. 296 ff.

[2] „Er war einer der ersten, die in Deutschland ein unbefangenes und richtiges Urtheil über Italien vermittelten." Joh. Janssen, Stolberg. Freiburg 1877. I. 281. Vgl. S. 265—307.

[3] Stolberg, Werke VII. 183 ff. 205 ff. 210 ff. 217 ff. 242 ff. 257 ff. 281 ff. „Hätte Lessing," so schreibt er recht treffend (VII. 249), „mehr Werke der alten Kunst gesehen, so würde er nie behauptet haben, daß die Griechen nur das Schöne dargestellt hätten." Dasselbe gilt von Göthe. Hätte er mehr von der alten und von der christlichen Kunst wirklich gesehen und vorurtheilsfrei studirt, so würde er, wie Stolberg, zu einer mäßigeren und richtigeren Werthschätzung der antiken Kunst gelangt sein.

Gelegenheit hatte, noch viel über Italien und dessen Kunstschätze zu lesen. Und doch kann sich Stolbergs Werk auch jetzt noch getrost neben dem seinigen sehen lassen. Nur in Gewandtheit der Form und Sprache ist er Stolberg voraus; aber schließlich wiegt der Gehalt, nach Göthe's eigenem Geständniß[1], doch schwerer als die schöne Form:

„Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerspänstigen Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück, als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.“

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXI. 63.

7. Der weſtöſtliche Divan.

1814—1819.

„Und mag die ganze Welt verſinken,
Hafis, mit Dir, mit Dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie Du zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſein.“
Göthe, Buch Hafis.

„Als der große Lebensvirtuoſe Göthe alt geworden war, da ſchienen ihm die helleniſchen Polſter der ſchönen Sinnlichkeit zu abgebraucht; die an ihn herantretende Anregung der neuen orientaliſchen Studien konnte ihm einen bequemeren Divan zurecht machen.“
R. von Gottſchall.

„Dichtung und Wahrheit“ hatten Göthe in die Liebſchaften ſeiner Jugend zurückgeführt. Er empfand nicht nur nicht die leiſeſte Reue darüber, er träumte und koſtete ſie mit dem innigſten Behagen noch einmal durch, ſchmückte ſie aus nach beſtem Vermögen, legte ſie als einen递ptheil ſeines Lebensinhalts dem deutſchen Volke vor. Er bekam Luſt, das alles noch einmal durchzuleben und durchzudichten. Aber er war nun ſchon über ſechzig Jahre alt. Deutſche, griechiſch-deutſche und zum Theil auch romaniſche Formen hatte er in Liebesliedern, Balladen und Elegien ſchon tüchtig ausgenützt. Ein zweites Leipziger Liederbuch und neue Römiſche Elegien ließen ſich nicht wohl ſchreiben. Für den alten, in allen Tonarten abgeſungenen Stoff mußte wenigſtens ein neues Koſtüm geſucht werden. Das franzöſiſche durfte er jetzt, im Kampfe gegen Napoleon, nicht anzuziehen wagen; dem ſpaniſchen und italieniſchen klebten zu viele katholiſche oder wenigſtens romantiſche Erinnerungen an. Sprache und Literatur der Inder hatte jener Friedrich

Schlegel in die deutsche Literatur eingeführt[1], den er — nicht ohne Grund — als seinen grundsätzlichen Widerpart betrachtete. Schlegel war ihm an Geist und Kenntnissen gewachsen und hatte in der indischen Poesie Anklänge an christliche Vorstellungen, besonders die Lehre ascetischer Weltentsagung hervorgehoben. Das paßte schon vollends in Göthe's Ideen nicht[2]. Er wollte genießen und genießend weiterdichten.

Da erschloß sich, gerade in der rechten Stunde, als Napoleons Herrlichkeit in Moskau zusammenbrach, ein Zweig orientalischer Poesie, auf den bisher nur Herder hingewiesen hätte. Es erschien im Jahre 1812 „Der Divan von Mohammed Schems-ed-dîn Hafis. Aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph von Hammer“, wie Göthe's Werke, bei Cotta in Stuttgart und Tübingen. Das war es, was Göthe suchte und brauchte.

„Längst,“ erzählt er[3], „war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam; aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir im Frühling 1813 die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Produktion mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens auf's Angenehmste genießen.“

Mit diesem Blick nach Persien öffnete sich für Göthe eine

---

[1] Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Friedr. v. Schlegel, Sämmtliche Werke. Wien 1846. Bd. VIII. 271—382.

[2] S. Briefwechsel zwischen Göthe und Reinhard. S. 24. 25. 29. Nach Schlegels Conversion schrieb Reinhard: „So sehr heute der Protestantismus ohne innern Halt dasteht, um so mehr bedarf es eines gemeinschaftlichen Halts gegen außen, und Menschen, die so leichtsinnig unter die Knechtschaft zurückkehren, scheinen mir Verbrecher gegen die Menschheit.“

[3] Göthe's Werke [Hempel]. IV. 356. 357.

ganz neue Welt von ungeahntem poetischem Reize. Das Avesta, in der Zendsprache geschrieben, das älteste religiöse Literaturdenkmal der Perser, reichte in die Zeit der indischen Veden oder noch darüber hinaus. Die darin enthaltene iranische Lichtreligion bevölkerte Himmel und Erde mit einer zahllosen, phantastischen Dämonenwelt. Die Zweiheit der Urwesen gestaltete sie zur gewaltigen Welttragödie. Nicht weniger phantastische Mythen leiteten aus dieser dämonischen Urwelt in die eigentliche Geschichte über. Die Zertrümmerung des altiranischen Reiches durch die Macedonier räumte jene alte Cultur größtentheils hinweg, der Sturz des neupersischen Sassanidenreiches durch die Moslemin überfluthete deren Reste mit dem Glauben und der Bildung der Araber. Eine neue Literatur erhob sich, Ueberlieferungen aus der altiranischen Zeit und aus den Tagen der Sassaniden mit den neuen Anschauungen verschmelzend. Als das glänzendste Erzeugniß derselben ragt Firdusi's Königsbuch, Schahname, hervor, das aus der altiranischen Sage bis herab zum Sturz der Sassanidenherrschaft reicht. In der Folge treten dann die älteren nationalen Elemente zurück. Das neue Persien gehört dem Islam, der sich im Sufismus zu einer pantheistischen Mystik entfaltet. Die Poesie, wesentlich Hofpoesie, und vom Machtgebote des Schahs abhängig, verherrlicht in berauschenden Accorden jene pantheistischen Ideen, breitet didaktisch eine ihnen entsprechende sinnlich-wollüstige Lebensweisheit aus, huldigt der Macht des Despoten und führt in künstlichsten Formen die Märchen, Rittergeschichten und Lieder aus, an denen die Mächtigen Persiens mit ihren Haremsmädchen sich erlustigen. Den Höhepunkt dieser Poesie bezeichnet der Dichter Mohammed Schems-ed-dîn, d. h. „Sonne des Glaubens“, wegen seiner echt mohammedanischen Gesinnung Hâfis, d. h. „der Bewahrer“ (des Korans) zubenannt, geboren am Anfang des 14. Jahrhunderts zu Schiras, gestorben daselbst 1389, ein Zeitgenosse Petrarca's und Wiclifs, wie der deutschen Mystiker Tauler und Suso[1].

---

[1] Norrenberg, Allgemeine Geschichte der Literatur. Münster 1882. I. 54 ff. — Fr. Spiegel, Eranische Alterthumskunde.

„Der Divan des Hafis," sagt J. Scherr[1], „d. i. die Sammlung seiner Gedichte, gehört ohne Frage zu den glänzendsten lyrischen Offenbarungen der Weltliteratur. Die gottvolle Trunkenheit eines sich mit der Weltseele innig eins wissenden Pantheisten wirft da funkelnde Liederperlen mit vollen Händen aus. Von Wein überfließt, von Nachtigallentönen schmettert, von Küssen flüstert das ganze Buch. In den graziösesten Wendungen gleiten die Verse dahin, geschmückt mit herrlichen Bildern, schwellend von lebensfreudigen Gedanken, in dithyrambischen Jauchzlauten Natur, Schönheit und Liebesgenuß preisend und predigend, gegen allen Buchstabendienst, alle Werkheiligkeit und Pfafferei, alle Dummheit, Heuchelei und Muckerei blitzende Pfeile schießend. Rechnet man noch dazu, daß der wunderbar durchgeistigte Hafis'sche Sensualismus vermöge einer unvergleichlichen lyrischen Gestaltungskraft die vollendetste künstlerische Ausprägung gefunden hat, so wird man in dem Sänger von Schiras eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Culturgeschichte anerkennen müssen."

Das war der Rosengarten, in welchen sich der alte Göthe zurückzog, während ein Theodor Körner und hundert andere Heldenjünglinge auf den Schlachtfeldern Deutschlands für Freiheit und Vaterland verbluteten. Hafis tröstete ihn über den Sturz Napoleons. Er „ergriff mit Vorliebe sein inneres Wesen und suchte sich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen"[2].

Das pedantische Geständniß hat seinen Humor. Es zeichnet den alten, nie um Worte verlegenen, abgezirkelten Hofmann, der lieber in Schiras wäre, als in dem fatalen, prosaischen Weimar, wo man zeitweilig keinen Tag vor Rheinbündlern und Franzosen,

---

Leipzig 1871—1878. — J. v. Hammer, Der Divan des Hafis. 1812. — G. Fr. Daumer, Hafis. 1846. — Rosenzweig-Schwanau, Hafis. 1858—1864. — Nesselmann, Hafis (im Auszug). 1865. — Göthe's Werke [Hempel]. IV. 229—369.

[1] Joh. Scherr, Literaturgeschichte aller Völker. Stuttgart 1875. I. 79. 80.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. IV. 356.

Preußen und Kosaken sicher leben und dichten konnte. Er möchte noch Persisch lernen, aber es geht nicht mehr. Er findet in Hafis eine ihm noch verwandtere Geistesrichtung als in den Griechen, die er bis dahin als Höhepunkt aller Bildung der Welt gepriesen hatte; aber er kann die schwierige orientalische Sprache und Literatur nicht mehr bewältigen. Er „setzt sich mit Hafis in Verhältniß“, d. h. er liest ihn in Uebersetzung, plagt sich, den Urtext noch lesen zu lernen, träumt sich in die Ideen des persischen Lebemanns hinein, merkt sich seine Art und Weise, notirt sich die Namen seiner Geliebten und die fremdartigen Koseworte, mit denen da gespielt wird, nimmt von den erotischen Formen auf, was in's deutsche Ohr und Auge paßt, legt sich den arabischen Namen Hatem bei — so hieß der Held der unübertroffenen Freigebigkeit — und fängt an, Hafis frei nachzudichten, gerade wie er Euripides in der Iphigenie, Ovid und Properz in den Elegien nachgedichtet hatte. Die Schwierigkeit war jetzt bloß der Mangel eines Harem oder wenigstens einer Geliebten.

In Weimar war es eben nicht ganz wie in Schiras und Ispahan. Die Schauspielerin Mademoiselle Jagemann gab zwar Gastmahle, an welchen der Herzog und der Prinz von Gotha Antheil nahmen. Sie konnte gegen eine so hochstehende Frau wie Charlotte von Stein ungestraft die einfachsten Forderungen des Anstandes und der Etikette verletzen. Im Mai 1812 herrschte allgemeine Verstimmung gegen sie; man munkelte, daß ihr kleiner Hof mehr koste, als der große, und daß sie bald das Palais der Herzogin Mutter Anna Amalia beziehen werde. Beides war richtig. Die Jagemann erhielt die Wohnung der Fürstin, welche den Musenhof von Weimar gegründet hatte[1]. Der Schah von Weimar hatte, wenn auch nicht officiell wie Philipp der Großmüthige, doch thatsächlich eine Frau mehr als die anderen Perser. Der deutsche Hafis aber hatte nicht so freie Hand. Seine Christiane behielt zwar trotz ihrer vierundvierzig Jahre ihre unver-

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 339. 366.

wüstliche Tanzlust bei. Als Nikolaus Meyer ihr 1810 schrieb, daß sein Söhnchen brav gedeihe, sprach sie den schönen Wunsch aus, dereinst auch noch mit diesem, den Windeln noch kaum entwachsenen Weltbürger, zu tanzen:

„Wenn er so fort wächst, und ich bey meiner Tanzlust bleibe, so hoffe ich noch einmal einen Dreher mit ihm zu tanzen, denn hier ist Alles so tanzlustig, daß Alt und Jung wieder Tanzstunden nimmt, und wo Sie sich denken können, daß ich auch dabey bin.“ [1]

Aber sie tanzte nicht mit Hafis, der dafür schon zu alt war, sondern mit den Schauspielern und Studenten in Jena. Selbst ihrem Sohne August war die Gesellschaft nicht gut genug. Er ging nicht mit auf den Tanz. Bei den Damen von Weimar war und blieb Christiane als die „dicke Hälfte“ verachtet. Als Achim von Arnim im August 1811 mit seiner Frau, Bettina Brentano, Weimar besuchte, gingen zwar Anfangs die Dinge erträglich; Bettina zeigte sich oft in Göthe's Haus, und die Verachtung einerseits, die Eifersucht andererseits wurde unter höflichen Sammetpfötchen verborgen; aber nicht lange.

„Auf der Kunstausstellung kam es zwischen Beiden zu einem heftigen Ausbruche, da die Geheimräthin sich eine verächtliche Abfertigung der Frau Baronin nicht gefallen lassen wollte. Bettina ließ sich in dem öffentlich geführten Streite hinreißen, Göthe's Gattin eine Blutwurst zu schelten, worauf diese ihr dann das Haus verbot, und dieses Verbot hielt Göthe, der sich selbst bitter verletzt fühlte, entschieden aufrecht, wie er es thun mußte, hätte er nicht seine Gattin völlig preisgeben wollen [2]. Natürlich waren

---

[1] Freundschaftliche Briefe von Göthe und seiner Frau an Nikolaus Meyer. Leipzig 1856. S. 109.

[2] Noch das Jahr vorher, im Mai 1810, bevor er nach Karlsbad reiste, hatte er an Bettina geschrieben: „Deine Briefe wandern mit mir und sollen mir dort Dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht; denn eigentlich kann man Dir nichts geben, weil Du Dir alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein.“ Göthe-Jahrbuch. I. 7.

alle Damen auf der Seite Bettinen's, da die glückliche Geheimräthin Göthe, die sich dem lustigen Genusse des Lebens etwas rücksichtslos hingab, von der vornehmen Damenwelt als eine Unwürdige gehaßt und verachtet wurde." [1]

Während des Klatsches und Skandals, den der Streit absetzte [2], tröstete sich Göthe an der längst wieder aufgelebten

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 352.

[2] Die Prinzessin Luise Karoline von Sachsen-Weimar schreibt darüber (10. Oct. 1811) an Schillers Wittwe: „Die Geschichte von unsers Meisters Hälfte und der Bettina hat hier in der Colonie Zwistigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meisters Verfahren zufrieden, wundere mich aber nicht darüber und verkenne ihn deßwegen nicht und lieb ihn deßwegen nicht weniger (!), denn ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingsspruchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich schon lange und habe ihn trotzdem doch immer frisch zu geliebt und finde deßwegen auch Ihre darauf angewendeten Verse ganz vortrefflich, wie auch an sich selber; Frl. Knebel aber will mir das Thun in sich selbst entschuldigen, will gar finden, daß Göthe Recht habe, und daß sie es sehr natürlich fände, sich eine in Liebe zudringliche Dame, wie Bettina, vom Halse zu halten. Ich gebe ihr hierin gar nicht Recht und bedaure nur die arme Bettina, weil ich zu ihren Ehren glauben will, daß ihr das Verfahren leid thut; ich bedaure den Meister, der sich dem T. ergeben hat, bedaure die arme Lolo, die nothwendiger Weise um ihn leiden muß, und bedaure von uns einen jeden der Eidgenossen des Schutzes und Trutzes (!), die nun doch in's Gedränge kommen, denn am Ende gehören Arnims trotz aller ihrer Liebe doch nicht so ganz zu unserm Bündniß, und wenn's auf Schutz und Trutz ankommt, mögen sie und können nicht vom losen Maule lassen." — Charlotte von Schiller. I. 603. Dieser classische Iphigenienstil zeichnet die Feinheit der Weimarer Gesellschaft in höchst drastischer Weise. Vgl. dazu: „Aus Weimars Skandalchronik" (Blätter für Lit. Unterh. 1861. I. 438—441). — Joh. Scherr hat diese Blutwurst-Affaire zu einer sehr fröhlichen Satire auf die Göthe-Philologie verwerthet: „De botulo sive sanguiculo insaniente trac-

Freundschaft der Frau von Stein, die er um Christiane's willen einst als Kaffeeschwester so herzlos von sich gestoßen. Sie schickte ihm ein Spanferkel und eine Melone, und er schickte ihr den ersten Theil von „Dichtung und Wahrheit“ [1]. Alte Liebe rostet nicht; sie war jetzt 69 Jahre alt. Mit den ehemaligen Herzensköniginnen war indeß für neu-persische Liebeslyrik nichts anzufangen. Minna Herzlieb hatte sich mit einem Gymnasialprofessor Pfund in Berlin verlobt [2]. Mit Bettina Brentano war vorläufig jede nähere Beziehung abgebrochen. Von den Schauspielerinnen und Sängerinnen zu Weimar — in den Bestellungsbriefen an Zelter werden dieselben gewöhnlich „Subjecte“ genannt — war keine, die ihn eigentlich begeisterte. Die neue persische Liebesdichtung beginnt deßhalb mit ziemlich prosaischen Erfurter Erinnerungen:

„Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben,
Eule keineswegs Jene,
Diese wußte wohl zu leben.

---

tatus, d. i. die Abhandlung von der wahnsinnigen Blutwurst. Von Minutius Quisquilius von Pimperling, Doctor, Professor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom güldenen Maulkorb dritter Klasse mit Humboldtfedern am Ringe u. s. w. Ein unentbehrlicher Beitrag zur Göthe-Literatur. Nach Vergleichung sämmtlicher Handschriften.“ Gegenwart. 1880. Nr. 21. S. 324—328.

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 353.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. II. 53. 69. — Das Frommann'sche Haus. S. 121.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergang'ne mitgenießen." [1]

Es war ein Altweiber-Sommer, kein neuer Frühling der Poesie. Aus Hammers Hafis, aus dem von Diez übersetzten Buche des Kabus, aus Jones' Commentaren der asiatischen Poesie, die Eichhorn schon 1777 zu Leipzig neu herausgegeben und worin eine Menge orientalischer Gedichte in lateinischer Uebersetzung enthalten war, aus den ebenfalls schon durch Uebersetzungen zugänglichen Moallakat (arabischen Heldenballaden und Siegesgesängen), aus den Reisebeschreibungen von Tavernier, Chardin, della Valle und anderen Büchern sammelte sich Göthe eine Menge von orientalischen Sprüchen, Wendungen, Ausdrücken und verwendete sie zum Ausdruck eigener Stimmungen und Einfälle. Bisweilen übersetzte er einfach, wie das Gedicht „Der Winter und Timur" aus Jones' Uebersetzung, bisweilen ließ er das orientalische Kostüm ganz fahren und zog in Leitartikelphrasen gegen ernstere Lebensansichten zu Felde:

„Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine geh'n, wie andre Christen." [2]

Meistens aber mischte er Eigenes und Fremdes, wie es ihm Unmuth, Witz, Laune, oder auch eine poetische Idee gerade eingaben.

So entstanden im Frühjahr 1814 eine Anzahl Sprüche und Gedichte, weit mehrere im Juni und Juli und dann auf einer Reise nach Frankfurt, Wiesbaden und Heidelberg, die vom August in den October hinein dauerte. In Frankfurt machte Göthe die nähere Bekanntschaft einer noch jüngeren Dame, deren geistreicher, liebenswürdiger Charakter ihn bald lebhaft beschäftigte, und der

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. IV. 70. [2] Ebds. IV. 82.

geeignet war, über seine lyrischen Phantasien einen gewissen Schimmer von Verklärung auszubreiten. Eine Perserin war es aber nicht.

Marie Anna Jung [1], geboren zu Linz in Oesterreich am 20. November 1784, war die Tochter eines Instrumentenmachers. Durch einen Geistlichen erhielt sie frühzeitig einigen Unterricht, las Klopstock, Denis, Stolberg, lernte Italienisch und Musik. Als der Vater starb, schloß sich die Mutter mit der vierzehnjährigen Tochter der Truppe des Balletmeisters Traub an und kam mit dieser 1798 kurz vor Weihnachten nach Frankfurt. In den Balleten spielte sie bald eine Hauptfigur. Jetzt kroch sie aus einer Blume, dann flog sie aus einer Kanone heraus, wiederholt schlüpfte sie als Harlekin aus einem Ei. In dieser Pantomime, der „Geburt des Harlekin", sah sie Clemens Brentano und schöpfte den Keim einer Neigung, die ihn später noch längere Zeit gefesselt zu haben scheint. Sie trat aber vom 26. December 1798 an nicht bloß in Pantomimen und Ballets, sondern auch in Lustspielen und Opern auf und ward ein Liebling des Publikums. In die Theaterdirection trat 1800 Joh. Jakob Willemer,

---

[1] Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Göthe und Marianne v. Willemer. Stuttgart 1878. — Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I. 269 ff. — Hermann Grimm, Göthe und Suleika. Preußische Jahrbücher 1868. Bd. 24. — H. Düntzer, Göthe und Marianne v. Willemer. Westermanns Monatshefte, Sept. 1870. — Herm. Hüffer, Marianne v. Willemer. Deutsche Rundschau 1878. 12. Heft. Sept. S. 405—427. — Max v. Weißenthurn, Briefe aus dem Nachlaß von Rosette Städel. Wiener Presse. 1877. Nr. 166. 171. 185. — Göthe und Marianne Suleika. Augsb. Allg. Zeitung 21. Nov. 1877. — Göthe, Suleika und „Der westöstliche Divan". Augsb. Allg. Zeitung 22. Febr. 1877. — Göthe und Frankfurt. Wochenblatt der Frankfurter Zeitung. 1879. Nr. 38. — L. Fulda, Marianne v. Willemer. Magazin für Literatur des In- und Auslandes. 1884. Nr. 46. — G. v. Löper, Vorbemerkungen zum „Westöstlichen Divan". Göthe's Werke [Hempel]. IV. S. XV—XLVII.

ein reicher Banquier, zeitweilig Senator, um finanzieller Dienste willen von Friedrich Wilhelm II. zum Geheimrath ernannt, ein gemüthlicher Philanthrop. Das schöne Kind dauerte ihn. Er unterhandelte mit der Mutter, nahm es in sein Haus auf, ließ es mit seinen zwei Töchtern aus erster Ehe erziehen und zahlte der Mutter eine Entschädigung von 2000 Gulden. Die älteste Tochter Rosette hatte sich schon das Jahr zuvor mit J. Martin Städel verheirathet, blieb aber mit Vater und Geschwistern im gemüthlichsten Verkehr und trat, schon 1802 verwittwet, in ihren Familienkreis zurück. Marianne fand hier ein überaus freundliches Heim und wußte dasselbe durch mancherlei künstlerische Fertigkeiten zu verschönern. Im Jahr 1810 machte sie mit Willemer und dessen Familie eine Reise nach Rom. In den Kriegsjahren 1813 und 1814 bewährte sich Willemer als wackerer Patriot und schrieb sogar „Ein Wort an Deutschlands Frauen", um sie zur Annahme einer deutschen Nationaltracht zurückzuführen.

Göthe, der dem angesehenen Mann schon für frühere Dienste verpflichtet war, besuchte ihn am 18. September 1814 auf seinem idyllischen Landsitz, der sogen. Gerbermühle. Eine Aufzeichnung seiner Tochter Rosette zeigt, wie Göthe noch immer die Frauen durch sein ganzes Wesen zu fesseln und zu gewinnen wußte:

„Den 18. September 1814. Tag mit Göthe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichen Gemüthe kommt. Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen.

Er ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie so schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute, so will ich mir ihn denken, mögen Andere sagen, was sie wollen."[1]

Die junge Wittwe war offenbar von ihm bezaubert, aber was sie schrieb, ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Von Marianne ist bei diesem ersten Besuch merkwürdiger Weise noch nicht die Rede. Bloß neun Tage später führte sie der 54jährige Willemer, schon längst zweimal Wittwer, als seine dritte Gattin an den Traualtar. Die Hochzeit war schon gefeiert, als Göthe von einem Ausflug nach Heidelberg wieder nach Frankfurt zurückkam und die Familie noch einigemal besuchte. Die Neuvermählte zeigte ihm dabei zuvorkommende Aufmerksamkeit und schrieb ihm ein sehr artiges Gedicht in's Stammbuch, das auf einen seiner Lieblingssprüche anspielt und also anfängt:

„Zu den Kleinen zähl' ich mich,
‚Liebe Kleine' nennst du mich.
Willst du immer mich so heißen,
Werde stets mich glücklich preisen;
Bleibe gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang."[2]

Das Gedicht ward im Februar 1815 durch ein zierliches Dankgedicht Göthe's erwiedert. Ein anderes vom 24. December 1814, „Hegire" überschrieben, sammelte die bisherigen Divansgedichte unter einer einheitlichen Idee. Der Dichter flüchtet aus dem Gewirre des Occidentes in den Orient, um dort, sicher vor allen Fragen deutscher Politik, einzig dem fröhlichen Genuß und der Dichtkunst zu leben:

„Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chiser's Quell verjüngen."[3]

---

[1] Creizenach a. a. O. S. 33. [2] Ebds. S. 38.
[3] Ebds. V. 3.

In Weimar war es zu prosaisch und der Geheimrath mußte sich zu sehr zugeknöpft halten, als daß die Sammlung während des Winters und Frühjahrs stark hätte anwachsen können. Aber im Sommer 1815 ging es wieder an den Rhein und Main. Da lebte der alte Herr neu auf. Eine glückliche Kur in Wiesbaden stärkte und hob seine Gesundheit. Angenehme Ausflüge, auf denen er vom Zwang der Etikette befreit war, erheiterten seinen Geist und erfüllten ihn mit neuen Ideen. Ein längerer Aufenthalt in der Vaterstadt rief liebe, alte Erinnerungen wach. An Ehrfurchtsbezeugungen fehlte es auch nicht, und neue freundschaftliche Beziehungen ließen das Herz froher und wohlgemuther schlagen. In Sulpiz Boisserée, dem Kunstforscher aus Köln, fand er einen Reisegenossen, der ihm ganz neue Kreise von Kunststudien erschloß und dabei mit der Liebe und Verehrung eines Schülers, ja fast eines Sohnes, ihn anhörte, auf seine Ideen einging, an seinem ganzen Geistesleben Antheil nahm. Ihm legte er seine bisherigen Divansgedichte und Pläne vor. Am 12. August aber erschien er auf der Gerbermühle und verweilte da ununterbrochen bis zum 8. September. Dann zog er für ein paar Tage in Willemers Stadtwohnung, das „Rothe Männchen", brachte wieder fünf Tage auf der Gerbermühle zu und fuhr dann mit Boisserée nach Heidelberg. Dort traf für ein paar Tage auch Willemer mit Marianne und Rosette Städel ein, und man erging sich in den anmuthigen Spaziergängen des Schloßgartens. Später sah Göthe Marianne nie wieder. Die wenigen Wochen genügten indeß, die anspruchlose Frau für immer „unsterblich" zu machen. Sie kam wohlfeiler dazu, als Charlotte von Stein.

Den Morgen über arbeitete Göthe für sich, Mittags zeigte er sich im Frack. Nachmittags ging er mit seinen Gastfreunden spazieren, Abends kam er im weißflanellenen Hausrock zur Gesellschaft, las Gedichte vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Der 28. August, sein 66. Geburtstag, wurde benützt, ihn in größerer Gesellschaft möglichst glänzend zu ehren. Das Theaterorchester ward sogar in einem Boote an die Mühle bestellt, um Eines aufzuspielen. Wie diese gemüthliche Feier, so thaten die

geselligen Abende dem sonst vielgeplagten Dichter herzlich wohl. Kleine Neckereien fehlten nicht, wie sie heitere Laune mitbringt. Erst von Frankfurt aus schickte Göthe an Marianne ein Blatt der Pflanze Gingo-Biloba, von dem man fragen kann: „ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich in eins verbinden", dann später ein Gedicht, das seinem Inhalt nach ein vollständiges Liebesgedicht ist; Marianne erwiederte es mit einem nicht minder formgewandten. Am 17. September dichteten sie dann zusammen. Marianne wird Suleika, Göthe Hatem genannt: das Gedicht athmet von Seite Hatems leidenschaftliche Liebe. Aus den nächsten Tagen datiren noch ein paar derartige Gedichte, eine glühende Liebesdithyrambe Göthe's, ein sanftes Sehnsuchtslied Marianne's und einige andere [1]. Es folgt nun das Stelldichein auf Schloß Heidelberg, das verschieden erzählt wird. Von Marianne's Seite war Alles höchst wahrscheinlich ziemlich harmlose Tändelei. Denn ernst religiös gebildet war sie nicht, wie ein ziemlich leichtfertiges Spottgedicht von ihr auf Zacharias Werners Bekehrung genugsam ausweist; andererseits war sie ein sonst gutmüthiges, wohlwollendes Wesen. Sie spricht selbst das eitle, echt weibliche, wenigstens halbverliebte Gefallen aus, das sie an der poetischen Huldigung als solcher fand:

„Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach! Wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist." [2]

Von Seite Göthe's ist, nach seinem ganzen Vorleben, eine bloße Spielerei weniger anzunehmen [3]. Sonderbar ist, daß eine

[1] Creizenach a. a. O. S. 52 ff.

[2] Ebds. S. 58. Vgl. S. 132.

[3] Schon auf der Reise machte er anderen Weiblichkeiten, wie Philippine Lade, den Hof. Als er, von plötzlichen Krankheits- und

Chiffre-Schrift verabredet wurde, in welcher die Beiden wirklich ein paar Liebesgedichte wechselten; noch sonderbarer, daß sich in die längere, gemüthliche Freundescorrespondenz mit Willemer und Frau ein Brief Göthe's an Marianne verlaufen hat, der ganz wie ein Liebesbrief lautet, worin die sonst immer „Sie" Genannte das einzige Mal „Du" genannt wird, und der Brief ist sorgfältig versiegelt und in ein zweites Couvert gesteckt und wird durch einen Vertrauensmann an Frau Willemer besorgt[1]. Auch geduldige Ehemänner möchten sich solche Correspondenz-Eigenheiten verbitten. Die Gedichte an Marianne wuchsen, die ihrigen zugerechnet, zu einer lyrischen Sammlung von 51 Nummern an, die anmuthigste und abgerundetste Liebeslyrik in Göthe's sämmtlichen Werken, „Buch Suleika" genannt. Marianne's Beiträge gehören darin mit zum Besten.

Der „Divan" war nun gerettet. Es war hiermit ein Grundstock von frischen Liebesliedern da, welche jugendliche Leidenschaft athmen, und von geistreichen Weisheitssprüchen, welche mehr heitere Spaßigkeit als patriarchalische Würde verrathen. Göthe wartete noch vier volle Jahre zu, legte noch manches Blatt zu der Sammlung und schrieb, da Viele die orientalischen Anspielungen und Wendungen nicht verstanden, einen literaturhistorischen Commentar hinzu, in welchem er das Hauptsächliche seiner ein-

---

Todesbesorgnissen geplagt, den Rückweg nach Weimar antrat und sich dringend Boisserée's Begleitung erbat, erholte er sich unterwegs bald wieder und gab seinem Begleiter in der ersten besten Herberge Gelegenheit zu der Notiz: „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß." — Sulpiz Boisserée. I. 291. Vgl. Creizenach a. a. O. S. 43.

[1] Creizenach a. a. O. S. 126. „Man mag denken, wie man will," bemerkt H. Hüffer, „immer schloß eine so nahe Beziehung zu der Gattin eines Freundes Gefahren in sich. Wer weiß, ob es leicht geworden wäre, bei häufigem Wiedersehen den ‚Uebergang' zu vermeiden, der nach dem Urtheil des Lessing'schen ‚Faust' der schnellste von allen sein soll."

schlägigen Studien zusammentrug und welcher auf einen nicht Eingeweihten den Eindruck machen mußte, der Verfasser sei ein vollkommener Kenner des Orients und habe alles Recht, sich mit seinem „Divan" an den Schluß der arabisch-persischen Literatur zu stellen. So erschien der „Divan" denn 1819 zum ersten Male, wurde aber später 1827 und aus dem Nachlaß 1837 noch um etwa 70 Nummern vermehrt.

Kaum ein Jahr nach dem letzten Besuch auf der Gerbermühle starb Göthe's Frau, Christiane, den 6. Juni 1816. Ihre Krankheit und ihr Tod erschütterten ihn tief[1]. Er soll an ihrem Krankenlager niedergekniet sein und gerufen haben: „Du wirst mich nicht verlassen! Nein, nein, du darfst mich nicht verlassen!"[2] An Zelter schrieb er am 8. Juni[3]: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was es heißen will." — „Bei dem großen Verluste," meldete er Luise Seidler, „kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist." In seinem Schmerze machte er die Verse auf sie:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen."[4]

Schön, ergreifend gesagt! Aber wie ein Mann von siebenundsechzig Jahren vor und nach einer solchen häuslichen Kata-

[1] „Sie starb vorgestern, den 6., Mittags," schreibt ihr Bruder, A. Vulpius, „um zwölf Uhr, eben an ihrem Geburtstag, 52 Jahre alt. Wie es um uns aus sieht, können Sie sich denken; das Haus scheint verwaist zu sein und der Mann ist sehr betrübt. Was soll ich Ihnen von seinem Schmerze sagen? Ich denke, er wird auf einige Zeit nach Jena gehen; ich aber, wohin soll ich gehen, um mich zu zerstreuen?" — Aus Knebels Nachlaß. II. 153.

[2] Freundschaftliche Briefe von Göthe an Nikolaus Meyer. Leipz. 1856. S. VIII. IX.

[3] Göthe-Zelter Briefwechsel. II. 278.

[4] Göthe's Werke [Hempel] II. 429.

strophe es über sich bringen mochte, die Frau eines Andern in orientalischen Bildern und Melodien als Suleika zu besingen, und eine solche Liebespoesie als eine Art Vermächtniß dem deutschen Volk an's Herz zu legen, das erkläre sich — dieses deutsche Volk! Jede besonnene und ehrliche deutsche Frau müßte es denn doch eigentlich bedenklich finden, sich von einem alten Dichter nicht bloß etwa sehnsüchtig und mondscheinselig anleiern, sondern orientalisch üppig beschreiben zu lassen, während des Dichters Frau zu Hause ihre Unterhaltung bei Studenten und Schauspielern sucht.

„Der westöstliche Divan“, wie er jetzt vorliegt, besteht aus 284 meist sehr kurzen Gedichten. Etwa hundert sind bloße Sprüche. Nur wenige haben eine etwas breitere Entwicklung, wie das einleitende Gedicht „Hegire“, das „Vermächtniß altpersischen Glaubens“, Mahomets Rede „Berechtigte Männer“ und einige andere. Es lag zum Theil in Göthe's Naturell, so kurz, bündig, fast wortkarg zu sein. Einerseits ideenreich, stets in allen Schubfächern der menschlichen Wissensencyklopädie herumwühlend, andererseits vielbeschäftigt und ohne eigentliche dichterische Muße, hatte er sich gewöhnt, poetische Gedanken in prägnantester Kürze hinzuwerfen. Mit seinem feinen Kunstsinn floh und verabscheute er jede oratorische Breite. Er suchte überall die Blüthe des Gedankens zu gewinnen, und womöglich von der Blüthe noch den Duft. Jedes störende Bild, jedes überflüssige Wort wurde gemieden. Stand ihm mehr Zeit zu Gebote, so wurden die Gedichte eher kürzer und feiner, als wort- und strophenreicher. Er betrieb dann die Lyrik wie eine Kleinkunst, wie ein Ciselirer oder Goldschmied. Jedes seiner Lieder sollte ein Schmuckstein, ein Juwel sein, geglättet, schimmernd hell, ein kleines Kunstwerk für sich, eine Perle im Kranze mit andern, Schmuck und Augenweide der Geliebten, zum Küssen schön. Melodisch gewinnend sollten ein paar Strophen eine Welt von Gefühlen zusammenfassen, welche sich in tausend nicht völlig aussingen ließen. In dieser poetischen Kleinkunst gehört der „Divan“ zu Göthe's Meisterwerken. Die zierlichsten Liebeslieder stehen da mit den witzigsten Sprüchen beisammen, träumerische Betrachtungen mit den über-

müthigsten Spottversen, Prophetenweisheit neben Jugendtändelei. Alles ist Spiel, das kunstvollste Spiel von Bild, Harmonie, Wort und Gedanke: in dem Spiel aber waltet die Fülle eines alle Erdenwesen und Gemüthszustände umfassenden Geistes. Das ist das Geheimniß, womit Göthe auch hier nicht nur die Herzen der Frauen und weiblich geartete Künstlerseelen gewonnen, sondern auch Männer bestochen hat. Seine Poesie hat all jene Eigenschaften, die er an Voltaire einst rühmte, und dazu mitunter einen traulichen Beigeschmack von deutschem Gemüth und von patriarchalischer Gutherzigkeit. Aber hinter all diesem Gemüth steckt schließlich kein Charakter, dem ganzen Feuerwerk von Geist und Witz liegt keine Wahrheit und keine echte Weisheit zu Grunde.

Schon daß der Kern des ganzen Liederbuchs wieder Erotik ist, hat etwas Verletzendes. Von einem Greis, Gemahl, Vater, hohen Staatsbeamten, Gelehrten, dem „ersten Manne" Deutschlands, erwartet man denn doch etwas Besseres, als daß er unter einem Frühlingsbaume die Lockpfeife der Liebe bläst. Es ist ihm zu ernst, als daß man es für bloße Tändelei ansehen könnte. Er läßt zu oft durchblicken, daß ihm das der Gipfelpunkt aller Poesie ist. Gleich im I. Buch, dem Buche des Sängers, stimmt er dieses Liebeflüstern an, im Buche Hafis (II) erklärt er die Liebesdichtung zu seinem Beruf, im Buch der Liebe (III) lodert seine sinnliche Gluth in wollusttrunkenen Bildern auf, im Buch Suleika (VIII) fluthet die Leidenschaft dann in allen Accorden, im Schenkenbuch (IX) gesellt sich zu der orientalischen Weiberliebe noch üppige Trinklust und ein Anhauch von Knabenliebe, im Buch des Paradieses (XII) aber umschweben den Dichter die Huris und fassen den Inbegriff aller Seligkeit in die Mahnung:

„Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen."

Von den andern sechs Büchern ist das V. (Buch des Unmuths) gegen alle Jene gerichtet, welche, höhere und edlere Ziele anstrebend, die frivole Genußsucht und Ungebundenheit des neuen Hafis nicht wollen gelten lassen. Buch Timur (VII) und Buch

der Parsen (XI) sind nur Fragmente von Büchern, die Göthe noch zu schreiben gedachte. Die didaktischen Bücher: Buch der Betrachtungen (IV), Buch der Sprüche (VI), Buch der Parabeln (X) enthalten vereinzelte schöne Gedanken; aber unter der niedlichen arabischen Blumenschrift rankt sich hier wie durch die ganze Sammlung eine Verachtung des Christenthums, eine pantheistische Selbst- und Weltvergötterung, eine mohammedanische Genußsucht, daß man das ganze Werk als einen wahren Hohn auf christlichen Glauben und christliche Sitte bezeichnen darf.

Das schlimmste Denkmal seines Christus-Hasses hat Göthe allerdings, auf Boisserées Rath, nicht in die erste Ausgabe des „Divans“ aufgenommen; aber gedichtet hat er es nur wenige Wochen bevor sein Tändelspiel mit Marianne Willemer begann, und nach seinem Tode ward es in das Buch Suleika gesetzt[1]. Da klagt denn Hatem, daß Suleika an das ihr geschenkte Perlen-Halsband ein Kreuz gehängt, eine ganz „moderne Narrheit“, von der weder Abraham, David, noch Jesus selbst gewußt:

„Jesus fühlte rein und dachte
Nur den e i n e n Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte,
Kränkte seinen heil'gen Willen.

Und so muß das Rechte scheinen,
Was auch Mohammed gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Diesem leid'gen Ding verlangest,
Diene mir es zur Entschuld'gung,
Daß du nicht alleine prangest. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuschauen,
Wie die Närrinnen verehrten:

[1] G ö t h e ' s Werke [Hempel]. IV. 135. 136.

Isis' Horn, Anubis' Rachen,
Boten sie dem Judenstolze; —
Mir willst Du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht besser scheinen,
Als es sich mit mir ereignet;
Salomo verschwur den seinen,
Meinen Gott hab' ich verläugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in diesem Kuß verschmerzen;
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an deinem Herzen!"

So wird spielend das Kreuz in den Koth getreten, der mohammedanische Halbmond wieder aufgepflanzt. Die ganze Welt für einen Kuß! Im Jenseits gibt's nichts Besseres! Das ist die Weltanschauung — das geläuterte Christenthum, das uns aus dieser Dichtung des größten nationalen Dichters entgegenklingt. Rückert und Platen haben dann die orientalische Form weiter gepflegt, Heinrich Heine den eigentlichen Geist dieser Poesie, deren höchstes Ideal nicht über die lüsternen Paradiesesvorstellungen des Koran hinausgeht.

Sechstes Buch.

Der alte Göthe.

1815—1832.

„Er kann Alles sagen. Er ist ein Gott!“
Rahel Levin.

„Wir haben nur Einen Göthe, und wer weiß, wie lange noch? Ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden.“
Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar.



1. Göthe und Sulpiz Boisserée.

1810—1820.

„Dieser Gang der kölnischen und deutschen Malerei ist an sich sehr merkwürdig und belehrend, nicht unähnlich dem Gange der deutschen Poesie, aber ganz entgegengesetzt dem der italienischen Malerei und Poesie und noch mehr verschieden von eingebildeten Kunstentwicklungs- und Bildungsstufenleitern (wie Göthe nach Winckelmann sie hat) a priori."

Friedrich von Schlegel. 10. Nov. 1810.

„Schwerlich werden Boisserée's sehr zufrieden sein mit Göthe's plattem affectirtem Gewäsch; aber gewiß werden sie nicht unterlassen, die Miene anzunehmen, als wären es goldene Sprüche."

Dorothea von Schlegel. 3. Juli 1816.

Im Treppenhaus des Wallraf-Museums zu Köln hat die Meisterhand Steinle's neben den zwei großen Perioden mittelalterlicher Kunstherrlichkeit überaus glücklich die Anfänge der neueren deutschen Kunstgeschichte zur Darstellung gebracht. Friedrich von Schlegel behauptet hier den Mittelraum, an ihn reihen sich die Brüder Boisserée, dann Wallraf und Richartz, die Gründer des Kölner Museums. Als Führer der neueren deutschen Renaissance aber und der Gegenströmung wider die neuerblühende deutsche Kunst sind Winckelmann und Göthe angebracht, ersterer mit der Laokoongruppe, die zugleich an den abwesenden Lessing erinnert. Das Bild zeichnet keine bloße Fiction, es ist Geschichte.

Winckelmann gehört in diese Versammlung. Er hat zuerst die Unnatur und Jämmerlichkeit der Zopfperiode durchschaut und sich aus ihr zur echten altgriechischen Kunst geflüchtet. Göthe aber ging zuerst von den Genies der Neuzeit das Auge über die

Herrlichkeit der gothischen Baukunst auf. Doch es war ein bloßer Jugendtraum. Ein leichtfertiges Sinnenleben warf ihn bald aus dem heiligen Bezirk der christlich-germanischen Kunst in die Antike zurück, und praktisch, da es keine classischen Künstler gab, in eine neue eklektische, zopfige Renaissance. Mehr als drei Jahrzehnte flossen darüber hin; erst in den Schriften der Romantiker ward die Begeisterung, welche einst Göthe im Anblick des Straßburger Münsters gefühlt, zur lebenspendenden Flamme, zum Ausgangspunkt einer neuen Periode auf dem Gebiete der Kunst. Friedrich Schlegel ward in jeder Hinsicht, theoretisch und praktisch, der Bannerführer der neuen Bewegung.

Nachdem er, gleich Göthe, das ganze moderne Kunstheidenthum innerlich und äußerlich durchlebt und in der „Lucinde" ad absurdum geführt hatte, ermannte er sich sowohl zu noch ernsteren Studien, als auch zu weiterem Ausblick in Geschichte, Philosophie, Literatur und Sprachwissenschaft. Während er 1803 in Paris Sanskrit studirte und mit seinen Forschungen die heutige vergleichende Sprachkunde begründen half, führte ihm anscheinender Zufall drei junge Kölner zu: zwei Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und A. Bertram, die es eigentlich nur auf einen Ausflug abgesehen hatten, aber, mit Schlegel bekannt geworden, ihn zu ihrem Lehrer erkoren. Statt in Jena, wo sie eigentlich früher hingehen wollten, hörten sie bei ihm Vorlesungen über Literatur, Kunst, Geschichte, Logik, Kritik und Geschichte der Philosophie[1]. Unter seiner Leitung studirten sie Winckelmann und die Kunstsammlungen zu Paris; mit ihm durchreisten sie 1804 Belgien und die Rheingegend bis Köln, und Schlegel blieb, mit kurzer Unterbrechung, bis 1808 in Köln. In trefflichen Aufsätzen entriß er die altkölnische Malerei der Vergessenheit und brachte sie wieder zu Ehren[2], während seine jungen Freunde, ähnlich wie ihr

---

[1] Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. I. 23 ff.

[2] Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802—1804. — Grundzüge der gothischen Baukunst, auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz

Mitbürger Wallraf, zerstreute Kunstschätze der aufgehobenen Kirchen und Klöster an sich zu bringen und zu einer Sammlung zu vereinigen unternahmen. Den 16. April 1808 kehrte Schlegel mit seiner Frau Dorothea in den Schooß der katholischen Kirche zurück, die er bei seinen Kunst- und Literaturstudien immer besser kennen und lieben gelernt hatte, und gewann damit jenen Standpunkt, von dem allein aus ein volles Verständniß des nun einmal katholischen Mittelalters möglich ist [1].

Während er selbst durch seine Uebersiedelung nach Wien der alten Pflanzstätte deutscher Kunst und dem ersten Sitze ihrer Wiedergeburt, dem ehrwürdigen Köln, entzogen wurde, setzten seine jungen Freunde das begonnene Werk rüstigen Eifers fort. Eine Menge alter Bilder wurde gerettet und restaurirt [2]. Es bildete sich der Plan, sie durch Zeichnungen vervielfältigen und allgemein bekannt werden zu lassen. Unterwegs benützte Schlegel schon einen Besuch bei Göthe, um ihm das geplante Unternehmen zu empfehlen [3].

„Ich nahm auch Gelegenheit, Göthen Moslers Zeichnungen altdeutscher Gemälde im Voraus zu empfehlen, und zwar sehr franchement: ich sagte ihm, es hätten einige aus der Vorliebe für die alte Malerei eine Art Sekte und Phantasterei gemacht, das sey hier gar nicht der Fall, wir wollten bloß der Vergessenheit entreißen, was ohne allen Zweifel in hohem Grade merkwürdig und zum Theil gewiß auch künstlerisch vortrefflich sey. Meine Ansicht, die übrigens bloß historisch und praktisch seyn könne, habe wenigstens das gewirkt, daß eine bedeutende Zahl vortrefflicher Kunstwerke vom Untergang gerettet worden &c. Es schien Eindruck zu machen, und er versprach, die Sache mit Theil-

---

und einen Theil von Frankreich in dem Jahre 1804—1805. — Friedrich v. Schlegel, Sämmtliche Werke. Wien 1846. VI. 9—230.

[1] J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel. Mainz 1881. I. 237. Vgl. 132 ff.

[2] Sulpiz Boisserée. I. 35 ff.

[3] Ebds. I. 51.

nahme und Ernst aufzunehmen, sobald es erschienen sey. Dann muß man ihm also eines der ersten Exemplare schicken. Sein Urtheil gilt doch sehr viel. Ich suchte ihm im Allgemeinen einen Begriff von der Kölnischen Malerei zu machen, was ihm auch sehr einzuleuchten schien. Er hat sich gewissermaßen bekehrt, indem er neulich etwas sehr zum Lobe von Albrecht Dürer geschrieben. Am meisten sprachen wir doch über das indische Studium, was ihn sehr lebhaft interessirte."

An dichterischer Begabung stand Schlegel weit hinter Göthe zurück; als Kritiker, Literatur- und Sprachkenner, Kunstverständiger, Philosoph und Historiker war er ihm ebenso sehr überlegen. Das alte Griechenland und Rom hatte er gründlicher und vielseitiger erforscht und eben deßhalb kein Genügen daran gefunden. Shakespeare, Calderon, Dante kannte er aus den Specialstudien seines Bruders, der auf diesen Gebieten der bahnbrechende Mann war. Von alter und neuer Kunst hatte er bedeutend mehr gesehen und selbständig studirt, als Göthe. Durch alle Irrpfade der zeitgenössischen Philosophie hatte er sich, redlich kämpfend, an die Schwelle der katholischen Kirche durchgerungen. In ihr fand er den Frieden, den er sonst nirgends gefunden, Ruhe für sein Herz, einen festen Mittelpunkt für sein universelles Wissen. Als die größten politischen Fragen in den Vordergrund traten, zögerte er nicht, dem Vaterland seine Dienste zu widmen und die angenehmen literarischen Studien mit den prosaischen Mühen eines harten Bureaudienstes zu vertauschen. Nach seinem besten Wissen und Gewissen, mit Aufopferung aller persönlichen Ruhe und Annehmlichkeit, hat er auf seinem bescheidenen Posten für die große Sache des Rechts und der Freiheit unermüdlich gearbeitet und so den Freiheitskampf gewissermaßen mitgekämpft, ein großer, edler Charakter — in jeder Hinsicht Göthe's geistiger Antipode.

Die Schüler, Boisserée und Bertram, machten ihrem Lehrer alle Ehre. Ihr unermüdlicher Fleiß weckte gleichsam die ganze sinnige Kunst des frommen Mittelalters, Architektur und Malerei, vom Grabe auf. Am Sonntag nach Dreikönig 1810 hatte Sulpiz die Freude, das gerettete und restaurirte Dombild, „den

alten Schatz in seiner neuen Herrlichkeit im Dom glänzen und alle Welt zur Andacht und Bewunderung hinreißen zu sehen". „Es war mir," sagt er, „eine der größten Freuden, die ich je empfunden!"[1] Während er mit Hilfe von Architekten und Zeichnern die Risse, Ansichten und Details des Kölner Domes sammelte, studirte und neu aufnehmen ließ, fuhr er mit seinen zwei Freunden fort, ihre Sammlung mittelalterlicher Malereien zu vermehren und kunstgeschichtlich zu erforschen. Ende März zogen sie mit dieser Sammlung nach Heidelberg, um sie besser aufstellen und das Publikum für die neu auflebende Kunst gewinnen zu können.

„Schwerlich, lieber Sulpiz," meinte bei dieser Gelegenheit Dorothea Schlegel[2], „werden Sie von all den Urtheilern und Kennern und vornehmen Mienen einen Beifall vernehmen, oder ein Wort, das so viel werth wäre, wie die Empfindung der einfältigen Leute in Köln, die ein Vaterunser vor dem neu aufgerichteten Bilde im Dom beteten, für den Künstler und auch wohl für die treuen Kämpfer, die es aus dem Staube der Vergessenheit gezogen und es der verdienten Verehrung wiedergegeben hatten!"

Die Bemerkung ist unendlich wahr. Wie jene christliche Kunst aus dem tiefen Glaubensleben des deutschen Volkes hervorgegangen war, so konnte sie nur durch Wiederaufleben dieser Glaubensinnigkeit eine wahre, volle Auferstehung feiern. In ein Museum verpflanzt, blieben die schönen Bilder kunstgeschichtliche Denkmäler und Reliquien; nur in einer Kirche leben sie ganz und voll auf, zugleich Zeugen vom Glauben der Väter und Lebenskeime neuer Andacht, Herzensfreude und Schaffenslust. Da sich indeß das in der Aufklärungsperiode tief gesunkene kirchliche Leben nicht auf einen Zauberschlag in voller Blüthe aus der Asche erwecken ließ, so war es ein sehr berechtigter und fruchtreicher Plan, auf dem Weg der Kunstpflege das vorwiegend protestantische, auf- und abgeklärte Deutschland wieder mit den geistigen Schätzen seiner katholischen Vergangenheit in Verbindung

[1] Ebds. I. 73. [2] Ebds. I. 82.

zu bringen. Die Zeit war überaus günstig. Die gemeinsame Noth hatte Katholiken und Protestanten, Oesterreich und Preußen näher aneinander gerückt, der Kampf für Freiheit und Recht hatte die großen Erinnerungen deutscher Vergangenheit wieder aufgeweckt; die Romantik hatte sie mit dem Strahlenglanz der Verklärung umgeben, die deutsche Jugend war für ihre Ideen begeistert. Nur eine Autorität, aber auch die angesehenste auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, schwebte wie eine drohende Wolke über dem fröhlichen, echt nationalen Frühlingstag — der Olympier Göthe [1].

Sulpiz Boisserée, jugendmuthig, belesen, auf seinem Felde Jedem gewachsen, voll Begeisterung für seine Sache, folgte der früher von Schlegel gegebenen Anregung und faßte den Plan, Göthe für sein begonnenes Werk, für die altdeutsche Gemäldesammlung und für die altdeutsche Kunst zu gewinnen. Obwohl ihn Graf Reinhard, ein Bekannter von Paris her, schon (den 16. April) 1810 empfahl, wollte aber Göthe anfänglich nichts von einem solchen Besuche wissen [2]. Erst im folgenden Jahre erklärte er sich zur Annahme desselben bereit, worauf Boisserée Anfangs Mai nach Weimar reiste und sich dem Vielgefeierten vorstellte. Es war am 3. Mai 1811 [3].

„Nach langem Warten erschien der alte Herr, mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder im Rock, steif, kalt und vornehm. Auf die mitgebrachten Grüße sagte er: ‚Recht schön‘, und auf die ersten Kunstauseinandersetzungen: ‚Ja, ja, schön, hem, hem.‘

„Darauf," berichtet Sulpiz, „kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der

---

[1] M. Carrière, Sulpiz Boisserée und Wolfgang Göthe. — Morgenblatt. Stuttgart und München 1862. S. 1241; 1863. S. 44 ff. 65 ff.

[2] Göthe-Reinhard Briefwechsel. S. 76. 77. 79. 80 ff.

[3] Sulpiz Boisserée. I. 111 ff.

Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als ob er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lobe der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger, als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig wie Du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ‚ja, ja, schön, merkwürdig'."

Die persönlichen Beziehungen Boisserée's zu Göthe's Freund, dem Grafen Reinhard, führten eine vertrauliche Stimmung herbei. Er wurde am 4. zu Tisch geladen. Die Zeichnungen des Malers Cornelius zum „Faust", welche Boisserée vorlegte, wurden vom „Kunstmeyer" zwar scharf mitgenommen, fanden aber bei Göthe mehr Lob, als Sulpiz erwartet hatte. In den folgenden Tagen knöpfte sich der Olympier völlig auf, ward heiter und gemüthlich, ließ sich die altdeutsche Baukunst und Malerei ausführlich erklären, lud Sulpiz alle Tage zu Tisch und stellte ihn auch seinen Freunden vor. Boisserée brachte die Rede nun auch auf die Schlegel.

„Er hatte sich in den ersten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt über unsere Verhältnisse mit ihm, und hatte sich recht gut aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wissen, wie er dachte. Da kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein, gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters, er schalt sie unredlich, und alles was ich mit Mäßigung, doch mit Bestimmtheit in Rücksicht Friedrichs, an den ich mich hauptsächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet, und mit dem was man Jedem, der Sch. nicht genauer kennt,

einräumen muß, zusammenstimmen; indessen blieb eine Menge, und das Hauptsächlichste übrig, was sich lediglich auf Persönlichkeiten stützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillschweigen von A. W. über die Natürliche Tochter u. s. w., wurden angerechnet, und jedes worin sich die Anerkennung seines Werthes an den Tag gelegt, als Absicht ausgelegt; sie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einzigen von den Alten — noch bestehen lassen; alles sei Absicht ... In dem ganzen Gespräch setzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches, jenem entgegen, und ich verstand erst noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte." [1]

So blieb es. Von Friedrich Schlegel wollte Göthe nichts wissen [2], Boisserée's dagegen nahm er sich mit aller Wärme an. Er ließ die Risse und Zeichnungen des Kölner Doms, wie des Straßburger Münsters, nebst andern Zeichnungen zur Verglei-

---

[1] Sulpiz Boisserée. I. 119 ff.

[2] Er erblickte in ihm nicht mit Unrecht einen ihm gewachsenen geistigen Gegner: „Durchaus aber," schrieb er schon den 22. Juni 1808 an Reinhard, „ist diese Schlegel'sche Conversion der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht (!!) ein vorzügliches und höchst ausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehaus auszuschließen, einen recht dunkeln Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen. — Da man über seine Absichten und Schleichwege nun schon deutlicher ist, so bin ich wirklich neugierig, wie er sich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recensiren sollte, und in wiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die ästhetische Cultur, den Polytheismus und Pantheismus verdächtig zu machen." Göthe-Reinhard Briefwechsel. S. 32. — Es war der Haß des Heiden gegen den Katholiken!

chung, „neugriechische“ Bilder und Anderes feierlich bei Hof ausstellen und half in Hofuniform selbst dem Erklärer. Im Ganzen waren gegen 25 Personen zugegen, außer der herzoglichen Familie von Weimar der Herzog, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, und auch der alte Wieland wohnte noch dieser ersten gothischen Kunstausstellung bei. Boisserée hat die Hauptpersonen gut photographirt:

„Die Herzogin, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, zeigte sich als eine sehr verständige Frau, die nachdachte und den Zusammenhang dessen, was man ihr vortrug, verfolgte, woher sie denn meist ganz richtige Fragen vorbrachte. Die Großfürstin, ein schönes, feines Wesen, äußerte allgemeine Belesenheit und pflichtmäßig ausgehaltene Trübsal der Bildung, ist aber dabei angenehm und geistreich. Der Herzog geberdete sich etwas stallmeistermäßig, wie er auch aussah, er ließ sich indessen die Sache angelegen seyn, und fragte viel, aber abgerissen durcheinander gar nicht mit so viel Sinn wie die Frauen. Man sieht in seinem Wesen gleich die wohl bekannte preußische Militär-Genialität, mit allerlei europäischem Bildungswerk bunt verbrämt; er äußerte in seiner unwissenden Weisheit, es sey doch jammerschade, daß der Dom den Petrus von Rubens verloren, denn der sey so ganz und gar dem Geist dieses großen Gebäudes angemessen und dafür bestimmt gewesen![1] Ich sah den alten Herrn an, der steinern, wie ein Medusenbild daneben stand, und ließ die durchlauchtige Weisheit auf sich beruhen. Der Erbprinz, ein ziemlich gefälliger Herr, konnte vor so vielen Reden nicht recht zu Wort kommen, auch hatte er viel mit den Coburger Herren zu thun. Die Zeichnungen von Cornelius kamen zuletzt an die Reihe, und nun stürmten endlich auch die armen Hofdamen herzu aus dem Vorzimmer, um während des Einpackens noch etwas zu sehen ... Wir gingen, nachdem der alte Herr mir wieder treulich einpacken half, recht zufrieden nach Hause; wie etwa der italienische Opern-

[1] Wer denkt da nicht an den Lieutenant, der den Dom „ein schneidiges Lokal“ genannt hat!

direktor, wovon Schlegel erzählt, der bei der ersten Vorstellung vor lauter Freuden, noch ehe der Vorhang ganz gefallen war, ausrief: Dio sia laudato che passato senza scandalo!"[1]

Mit Rücksicht auf die Kunstströmung, die bis dahin Weimar beherrschte, mußte dieser Erfolg Sulpiz Boisserée wie ein wahrer Triumph vorkommen. Die altdeutsche Kunst war hoffähig geworden. Der gefeiertste „Mann der Zeit" nickte seinen Bestrebungen Beifall. Durch seinen Beifall aber waren sie auch vor ganz Deutschland accreditirt. Sulpiz jubelte.

Seine Freunde freuten sich mit ihm. Melchior sowohl als Bertram und besonders Daub vergaßen nicht, ihn an den eigentlichen Kern und die Wurzel des ganzen Unternehmens zu mahnen, an „den Ernst und die Wahrheit in allem Thun und Denken, an den christlichen Sinn, der in den gährenden Fluthen und Strömen der Zeit allein noch festen Grund und Boden finde, die heiligsten und theuersten Besitzthümer aus dem allgemeinen Verderben zu retten; der in Felsen und Steinklippen und öden Sandwüsten das Samenkorn der Wahrheit und die kleinen Pflanzungen hüte mit frommem Fleiß und redlichem Beharren, damit aus ihnen einst den Enkeln ein Garten Gottes erblühe und Frucht trage hundertfältig. Das sey die Denkart, zu der Resignation gehört, die aber der alte Herr nie besessen und nie geachtet, da er, wie die Zeit, von der er sich nie losgesagt, alles menschliche Thun nur nach der Fülle genialer Kraft und Productivität gemessen, auch selbst in Kunst und Wissenschaft jedes Erzeugniß hingestellt habe, wie eine neue Schöpfung, über der kein anderer Geist walte, als der eigene, der von innen heraus selbsterzeugend und belebend wirke, der daher auch keinem andern huldige, keine anderen Gesetze anerkenne, als jene der freien Thätigkeit des Genies. Wenn man nun in diesem Sinne stets gewirkt habe, so dürfe einem vor der Rückkehr in die Elemente wohl bange werden. Ist alles bloß menschliche Thun wie die Riesenschritte des Eroberers spurlos verschwunden in der Geschichte,

---

[1] Sulpiz Boisserée. I. 122.

was hätte dann das Product der Kunst oder der Wissenschaft zu erwarten, das, selbst ohne inneres Leben, auch nie mit dem Leben sich vermischt und als ein todtes Petrefakt nur dastehe, ein Gegenstand gelehrter Neugier, ein Beweis, wie selbst zu Scherz und Spiel der menschliche Scharfsinn und Erfindungsgeist die rohesten Elemente fein und künstlich zu gestalten wisse." [1]

Besser ist Göthe's Treiben selten charakterisirt und beleuchtet worden, als hier mit Daubs Worten in einem Briefe Bertrams. Sulpiz Boisserée nahm die Mahnung nicht nur sehr freundlich auf, sondern ergänzte sogar die Charakteristik noch mit genaueren Zügen, unmittelbarer Beobachtung entnommen:

„Unser braver Daub soll mir von Herzen gelobt seyn für seine eifrige Rede über Göthe, er hat den rechten Fleck getroffen, gerade das Heidenthum, dem sich der Alte mit Leib und Seele ergeben, ist auch wieder das, was ihn unglücklich macht. Er ist zu tief und gemüthvoll, um nicht besonders in jetziger Zeit und bei seinem Alter eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen, und ich kann mir denken, daß ihm ein verständiger, billiger Umgang, der ihm durch die Geschichte der Völker sowohl, als des menschlichen Lebens überhaupt, die würdige, wahre Ansicht des Christenthums eröffnete, sehr trostreich und beruhigend werden könnte, denn er hat Sinn für die Geschichte auch in höherer Bedeutung, und ohnehin ist ja auf dem Punkte, wo wir stehen, die Geschichte das einzige für uns Alle, wodurch wir uns zurecht finden können. Alt, geschwätzig, vielwissend, wie eben das Geschlecht nun geworden, so daß wir jetzt als Burschen von zwanzig Jahren mehr Zeugs im Kopfe haben, als in andern Zeiten ein Greis von sechzig, bleibt uns kein anderer Weg, wenn wir Gott und uns selbst wieder finden wollen, als daß wir uns besinnen.

„Göthe gemahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Ver-

---

[1] Ebds. I. 128. Daub war Protestant, Professor der Theologie zu Heidelberg.

zweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinn überschlägt, daher das böse Wühlen in den Eingeweiden, möchte ich es nennen, des menschlichen Herzens in den Wahlverwandtschaften, daher selbst das Philisterwesen der Farbentheorie; es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, so wie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche, schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen." [1]

So sehr Boisserée auch die sittliche Schwäche und Unbefriedigung Göthe's erkannte, so vermochte er doch nicht dem Zauber zu widerstehen, den der poetische Geist, das vielseitige Wissen, die persönliche Liebenswürdigkeit und das Ansehen des vielgefeierten Dichters auf ihn ausübten. Göthe lud ihn jeden Tag zu Tisch und behandelte ihn wie einen Freund und Vertrauten. So schied denn Boisserée nach zehntägigem Aufenthalt in Weimar als einer der wärmsten Verehrer und Bewunderer, die Göthe überhaupt in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens gefunden hat. Göthe seinerseits war persönlich fast ebenso sehr für den jungen Kunstforscher eingenommen.

„Ein Enthusiasmus," schrieb er an Reinhard [2], „für einen speciellen Gegenstand, wie doch dieser ist, findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas Grimassenhaftem, wovor jedoch Sulpiz durch einen reinen frommen Sinn, eine wahre Weltkenntniß und überhaupt eine höhere Cultur geschützt wird."

Boisserée's Briefwechsel mit Göthe, der mit dem Sommer 1811 beginnt und bis zu Göthe's Tod im Jahre 1832 fortdauert, ist zwar nicht der umfangreichste, aber vielleicht der geistig bedeutendste und anziehendste dieser letzten Periode. Göthe schreibt oft und gemüthlich, theilt das Wichtigste über sein Leben und seine Arbeiten mit; Boisserée bietet oft lange kunstgeschichtliche Abhandlungen, höchst interessante Reise- und Studienberichte, eine fortlaufende Uebersicht seiner Bemühungen um die Gemäldesammlung, den Dom und um die Kunst überhaupt. Im September 1814 trafen sich beide zunächst in Frankfurt wieder, und Göthe

[1] Ebds. I. 129 ff. [2] Ebds. II. 26.

war so „recht von Herzen freundlich, liebevoll und vertraulich", daß sich Sulpiz nicht genug darob zu freuen wußte [1]. Am 24. September kam Göthe nach Heidelberg hinüber, wo er bis zum 9. October blieb, sich die Gemäldesammlung zeigen und erklären ließ und das höchste Interesse für dieselbe bekundete. „Seitdem nun gar der alte Heidenkönig," schrieb Sulpiz [2], „dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Uebermuths." Wirklich ließ sich Göthe jetzt ausführlich über das Schweißtuch der Veronica und die ältesten Christusbilder berichten und verglich sich bei Uebersendung seines Porträts selbst einem der heiligen drei Könige.

„Indessen," fügt er bei [3], „muß ich manchmal lächeln, wenn in meiner Heidnisch-Mahomedanischen Umgebung vera icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Perikope aus dem Homer und dem Hafis (!) gelesen, wie denn die persischen Dichter an der Tagesordnung sind. Erscheint dann dazwischen der Moskowitische Bilderkalender, so nimmts sich freilich bunt genug aus."

Am 2. August 1815 traf Boisserée in Wiesbaden wieder mit Göthe zusammen, begleitete ihn in den Rheingau, nach Bingen und Mainz, Frankfurt und Heidelberg, und endlich auf der Rückreise bis nach Würzburg. Bis zum 9. October sahen sie sich fast täglich, und Göthe sprach sich so rückhaltlos vertraulich aus, daß Boisserée's Tagebuch die anschaulichste biographische Quelle für diese Reise bildet [4]. Göthe theilte ihm den ganzen „westöstlichen Divan" mit, so weit er damals geschrieben oder im Werden war, las ihm alles Geschriebene vor, sprach mit ihm über seine andern Werke und entwickelte ihm seine Anschauungen über die verschiedensten Gegenstände mit der Offenheit eines Freundes. Auch mit seinen verworrenen religiös-philosophischen Anschauungen, seinem Antichristenthum, seinem Haß gegen die protestantische Orthodoxie, seinen frivol unsittlichen Lebensgrundsätzen hielt der Olympier durchaus nicht zurück.

---

[1] Ebds. I. 224. [2] Ebds. I. 229.
[3] Ebds. II. 51. [4] Ebds. I. 249—291.

Wenn Strehlke die religiöse Anschauung der Boisserée's und Bertrams einen „orthodoxen, dabei aber duldsamen und nur der Priesterherrschaft feindlichen Katholicismus" nennt[1], so ist das letztere bloße Culturkampfsphrase. Sulpiz war so gut wie seine Freunde ein gläubiger, überzeugungstreuer Katholik, hat als solcher gelebt und ist als solcher gestorben. Man wird in seinen Werken nichts finden, was einer Auflehnung gegen die kirchliche Autorität gleichsieht. Duldsam war er allerdings, und zwar bis an die äußersten Grenzen des Möglichen, schweigsam wie ein Diplomat, geduldig über alle Begriffe. Sein Benehmen und seine Briefe überfluthen von Artigkeiten, Aufmerksamkeiten, feinen Schmeicheleien für einen Mann, dessen Grundanschauungen er nicht nur nicht theilte, sondern eigentlich im eigenen Herzensgrund für leer, schal, dunkel und unbefriedigend hielt. Es war kein so wahres, schönes und erfreuliches Verhältniß, wie seine einstige Freundschaft zu Schlegel. Wenn man die frivolen, oft geradezu blasphemischen Aeußerungen liest, die er geduldig herunterschluckte, da mag wohl die Frage auftauchen, ob er nicht besser auf Göthe's Freundschaft verzichtet hätte. Die christliche Kunst, deren Wiedererwecker und Vorkämpfer er war, brauchte im Grunde Göthe nicht. Sie trug ihren Lebenskeim in sich. Schlegel und Boisserée selbst hätten Wissen und Kraft genug gehabt, ihre Sache vor dem Forum der deutschen Oeffentlichkeit zu führen. Die größten jungen Künstlertalente entwickelten sich unabhängig und sogar im Gegensatz zu Göthe. Eine beherzte Vereinigung aller katholischen Kräfte gegen Göthe hätte dessen Autorität auf dem Gebiete der Kunst völlig brechen und die christlich-deutsche Kunst auf eigene Füße stellen können. Denn der alte Herr hatte durch seine schlechte Aufführung während der Freiheitsbewegung viele Sympathieen eingebüßt, und Epimenides hätte sie nicht wieder gewonnen. Statt dessen anerkannte Boisserée jetzt gerade ihn als höchsten Richter und legte das Schicksal der christlich-deutschen Kunst in seine Hand. Es war ein unerquickliches Compromiß.

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 215.

Göthe war entschiedener Heide, in der Kunst wie im Leben; er wollte Heide bleiben. Für ihn war es von vornherein klar, daß man diese christliche Kunst, vor Allem aber den christlichen Glauben, aus dem sie emporgeblüht, abweisen müsse. Es fragte sich nur: wie? Zu offenem Kampf hatte er keinen Muth, denn da hatte er schon einmal den Kürzeren gezogen. Er beschritt deßhalb den Weg der Diplomatie und beschloß, den Katholicismus unter Complimenten und Bücklingen fein abduften zu lassen, wie es ihm früher schon in Münster gelungen war.

Es war im Mai 1810, als Boisserée seine erste bescheidene Bitte stellte: um eine Empfehlung seines Werkes über den Kölner Dom in Cotta's Morgenblatt [1]. Es war eine Kleinigkeit. Göthe hatte solche Empfehlungen zu Dutzenden geschrieben. Aber diese schrieb er nicht. Erst nach langem Widerstreben ließ er Sulpiz an sich heran, prüfte ihn, gewann ihn, schulte ihn zu seinem Vertrauten, ließ sich alle seine Zeichnungen erklären, seine Sammlung geschichtlich auseinandersetzen, seine Pläne und Anschauungen entwickeln. Sechs Jahre hielt er ihn so hin, pumpte in mündlichem Verkehr, Briefen und Aufsätzen Boisserée's kunstgeschichtliches Wissen in seine eigenen Mappen, und dann — dann gab er der Empfehlung eine Wendung, welche dieselbe grundsätzlich völlig entwerthete und das alte Kunstheidenthum von Neuem auf den Schild erhob.

Im Jahre 1816 ließ er das erste Heft einer neuen Zeitschrift — nach Art der „Propyläen“ in freien Folgen — erscheinen: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden von Göthe.“ Da beschrieb er recht gemüthlich seine Rheinreise mit Boisserée [2]. Scheinbar tritt er als bloßer Skizzenschreiber auf, aber unter dem leichten, angenehmen Gewande übernimmt er thatsächlich wieder, wie ehedem, das höchste Scepter im Reiche der deutschen Kunst. Er besucht Köln, Bonn, Neuwied, Koblenz, Mainz, Biebrich, Wiesbaden, Frank-

[1] Göthe-Reinhard Briefwechsel. S. 85.

[2] Ueber Kunst und Alterthum ꝛc. Stuttgart, Cotta, 1816. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 267—340.

furt, Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt und endlich Heidelberg. Er notirt kurz, was er in den einzelnen Städten an Kunstsammlungen und Kunstwerken gesehen, lobt, tadelt, kritisirt, ermuthigt, gibt Winke und vereinzelt auch weitläufigere Orakel an die Stadtverwaltungen und Bürgerschaften. Köln soll keine Kunstakademie bekommen (es sei zu republikanisch), aber eine Universität könnte ihm nicht schaden. Mainz soll nicht bloß als strategischer Punkt gehoben, sondern auch Sitz einer Kriegsschule werden. Der Vaterstadt Frankfurt wird für Pflege der Kunst hauptsächlich das Vereinsleben empfohlen. Dann kommt zum Schluß eine sehr freundliche Beschreibung der Boisserée'schen Kunstsammlung in Heidelberg und der Versuch, zwischen der in ihr dargestellten christlichen Kunst des Mittelalters und dem eigenen Kunstheidenthum zu vermitteln.

Was Göthe so oft versprochen, das wird hier pro forma wenigstens einigermaßen endlich gehalten. Die Bemühungen der Kölner Freunde und des Professor Wallraf sind sowohl bei der Beschreibung der Kölner Kunst, als bei jener der Heidelberger Sammlung äußerst wohlwollend geschildert und anerkannt; die Sammlung ist mit sichtlichem Interesse beschrieben; auch die Arbeiten Boisserée's für den Kölner Dom sind ausführlich und sehr ehrend erwähnt. Ja, dem Heft ist sogar ein Veronica-Bild mit dem Titel „Vera Icon, byzantinisch-niederrheinisch" beigegeben. Die christliche Kunst aber geht bei alledem eigentlich leer aus.

Was Göthe's Aufsatz an werthvollen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Notizen darüber enthält, das ist der Hauptsache nach Boisserée's Eigenthum. Ansehnliche Stellen sind einfach aus Mittheilungen Boisserée's abgedruckt, und da der Setzer das „S. B." dabei wegließ, glaubte Göthe das Incognito nun wahren zu sollen![1] Das Bedeutendste, wie die Notizen über den Dom und das Dombild, über van Eyck und „Hemmelink" (Memling),

[1] „Im zweiten Rhein- und Mainheft finden Sie Ihre Architektonika. Ich hatte Ihr S. B. darunter gesetzt, das durch Zufall (!) wegblieb, und Sie erfreuen sich auch dießmal des vollkommensten Incognito." Sulpiz Boisserée. II. 166.

über die hl. Veronica u. A., ist viel genauer, gründlicher und richtiger in seinen Briefen an Göthe zu lesen [1]. Die eigentlich bahnbrechenden Ideen rühren von Friedrich Schlegel her, der in dem ganzen Aufsatz nicht einmal genannt ist, und sind von ihm weit klarer und wahrer ausgesprochen [2]. Dafür stellt sich Göthe, als ob Alles Ergebniß seiner eigenen Studien wäre und als ob er ebenso hoch und selbständig über den Kölner Freunden stände, wie über der Frankfurter Zeichenschule und der Teppichfabrik von Leisler und Cie. in Hanau. Diplomatisch genommen, war es ein schlauer Staatsstreich. Er maskirte seine bisherige Ignoranz auf diesem Gebiete mit dem, was er soeben von den jüngeren, wohlbewanderten Freunden gelernt, übernahm mit souveräner Miene jetzt das früher angebotene Protectorat und benützte dieses, um die christliche Kunst, ihrer Würde und Weihe entkleidet, seiner eigenen nach wie vor heidnischen Kunstanschauung unterzuordnen.

Nicht ohne Ekel und Widerwillen wird ein von lebendigem Glauben beseelter Katholik lesen, was Göthe hier von den großen dogmatischen und geschichtlichen Hauptstoffen der christlichen Kunst schreibt, gleich als ob es sich um ein Stück tibetanischer oder indischer Mythen handelte [3]:

„Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen soll. Zu Beiden gesellt sich eine flatternde unschuldige Taube als eine gestaltete und gefühlte Flamme und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliger Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen ver-

[1] Sulpiz Boisserée. II. 27 ff. 43 ff. 54 ff. 71 ff. 79 ff. 83 ff. 91. 95 ff.

[2] Man vergleiche nur z. B. die Ausführungen Schlegels über die Kunst in Köln (Werke. VI. 152—170; 196—209) mit denjenigen Göthe's (Werke. XXVI. 267 ff. 329).

[3] Kunst und Alterthum. 1. Heft. S. 139 ff. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 319 ff.

ehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugeborenen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge [1].

„Was nun beim Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlichmenschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannigfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände und von Stephanus an eine Reihe Märtyrer.

„Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zur Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind, bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren Jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist, so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche ineinander verschmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu bestehen schien." [2]

---

[1] Mit Recht schreibt Dorothea von Schlegel über das Heft: „Eine Stelle ist darin über das Christenthum als Gegenstand der Malerei; diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kothe zu wälzen. . . . Göthe's größte Anbeter schweigen mäuschenstill; andere schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das Uebrige als geistreich würdigen." J. M. Raich, Dorothea von Schlegel. Mainz 1881. II. 357. 358.

[2] Man vergleiche zu dieser jammervollen Caricatur der christlichen Kunst, was Friedrich von Schlegel über das Wesen derselben im Gegensatz zur altheidnischen Kunst sagt. — Werke. VI. 166.

Neben diesen blasirten Auslassungen über die Grundlagen der christlichen Kunst bietet die daranknüpfende kunstgeschichtliche Skizze noch manche entsprechende Blüthe dar. Der Martyrtod der hl. Ursula ist „eine Bartholomäusnacht, ein Septembertag", der hl. Gereon ist „ins Orientalische maskirt" und „Albrecht Dürer sieht man es nicht sonderlich an, daß er in Venedig gewesen" [1].

„Das ist nun endlich," schrieb Dorothea Schlegel an ihre Söhne in Rom [2], „das Kunstadelsdiplom, was zu erlangen die Boisserée's so lange um den alten Heiden herumgeschwänzelt haben. Und wie überflüssig? Wer die Sammlung sieht und nur nicht eines ganz verstockten Sinnes ist, der braucht ja weiß Gott keines solchen Stempels, um zu sehen, daß diese Sammlung einzig in ihrer Art ist. Schwerlich werden Boisserée's sehr zufrieden sein mit diesem platten, affectirten Gewäsch; aber gewiß werden sie nicht unterlassen, die Miene anzunehmen, als wären es goldene Sprüche."

In dem zweiten Heft, das Göthe 1817 folgen ließ, machte er sich den Spaß, das Bild des hl. Rochus zu Bingen hineinzusetzen, und fügte dem Bilde auch einen leichten, feuilletonistischen Aufsatz hinzu: „Sanct-Rochus-Fest zu Bingen [3]. Am 16. August 1814." Was konnten liebe, duldsame, friedliche Katholiken mehr verlangen? Im anmuthigsten Stil wird hier eine Wallfahrt beschrieben, Kapelle und Procession, Gottesdienst und Predigt, Heiligenverehrung und Wunder. Die mittelalterliche Kunst wird lebendig mit dem frommen Volksgeist in Verbindung gebracht, aus dem sie einst hervorging und der ihr Geheimniß war. Gegen Schluß gedenkt der Dichter sogar eines Kreuzweges und empfiehlt dessen Wiederherstellung: „Die Stationen

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 324. 328. 334.

[2] J. M. Raich a. a. O. II. 356. 357.

[3] Kunst und Alterthum. 2. Heft. S. 63—132. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVI. 229—253. — Vgl. Allgem. Zeitung. 1883. Nr. 360 und 361. Beil.

des Leidensganges unseres Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß Jeder, er sei wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte." Der ungläubige Dichter begnügte sich aber nicht, diese scheinbar frommen Anwandlungen mit feiner Ironie und bitterstem Spott auf die Geistlichkeit wieder zu zerstören, sondern setzte zwischen Bild und Aufsatz eine kunstgeschichtliche Abhandlung hinein, die in ruhig kaltem Tone alle religiöse Kunst als Frömmelei zurückwies und die Herrschaft der griechischen Götter wieder verkündigte [1].

Die Abhandlung war überschrieben: „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst" [2], und setzte vergnüglich Jupiter neben Christus: „Bekennen doch die Alten selbst, daß der olympische Jupiter der Religion höchst vortheilhaft geworden (!), daß also die Betrachtung desselben gleichfalls zur Frömmigkeit, aber nicht zu einer solchen, wie wir sie denken, den Beschauer hinaufgezogen habe." [3]

Boisserée empfand den Schlag tief, floh aber zu der alten Distinction, mit welcher die Romantiker schon früher ihre Götheverehrung in ähnlichem Fall zu retten wußten. Alles Böse kam lediglich vom „Kunstmeyer", alles Gute aber von Göthe. So sprach Boisserée denn seine herzlichste Freude an dem „Rochusfest" aus, an dieser Meisterschaft, die „aus dem stets regen Auffassen und Darstellen der Natur und des Lebens entstanden ist" [4].

„Wie sehr," fuhr er dann fort, „weicht aber von dieser Ansicht die des Verfassers des polemischen Aufsatzes ab, indem er gegen die Nachahmer italienischer und deutscher Kunst die helle-

---

[1] Göthe wünschte nichtsdestoweniger, daß das „gerecht und billig gefunden werden möge". Sulpiz Boisserée. II. 152.

[2] Kunst und Alterthum. 2. Heft. S. 9—62. 133—162.

[3] Sehr bezeichnend wird da zugestanden, vor der neuen Richtung habe in der Kunst „ein akatholischer, protestantischer, um nicht zu sagen unchristlicher Geist" geherrscht. Kunst und Alterthum. 2. Heft. 1817. S. 12. 55.

[4] Sulpiz Boisserée. II. 173. 174.

nische als einzigen Kanon aufstellt. Wir sehen nicht ein, wie er dadurch seine Gegner belehren oder besiegen könne. Aus der Nachahmung von Kunstwerken wird eben nie etwas Aechtes hervorgehen, die Vorbilder mögen nun seyn, welche sie wollen. Das allein selig machende Heil bleibt ja immer nur in der freien Nachbildung der Natur zu suchen. Und so muß sich eben jedes Volk und jede Zeit an dem halten, was ihm, um mit den lieben Heiden zu reden, die Götter und das Schicksal zugetheilt haben. Wie sehr aber sind alle unsere Verhältnisse, ist unsere ganze Umgebung von dem griechischen Wesen verschieden! — Wo und wann sehen wir denn das Nackte in freiem Leben und Bewegung? Ferner wo blieben bei der Nachahmung der griechischen Plastik die Farben? Wie könnten wir unter so trübem Himmel ihren Zauber entbehren? Und wer möchte, was aus jener Ansicht stillschweigend folgt, dem Venetianer, dem alten und neuern Niederländer alle wahre Kunst absprechen? Doch genug, Sie wissen diese Fragen und die Antworten viel besser als ich.

„Wir beklagen allein, daß nicht, wie wir es erwartet, Sie selbst den Aufsatz übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen Sinn, empfänglich für alles Aechte, welcher Gestalt es auch erscheine, nur Sie waren im Stande, die Aufgabe zu lösen und zwischen zwei Ultrapunkten die wahre beseligende Mitte zu zeigen."

So klagte Boisserée am 23. Juni 1817. Nachdem er Jahre lang dem alten Herrn die größte Freundschaft und Dienstbeflissenheit entgegengebracht, war zum Dank dafür seine christlich-deutsche Kunst in's Antiquitäten-Museum verwiesen, die alte nackte Götterherrlichkeit von Hellas wieder auf den Altar gehoben. Von Entschuldigung war keine Rede. Göthe berichtete, es seien schon manche Reclamationen und Approbationen eingegangen, Alles werde zu Acten geheftet, daraus werde sich ein „entschiedener Blick in die deutsche Kunstwelt" ergeben und damit zugleich eine „Vermittelung", wie sie eigentlich schon in dem Aufsatz enthalten sei [1].

[1] Ebds. II. 178. 179.

Der große Kunstdiplomat ließ dann im Herbst zu dem dritten Heft seiner kleinen, zwanglosen Zeitschrift: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden. Stuttgart 1817", einen zweiten Titel drucken, auf dem es bloß noch hieß: „Ueber Kunst und Alterthum, 1818". An die Stelle der Rhein- und Maingegenden aber setzte er sein Reformationsgedicht „Dem 31. October 1817":

„Dreyhundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Pred'ger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Teutschen Sache.

„Auch ich soll gottgegeb'ne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren." [1]

Dieses Versprechen hielt er besser, als diejenigen, die er früher Boisserée gegeben. Als sichtbaren Protest gegen das frühere Veronica-Bild und gegen St. Rochus setzte er vorn in das vierte Heft (1818) — Myrons säugende Kuh, mit einem herzinnigen, hochbegeisterten Aufsatz, worin das Thierleben als Kunstobject geradezu religiös-historischen Darstellungen vorgezogen wird. Der säugenden Kuh gesellt er noch die römische Wölfin zu und ruft dann aus:

„Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — — —. Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism!" [2]

---

[1] Abgedruckt in Göthe's Werken [Hempel]. II. 363.

[2] Kunst und Alterthum. II. Bd. 1. Heft. S. 23. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 465. — „Auch die Stelle gegen die

Um das Geschäft der Menschenvergötterung, d. h. die volle Rückkehr zum Heidenthum dann besser in Fluß zu bringen, gibt er den Malern in dem folgenden Aufsatz über „Philostrats Gemälde" ein Verzeichniß von 79 Vorwürfen, deren meiste auf lüsterne Nuditätendarstellungen, namentlich von Göttinnen, Nymphen, Bacchantinnen, Faunen u. s. w., hinauslaufen [1].

Fast das ganze übrige Heft ist darauf verwandt, einzelne Vorwürfe dieser Rococo-Götterwelt genauer auszumalen und die Künstler dafür zu gewinnen. Das ist des Dichters Himmel — da lebt und webt er mit unendlichem Wonnegefühl — das ist seine Religion. Damit hielt er sich die christliche Kunst und den Katholicismus vom Leibe. Ein ernstes, wissenschaftliches Studium der antiken Kunst war damit keineswegs verbunden.

Madonnen liebe ich sehr," schreibt mit Bezug hierauf Wilh. von Humboldt, „da mich alles Heidnische anspricht." — Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 252.

[1] 18. Venus, dem Meer entsteigend, auf der Muschel ruhend, mit der Muschel schiffend; Vorspiel der Liebesgötter. — 19. Neptun und Amymone; Ariadne, verlassen, einsam, dem fortsegelnden Schiffe bestürzt nachblickend. — 20. Ariadne, schlafende Schönheit, vom Liebenden und seinem Gefolge bewundert; Leda mit dem Schwan. — 21. Pelops als Freiersmann. — 28. Perseus verdient die Andromeda. — 29. Cyklop vermißt die Galathe; Cyklop in Liebeshoffnung. — 30. Pasiphae; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. — 31. Meles und Critheis. — 33. Semele, des Bacchus Geburt; Bacchus' Erziehung durch Faunen und Nymphen. — 51. Meleager und Atalante. — 52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. — 53. Gastmahl nach der Jagd, höchst liebenswürdig. — 55. Pan, von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen. — 56. Midas, von schönen Mädchen umgeben, freut sich, einen Faun gefangen zu haben. — 65. Venus, ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leichtgekleidete, eifrig singende Jungfrauen. — 66. Bacchus und Bacchantinnen. — 74. Delphins-Fang. — 76. Nächtlicher Schmaus; unschätzbares Bild, schwer einzuordnen u. s. w. Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 275—322.

Die folgenden Hefte von „Kunst und Alterthum" brachten ein buntes Gemengsel von kleinen Aufsätzen, Literatur- und Kunstnotizen, Gedichten, Recensionen und Anzeigen wirr durcheinander. Gervinus nennt das Ganze ein „Magazin der Unbedeutendheit" [1], und höchst zutreffend bemerkt Joseph von Görres zu einer der Recensionen:

„Er fängt an zu schreiben wie meine selige Großmutter, die alles beschrieb, was auf ihrem Schreibpulte lag." [2]

Einen weit dankbareren Boden, als bei dem weimarischen Kunstheiden, haben Boisserée's hochsinnige, unermüdliche Bestrebungen im katholischen Deutschland gefunden. Hier ist mit dem Interesse an den alten Kunstwerken auch der echte, fromme, lebenskräftige Volksgeist erwacht. Die Kirche selbst hat sich aus den Trümmern der Revolution verjüngt erhoben und auf allen Gebieten der Kunst einen neuen Blüthenfrühling hervorgezaubert. Als ein hehres Denkmal des Glaubens und Opfersinnes des katholischen Volkes steht der Dom von Köln vollendet da [3]. Hunderte von andern kirchlichen Bauwerken, Dome, Kathedralen, Kirchen und Kapellen haben das Jammergewand der Zopfzeit abgestreift und sich im Sinn und Geist der alten Kunst erneuert. Und wie die Baukunst, so hat sich auch die Malerei, die Bildnerei, die Musik, die Poesie, die Kleinkunst und das Kunstgewerbe im Sinn und Geist der Kirche an den Ueberlieferungen deutscher Vorzeit neu belebt. Die härtesten Prüfungen vermochten diesem Aufschwung keinen Stillstand zu gebieten. Die echte deutsche Kunst, die Göthe so vornehm seinen heidnischen Idealen unterordnete, ist abermals zum Brautschmuck und Siegeszeichen der katholischen Kirche geworden.

Ganz nutzlos blieb übrigens auch das freundschaftliche Verhältniß Boisserée's zu Göthe nicht. Das Ansehen des Viel-

---

[1] Gervinus, Nationalliteratur. V. 713.

[2] Görres, Freundesbriefe. III. 186.

[3] Vgl. Dr. A. Reichensperger, Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln. Köln 1881. S. 2 ff. 56 ff. — St. Beissel, Der Dom von Köln (Stimmen aus Maria-Laach. XX. 172—174).

gefeierten und der Ruf, den Boisserée durch ihn gewann, trug jene Kunstbewegung auch in außerkirchliche Kreise. Von Göthe empfohlen, wurde die Sammlung Boisserée's von aller Welt besucht, erhielt sein Werk über den Dom auch im protestantischen Deutschland Beachtung, fanden seine Bestrebungen um christlich-deutsche Kunst allgemeineres Interesse und gerechtere Würdigung. Zu dem kunstliebenden König Ludwig von Bayern, der die Boisserée'sche Sammlung für München erwarb [1], gesellte sich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Gönner und Förderer des Dombaues zu Köln [2]. Nicht in religiöser Gleichgiltigkeit, sondern in wahrer Liebe und Duldung näherten sich Katholiken und Protestanten zeitweilig auch auf dem Gebiete der Kunst. Alle unsere Städte und Museen besitzen Denkmale dieser freundlichen Annäherung und Wiederbelebung echt deutschen Geistes, wenn auch in Berlin und anderwärts die Renaissance noch immer ihre Herrschaft behauptete.

Göthe selbst übte gegen die christliche Kunst, sobald er einmal sein Heidenthum gesichert glaubte, eine gewisse Duldsamkeit aus. Er schenkte den Publikationen Boisserée's sehr freundliche Aufmerksamkeit, empfahl sie ein paar Male [3], nahm mit Interesse von altdeutschen Kunstwerken Notiz, redete und schrieb darüber. Für ihn blieben sie aber immer Kunstwerke von untergeordnetem Werth, Reliquien einer entschwundenen Zeit, Gegenstände der Kunstwissenschaft und Kunstarchäologie. Von einer Neubelebung wollte er nichts wissen [4].

„So viel darf ich Ihnen gestehen," schrieb er am 10. Mai

---

[1] Für 240000 Gulden. S. Morgenblatt. 1862. S. 1242.

[2] A. von Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms gesunden und kranken Tagen. Leipzig 1885. S. 180 ff. — Reichensperger a. a. O. S. 4 ff. 58.

[3] Kunst und Alterthum. IV. 1. S. 169; III. 2. S. 106. 121; IV. 2. S. 102 ꝛc. — Vgl. Göthe-Jahrbuch. VI. 301—305, und Sulpiz Boisserée passim.

[4] Briefwechsel zwischen Göthe und Schultz. Leipzig 1852. S. 311.

an den Baumeister Catel in Berlin[1], einen Freund Schinkels, „daß ich völlig Ihrer Meinung bin, man solle jene altdeutsche Bauart zwar höchlich schätzen, ihr Andenken erhalten, ihr historische Untersuchungen widmen, und von ihr, besonders im technischen, manches lernen; neue Gebäude jedoch in diesem Geschmack und Stil aufzuführen, keineswegs unternehmen.“

So sollte das Christenthum auch in seinen übrigen Kunsterscheinungen zwar glimpflich behandelt und als ehrwürdige Reliquie in Museen und Sammlungen untergebracht werden, das Heidenthum aber thatsächlich Kunst und Leben beherrschen.

„Ich für mich,“ schrieb er an Jacobi, „kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist dagegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“

---

[1] Göthe-Jahrbuch. IV. 165.

2. Die ideale Weimarerbühne und der Hund des Aubry.

1805—1817.

„Göthe, dem man so oft vorgeworfen, daß er die Schauspieler wie Papageien und Hunde dressiren wolle, wurde von einem dressirten Pudel aus dem Felde geschlagen.“ Eduard Devrient.

„Selbst bei jenem berühmten vorübergehenden Zerwürfniß wegen des Hundes auf der Bühne ist der Schein stets gewahrt worden, als sei nicht das mindeste vorgefallen, worauf der Riß sich langsam wieder zuzog.“ Hermann Grimm.

Noch zwölf Jahre nach Schillers Tod behielt Göthe die Leitung der Weimarer Bühne und suchte ihre künstlerischen Leistungen auf jener Höhe zu erhalten, welche sie durch seine und Schillers vereinte Thätigkeit errungen hatte. So wenig man seine heidnische Weltanschauung und deren leitende Ideen im Leben wie in der Kunst billigen oder gar anerkennen kann, so liegen doch hier wahre und wirkliche Verdienste vor, welche allgemeine Anerkennung erheischen. Unter treuer Mitwirkung Schillers hat er die Weimarer Bühne zu einem Kunstinstitute erhoben, dessen bildender Einfluß sich über ganz Deutschland erstreckte und nicht nur die Bühne selbst, sondern auch Geschmack, Literatur, Poesie und Sprache wesentlich gefördert hat.

Schillers Wallenstein-Trilogie, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Tell, Göthe's Iphigenie, Tasso und der erste Theil des Faust bilden einen Kranz von Stücken, der sich in künstlerischer Hinsicht mit der besten Dramatik aller Zeiten und Völker vergleichen läßt. Die Räuber,

Kabale und Liebe, Fiesko, Don Karlos, Götz von Berlichingen, Egmont und die Natürliche Tochter reihen sich zu einem zweiten Kranz, der, inhaltlich von zweideutigem Werthe, künstlerisch doch bei Weitem alles überragt, was die neuere deutsche Dramatik bis dahin zu Stande gebracht hatte. Als durchaus gelungene Versuche, bedeutende Stücke ausländischer Literatur in gewandter, bühnengerechter Bearbeitung dem deutschen Theater zu gewinnen, sind auch Schillers Macbeth, Turandot, Iphigenie auf Aulis, Phädra, Neffe als Onkel, Parasit eine werthvolle Beigabe zu den eigenen Werken der beiden Dichter; der Form nach auch Göthe's Mahomet und Tancred. Selbst seine kleineren Dramen und Singspiele entbehren in formeller Hinsicht keineswegs großer Vorzüge, und seine Theaterreden und Maskenzüge sind, wie Schillers Prologe und Huldigung der Künste, von echt dichterischem Geiste durchweht und kunstvoll durchgeführt. Zum Ganzen vereint, wie sie denn größtentheils durch gegenseitige Anregung und unter freundschaftlicher Mitwirkung entstanden sind, bezeichnen die sämmtlichen dramatischen Werke der beiden Dichter wirklich den Höhepunkt der deutschen Bühnenkunst. Wenn man Sprache, Form, Gehalt der unmittelbar vorangehenden Dramatik betrachtet, die Klopstock'schen Bardiete, die Singspiele Wielands, die Komödien Kotzebue's, die Rührstücke Ifflands, so kann man nicht umhin, den Genius der Männer dankbar anzuerkennen, welche in drei Jahrzehnten die deutsche Sprache und Literatur, hauptsächlich im Anschluß an das Theater, so vollständig umgestaltet haben. Nur Lessing reicht an sie heran. Doch athmet weder seine Minna von Barnhelm, noch seine Emilia Galotti, noch sein Nathan der Weise jene freudig schöpferische Kraft, welche Göthe's und Schillers Werke an den Tag legen. Das Hauptverdienst fällt allerdings nicht so sehr Göthe zu, als Schiller.

„Durch ihn," sagt Devrient [1], „war die Wirkung der Weimar'schen Schule auf ihre Sonnenhöhe geführt worden. Seine

---

[1] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1848. II. 266.

Gedichte hatten in der hohen Sittlichkeit ihrer Tendenz, dem transcendentalen Gedankenschwunge und der begeisterten Schwärmerei so den tiefsten Seelenton des deutschen Volkes getroffen, daß dadurch das ideale Drama, die exclusive und gelehrte Richtung der Weimar'schen Schule populär geworden war[1]. Den Bestrebungen Göthe's allein wäre das nie gelungen, wir sehen ihn mit der Aufführung seiner Gedichte immer nur auf Anerkennung eines kleinen Kreises angewiesen."

Unterschätzen darf man jedoch auch Göthe's Verdienst nicht. Er hat als Director und eigentlicher Leiter der Weimarer Bühne den Wallenstein flügge gemacht und die weitere dramatische Thätigkeit Schillers beständig gefördert; er hat dafür gesorgt, daß das Repertoir der Bühne sich auch sonst entsprechend erweiterte; er hat hauptsächlich die Schauspieler herangebildet, welche dieser höheren, idealen Dramatik zum Erfolg verhalfen, und er hat endlich nach Schillers Tod das verdienstvolle Werk beharrlich fortgeführt.

Beiden gemeinsam war noch der Plan, durch Uebersetzung und Bearbeitung der besten alten und fremden Meisterwerke die Bühne auf dem gewonnenen höheren, echt künstlerischen Standpunkt zu halten[2]. So kamen neben den schon genannten Be-

---

[1] „Schiller," so meint auch Grillparzer, „war der letzte populäre eigentliche Dichter, und selbst der Wortüberfluß, den ihm der lesende Kritiker zum Vorwurf macht, ist für den Zuseher die vermittelnde Brücke, mittelst der er die Höhen der schwierigsten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt, ohne Anstrengung erklimmt." — „Göthe mag ein größerer Dichter sein und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitzthum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes leidenden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen." Grillparzer, Sämmtliche Werke. Stuttgart 1872. IX. 187. 230; X. 170.

[2] Devrient a. a. O. III. 261 ff. — Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 50. 52. 71. 73. 81. 119. 146. 189. 195. 198. 205. 212. 213. 220.

arbeitungen der beiden Dichter auch die Brüder, der Eunuch, die Andria und der Heautontimorumenos des Terenz, Holbergs Don Ranudo de Colibrados, Shakespeare's Cäsar, Racine's Mithridate auf die Weimarer Bühne. Göthe hielt hieran fest. Bald nach Schillers Tode wurde Shakespeare's Othello gegeben, dann Corneille's Rodogune und Cid; König Johann, Hamlet, Romeo und Julie und der Kaufmann von Venedig in Schlegels Uebersetzung; die Antigone des Sophokles, das Gespenst des Plautus, Voltaire's Zaïre, der Saul des Alfieri, und einige der schönsten Stücke Calderons: „Der standhafte Prinz", „Das Leben ein Traum" und „Die große Zenobia". Schiller und Göthe bestanden so gleichsam die Feuerprobe, indem die classische Bühne des Alterthums und des Auslandes in gewählten Mustern ihnen zur Seite gestellt ward. Göthe nahm sich der meisten dieser Aufführungen, besonders jener Calderons, mit großem Eifer an. Er hatte Mühe, den Standhaften Prinzen „beim Publikum einzuschwärzen" [1], aber er hielt Calderon für „unendlich groß im Technischen und Theatralischen". „Seine Stücke," sagt er [2], „sind durchaus brettergerecht, es ist kein Zug in ihnen, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte." Bei der Aufführung des Standhaften Prinzen im Januar 1811 weinte er laut vor Ergriffenheit [3]. Er hat also unzweifelhaft die Meisterschaft des großen spanischen Dramatikers tief erfaßt, wenn auch nur von der künstlerischen Seite, ohne auf den religiösen Kern derselben irgendwie einzugehen [4].

---

[1] Eckermann, Gespräche. II. 183.

[2] Ebds. I. 151. 175. — Vgl. Göthe-Jahrbuch VII. 217.

[3] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 342.

[4] Die hohe Weihe und Bedeutung, welche die Religion auch der dramatischen Kunst gewährt, erkannte er niemals an. Er betrachtete Religion und Theater als geschworene Feinde. „Das Theater hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack." Werke [Hempel]. XXVIII. 705.

Wie Göthe Lessings Hauptstücke in das Weimarer Repertoir aufnahm, so schenkte er auch neueren Leistungen, wenn sie ihm bedeutend erschienen, die freundlichste Beachtung: so A. W. Schlegels Jon, Friedrich Schlegels Alarkos, Collins Regulus; so später dann der Wanda und dem Vierundzwanzigsten Februar von Zacharias Werner, dem Jephta von Robert, dem Zerbrochenen Krug von Heinrich von Kleist, der Schuld von Müllner. Er war durchaus nicht engherzig und noch weniger einseitig für seine eigene Dramatik eingenommen. Wohl selten hat eine Bühne in so kurzer Zeit so viele literaturgeschichtlich merkwürdige Novitäten zu verzeichnen gehabt und in ihren Aufführungen überhaupt so viel Ausgezeichnetes geboten.

Ein anderes Hauptverdienst Göthe's liegt in der technischen Bildung, welche er seinen Schauspielern angedeihen ließ. Man kann sagen, daß er darauf ebenso viel, ja mehr Sorgfalt wandte, als irgend ein anderer Theaterdirector jener Zeit. Er gab sich ungemein Mühe, gute Kräfte heranzuziehen, sie in Weimar festzuhalten, sie ihrer besonderen Befähigung gemäß auszubilden, alle zu einem gemeinsamen Zusammenwirken einzuschulen. Schon Wahl und Anpassung der Stücke nahm er mit Umsicht und vielem Fleiße vor. Genaue Leseproben — oft in Gegenwart des Herzogs — weihten die Mitspielenden in ihre Aufgabe ein. Die Hauptrollen wurden einzeln vorgenommen, die Zeit für die Proben nicht geschont. Die meiste Mühe kostete es, die an Ifflands natürlichste Alltagsprosa gewöhnten Schauspieler auf den Vortrag des dramatischen Jambus einzuüben [1]. Noch Don Karlos und die Mitschuldigen mußten in Prosa umgeschrieben werden, damit sie in Leipzig aufgeführt werden konnten. In Bezug auf Gestus, Stellung, Gruppirung hatte ebenfalls als Grundsatz die nachlässigste Natürlichkeit gegolten; es forderte harte Anstrengung, in all diesen Rücksichten eine eigentliche Kunstübung durchzuführen und statt der Effectjägerei der einzelnen Rollen ein harmonisches

---

[1] Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar 1865. S. 1 ff.

Zusammenspiel in Gang zu bringen, das, ohne Affectation, der Würde eigentlicher Kunstwerke entsprach. Die „Regeln für Schauspieler", die Göthe zu diesem Zwecke aus langer Erfahrung zusammenstellte, mögen Manchem pedantisch erscheinen, aber sie drücken im Grunde nur die elementaren Bedingungen aus, ohne welche die gewünschte Vollendung des Vortrags sich nicht erreichen ließ [1]. Außer den Regeln waren strenge Theatergesetze aufgestellt, welche das Verhalten der Schauspieler bei den Proben und Aufführungen, sogar unter relativ hohen Geldstrafen, vorzeichneten. Das Fehlen bei einer Scene wurde mit acht Groschen gebüßt, mußte der Fehlende in seiner Wohnung geholt werden, mit einem Thaler. Wer bei der Aufführung eines Stückes zu spät auftrat, hatte einen Thaler Strafe zu erlegen [2].

Während die Hamburger Schule vollendetste Natürlichkeit anstrebte, um die möglichste theatralische Täuschung herbeizuführen, legte Göthe das Hauptgewicht auf Kunst und Anstand, „bewußte Herrschaft über den künstlerischen Stoff, sicheres Maß in der Behandlungsweise, selbst bis zur Abgemessenheit" [3], schöne Rede, würdevolle Repräsentation, auf das vollkommenste Ebenmaß aller Form und Erscheinung. Der Schauspieler sollte die Poesie der gedankenreichsten und erhabensten Dramen erst studirend ganz in sich aufnehmen, dann seine Rolle mit aller Kunst der Rhetorik vortragen lernen und sie endlich in seiner Mimik mit Gedanke und Wort zum eigentlichen lebendigen Kunstwerk verschmelzen. Diese schwierige Aufgabe hat Göthe im Verein mit Schiller zwar nicht gelöst, aber doch immerhin zu lösen gesucht [4].

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 682–698. — Eckermann, Gespräche. I. 108.

[2] Göthe's Theaterintendantur. Unsere Zeit. 1866. II. 581 ff.

[3] Devrient a. a. O. III. 269. 271. — E. Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers. Leipzig 1862. — Bl. f. lit. Unterh. 1862. II. 634 ff.

[4] Die tüchtigsten Theaterkenner waren von dem Vortrag der weimarischen Truppe nicht befriedigt. Tieck, der sie 1799 hörte, fand, „daß sich Graffs Pathos wenig von dem verrufenen tragischen

Eine Bühne, welche von Schiller zu Shakespeare, von Shakespeare zu Calderon fortschritt, daneben Sophokles und Euripides, Corneille und Racine, Plautus und Terenz, Holberg und Alfieri vorführte, und zwar in tüchtiger Darstellung, mit wirklichem Streben nach der feinsten mimischen Kunst, mochte man mit Recht nicht bloß eine classische, sondern auch eine ideale nennen. Sie blieb das Vorbild aller ähnlichen höheren theatralischen Bemühungen, wie des Wiener Burgtheaters, der Meininger Gastspiele und der Münchener Vorstellungen im Jahre 1880 [1].

Es handelt sich hier aber — und das ist die große Schwäche der Weimarer Bühne und aller ihrer Nachahmungen gewesen — um einen bloß künstlerischen, ja um einen bloß künstlichen Idealismus. In den Geist, aus welchem Calderons Dramen hervorgegangen, drang Göthe nicht ein, er bewunderte nicht den tiefreligiös-nationalen Kern, aus welchem diese Wunderblumen der Dichtung hervorsproßten, sondern bloß die Organisation ihrer Technik, und die Farbenpracht ihrer Blüthen. Shakespeare zog er aus dessen eigentlicher Lebenssphäre in den jämmerlichen Kreis Wilhelm Meisters und Philine's herab. Terenz ward modernisirt. Von Sophokles kam nur Antigone und König Oedipus zu Ehren. Corneille und Racine waren nur zur Parade da; Voltaire ward sofort neben sie gepflanzt. Auf ein Stück von Schiller wurden fünf, sechs von Kotzebue aufgeführt. Schillers Jugenddramen, wie Fiesko, die Schiller selbst als unreif verschmähte und nicht aufgeführt haben wollte [2], wurden nach seinem Tod auf die Bretter geschleppt; auf eine Vorstellung des Tasso kamen zehn, zwölf von

---

Gurgelton unterscheide". Köpke, Tieck. I. 261. Vgl. Grillparzer, Werke. X. 170. Rahel. I. 494.

[1] Ueber den Mangel an eigentlich theatralischer Berechnung und Inscenirung auf der Weimarer Bühne und über die theatralische Vollendung, welche erst die „Meininger" dem classischen Bühnencyklus gegeben haben, vgl. Hans Herrig, Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung. Dresden 1879. S. 19 ff. — Vgl. dazu dessen Vorrede zu „Nero". Drama. Berlin 1883.

[2] Eckermann, Gespräche. I. 205.

Stella, Egmont, den Mitschuldigen und den Launen des Verliebten[1]. Gegen die an den Geist schon höhere Anforderungen stellende historische und classische Tragödie blieb die Oper in beständigem Vortheil und weit allgemeinerer Gunst, weil sie mehr den Sinnen schmeichelte. Wie in des Dichters Brust zwar zwei Seelen rangen, ein hoher, zum Schönen emporringender Idealismus und ein am gemeinen Lebensgenuß klebender Sensualismus, letzterer aber gemeiniglich über den erstern triumphirte; so war es noch weit mehr bei seinem Weimarer Publikum der Fall[2]. Zur eigentlichen Herrschaft kam jener künstlerische Idealismus nicht; er milderte und verklärte nur ein genußsüchtiges Hofleben.

Es ist wahr, Göthe betrieb das Theater, selbst die unbedeutendste Posse, die leichtfertigste Liebeskomödie, mit einer Art von religiösem Ernst[3]. Die Kunst war ihm Eines und Alles: er glaubte in ihr die volle und richtige Vermittlung zwischen Idealismus und Sensualismus zu finden und erklärte sie darum zur Religion, so daß Devrient vollkommen Recht hat, wenn er der Weimarer Bühne zur Devise das treffende Wort des Hanswursts Stranitzky gibt: „Das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sacristei.“[4] Doch eben hierin lag der Todeskeim alles wahren Idealismus, die unausbleibliche Wurzel des Verfalls der Kunst. Wenn die Kunst an die Stelle der Religion, die Bühne an die Stelle des Altars tritt, dann werden auch Schauspieler und Schauspielerinnen als Priester und Priesterinnen der Kunst zu maßgebenden Vorbildern des Lebens, und da sie nichts Höheres über sich anerkennen, als das Schöne, so wird Kunst und Leben zugleich zum traurigen Schattenbild ihrer Schein-

---

[1] Göthe-Jahrbuch. IV. 117—126.

[2] Göthe selbst jammerte, daß die Schauspieler dem Publikum nie „jung genug“ wären, die eigentliche Kunst keine Beachtung fände. Göthe's Werke [Hempel]. XXVIII. 699.

[3] „Wenn man nicht mehr in die Kirche geht,“ sagt Grillparzer sehr wahr, „ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht.“ Werke. IX. 271.

[4] Devrient a. a. O. III. 384.

leidenschaft und ihres Scheinheldenthums herabsinken, nach außen schimmernd in erborgter Pracht, hinter den Coulissen die bekannten Hogarth'schen Scenen [1]. Auch das classische Weimar entging diesem Verhängniß nicht.

Die erste Schauspielerin der idealen Bühne, Mademoiselle Jagemann [2], wird die Freundin des Herzogs Karl August. Er hält sie erst, wie einst Göthe seine Christiane, als femme entretenue, als geheimes Erotikon. Aber mit dem Ehrgefühl ist es nicht weit her. Bald weiß Jedermann, was ihre Reisen zu bedeuten haben. Sie erhält ihren eigenen Hofstaat. Sie wird als Frau von Heygendorff in den Adelstand erhoben. Ihre Kinder werden bei Hof offen als Kinder des Herzogs geehrt, und der Titel „Frau von Heygendorff" ist der größte Ausgabenposten in den Rechnungen des Landesfürsten [3].

Von Göthe ist kein solches Verhältniß bekannt. Doch Schauspieler und Schauspielerinnen verkehren beständig in seinem Hause. Christiane geht mit den Schauspielern auf den Tanz, Göthe hält mit den Schauspielerinnen in seinen Zimmern Leseproben und vertrautes tête-à-tête, läßt sich von jungen Sängerinnen in der Gartenlaube Liebeslieder klimpern, liest im vertrauten Kreise die unanständigsten Histörchen vor. Neben den ernsteren Kunstbestrebungen läuft ein lockeres, leichtsinniges Treiben her, das nichts weniger als ideal ist [4].

---

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 105. 106.

[2] „Meine schöne und talentvolle Freundin Demoiselle Jagemann," erzählt Göthe vom Jahre 1801, „hatte kurz vor meiner Ankunft das Publikum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus, als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen." Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 67.

[3] Karl August nahm sie und ihre Kinder sogar auf Reisen mit, „und der Erbprinz besuchte sie und spielte mit diesen kleinen Geschwistern". Sulpiz Boisserée I. 291.

[4] Das ließ er denn auch ziemlich unverblümt seinen Wilhelm Meister bekennen, indem derselbe von seiner „theatralischen Lauf-

Wie es am Ausgange des Jahrhunderts mit den socialen und sittlichen Zuständen der Schauspielerwelt beschaffen war, davon hat Devrient ein sehr düsteres Bild entworfen[1]. „Fast immer," erzählt er, „führte ein fehlgeschlagener Lebensweg zum Theater, fast lauter Schiffbrüchige waren es, die sich auf die Bühne retteten." Die Mehrzahl der Theatermitglieder war ohne Bildung. „Es gab namhafte Schauspielerinnen, welche ihre Rolle nicht selbst lesen konnten." Trunksucht und Ausschweifungen waren allgemein. „Unter den verbuhlten Weibern waren die Schauspielerinnen nicht die letzten." Kaum, daß sich unter ihnen eine Person von besserem Rufe fand.

„Rechnet man zu diesen Zuständen die vielen schlechten und getrennten Ehen, die unordentlichen Haushaltungen, das gänzliche Hinaussetzen über alle gesetzlichen und rechtlichen Verpflichtungen, das so viele Theatermitglieder durch ungescheute Contractbrüche und landesläuferisches Durchgehen für eines ihrer Standesprärogative, als die Gebühr künstlerischer Freiheit in Anspruch nahmen, die anstößigen Coulissenzwistigkeiten, die nicht selten in Prügeleien ausarteten — so darf der Verruf nicht befremden, dem der Stand noch immer unterlag. Ein jeder Schauspieler mußte sich zunächst für einen ungebildeten Taugenichts, eine jede Schauspielerin für eine leichte Beute betrachten lassen, bis sie sich anders ausgewiesen, und für die im Stillen merklich wachsende Zahl gewissenhafter Künstler, rechtschaffener und getreuer Menschen beim Theater war ihre bürgerliche Stellung noch immer ein fortgesetztes Martyrium."

Wurde es auch im Beginne des neuen Jahrhunderts etwas

bahn" sagt: „Alles genau besehen, spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Director glücklich genug, ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen." Ja, er geht sogar so weit, das Theater für eine geeignete Vorschule für anatomische Vorträge zu erklären. Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 295.

[1] Devrient a. a. O. III. 206—213.

besser, besonders nachdem der moralische und religiöse Aufschwung der Freiheitskriege den gesellschaftlichen Ton überhaupt gehoben hatte, so „blieben doch" — nach Devrients Bericht — dem Stande der Schauspieler „grobe Unsittlichkeiten genug zur Last" [1].

Wie Pasqué's und Webers sorgfältige Forschungen ausweisen, ließ die sittliche Hebung des Schauspielerstandes auch in Weimar noch sehr viel zu wünschen übrig. Es waren unter den Schauspielern vereinzelte wackere Leute, wie z. B. Graff, Genast, Pius Alexander Wolff, die es wirklich ernst mit ihrer Kunst nahmen; doch die große Menge war leichtsinniges Komödiantenvolk. Becker, der zeitweilig, abwechselnd mit Andern, als sogen. „Wöchner" unter Göthe's Oberleitung die Regie führte, war ein verlaufener Adeliger „von Blumenthal" und hatte innerhalb zehn Jahren drei Frauen; die zweite, Amalie Malcolmi aber, von welcher er sich schon nach zwei Jahren trennte, hielt in vier Jahren dreimal Hochzeit [2]. Liebeshändel, Streitereien aus Eifersucht, Schulden, Unordnungen, Krakeel und Jammer aller Art waren beständig an der Tagesordnung. Selbst ihre technischen Forderungen an die Schauspieler wußten Göthe und Kirms nicht anders durchzusetzen, als daß sie die strengste Polizei einführten, die widersetzlichen Schauspieler mit Geldbußen und Hausarrest verfolgten, unter Polizeiaufsicht setzten und, wenn nichts mehr verfangen wollte, mit karger Bezahlung davonjagten. Die Theaterkasse wußte Göthe dabei immer gefüllt zu erhalten, um die Stücke so glänzend als möglich in Scene zu setzen. Als im November 1813 sämmtliche Kassen in Weimar bis auf den Grund erschöpft waren, befand sich allein die Theaterkasse noch bei Geld [3]. Aber gegen die Schauspieler war Göthe nicht bloß vorsichtig und sparsam, sondern geradezu geizig und knickerig. Dabei zeigte er sich in seinen Forderungen bis zur Pedanterie kleinlich, streng und

---

[1] Ebds. III. 406.

[2] Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. II. 151 ff.

[3] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 397.

unbarmherzig. Nur die vollständigste Unterwerfung unter seine leisesten Winke fand Gnade.

Eine merkwürdige Illustration zu seiner Bühnenverwaltung liefert der „peinliche Abgang" des Pius Alexander Wolff, gerade jenes Schauspielers, der durch seine gewandte Declamation die Aufführung des Tasso (16. Februar 1807) ermöglicht hatte und den Göthe selbst als den glänzendsten Schüler der idealen Weimarer Schule bezeichnet: „So viel ich auch in's Ganze gewirkt habe und so manches durch mich angeregt worden ist, so kann ich doch nur einen Menschen, der sich ganz nach meinem Sinn von Grund auf gebildet hat, nennen, das war der Schauspieler Wolff." [1]

Der gute Mann war nach zwölfjähriger Dienstzeit völlig erschöpft. Kirms, der Adjutant Göthe's für die Theaterkasse, dachte nicht etwa an Dank, Hilfe, anständige Pensionirung, wie es Wolffs Leistungen durchaus verdient hätten, sondern an Entlassung, „da der Mann vielleicht bald gar nicht, die Frau aber als Liebhaberin nicht lange mehr zu brauchen sein wird". Die Frau war die genannte Amalie Malcolmi, erst (1802) Millers, dann (1803) Beckers, endlich (1805) Wolffs Gattin, auf der Bühne neben der Jagemann die erste Größe: Iphigenie, Klärchen, Eboli, Maria Stuart, Isabella (in der Braut von Messina), und sogar die erste Jungfrau von Orleans, die Leonore Sanvitale des Tasso und Romeo's Julie in der von Göthe selbst 1811 vorgenommenen Bühnenbearbeitung des Shakespeare'schen Stücks [2].

Göthe hoffte noch, daß Wolff sich erholen würde. Als das Ehepaar aber am 28. September 1815 selbst in der höflichsten und unterthänigsten Form um seine Entlassung einkam, nahm

---

[1] Pasqué, a. a. O. II. 197. — Unsere Zeit. 1866. II. 570. — Eckermann, Gespräche. II. 25. 26. — Weber, Zur Gesch. des Weimarer Theaters. S. 30. 98. 212 ff. — Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 412.

[2] Pasqué a. a. O. II. 197—228.

er sie nach einigen knickerigen Verhandlungen, in welche sich auch der Hof mischte, nicht bloß ohne eine praktische Bethätigung seines Dankes und wahren Wohlwollens an, sondern ließ durch Kirms in den Büchern der Theaterkasse nachschnüffeln, ob er an die idealen Künstler nicht noch eine Geldforderung hätte. Das Ehepaar ward bis Ostern noch behalten, und Kirms schnüffelte nicht vergeblich; er fand, daß man den zwei Abgehenden, den zwei glänzendsten Repräsentanten der idealen Bühne, noch 20 Thaler abzwacken könnte. Da Wolff nicht bei baarem Gelde war, sah er sich genöthigt, sich aus seinen Schriften und seiner wenigen Habe mit der Theaterkasse abzufinden und an Göthe folgenden Brief zu richten, den man zu Nutz und Frommen der theaterlustigen Jugend jedem Drama Göthe's in Schwabacherschrift vordrucken sollte, damit sie erführe, was bloß künstlerische, ohne religiöse und wahrhaft ideale Bildung ist:

„Ew. Excellenz. Hoch- und Wohlgeboren!

Vergangene Woche haben wir die dem Großh. Hoftheater gehörigen Garderobestücke an die dazu Beorderten abgeliefert; es fehlt nur Weniges, welches wir leicht ersetzen können, besonders wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren geneigt wären, einige Kostüme, die uns gehören, dagegen anzunehmen. Nicht gerechnet den bedeutenden Sticker- und Macherlohn, welchen meine Frau in der langen Reihe von Jahren selbst berichtigt hat.

„Von dem Hrn. Hoftheater-Cassier ist mir angezeigt worden, daß ich weiter in keinem Rückstand bin, außer 20 Thaler Vorschuß, datirt vom 21. Aug. 1813. Halle, laut Quittung. Diese kleine Summe wurde uns damals mit den Worten erlassen: Da wir bestens dazu beigetragen, daß das Theater mit den wenigen Mitgliedern eine ansehnliche Folge von Darstellungen geben konnte (es war nämlich in diesem Jahre nur das Schauspiel in Halle), so sollte dieses Vorschusses nicht weiter gedacht werden; daher kommt es auch, daß er mir in den vergangenen drei Jahren nicht abgezogen wurde. Indessen einsehend, daß wir bei unserem Abgange weiter keinen Anspruch auf irgend eine Vergünstigung zu

machen berechtigt sind, thue ich hiermit den Vorschlag, wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren auf der Rückzahlung bestehen, einige Arbeiten, zu denen ich beauftragt war, als: Die Bearbeitung des Hamlet, die Einrichtung des Standhaften Prinzen ꝛc. ꝛc., auch mehrere Bücher, z. B. die Partitur des Pygmalion, wofür ich in Berlin drei Dukaten bezahlt habe, das Kamaeleon ꝛc. ꝛc., dagegen anzunehmen.

„Wir würden es dankbar erkennen, wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren uns die Gnade erzeigten, über obige beide Angelegenheiten bald eine gnädige Resolution zu ertheilen, da es unsere Absicht ist, Alles ehestens zu beseitigen, woraus uns noch eine Unannehmlichkeit entspringen könnte, um mit freundlichen Eindrücken von der hiesigen theuren Bühne zu scheiden." [1]

Göthe schwieg. Er wollte mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben. Kirms forderte noch einige Garderobestücke zurück. Wolff verlangte genaue Angabe, welche Kleidungsstücke seine Frau noch abzuliefern habe:

„Von dem Theater hat sie keines mehr in Händen ... Sie beleidigen uns aufs gröblichste ... Bedenken Sie, daß Sie uns nichts weniger, als des Diebstahls beschuldigen. Bringen Sie mich nicht aufs äußerste. Ich verlange heute noch Antwort oder werde sie durch die Regierung verlangen. Wolff."

Die Sache kam nun an den Grafen Edling, welcher vom Herzog kurz zuvor Göthe als Mitglied der Theatercommission aufgedrängt worden war, von Göthe aber einfach umgangen wurde. Edling ließ die Forderung durch die Oberhofmeisterin Gräfin Henkel untersuchen, worauf Göthe behauptete, es handle sich um zwei reiche Kleider, von welchen das eine von der Großfürstin Maria Paulowna an die Theatercommission und von dieser an Madame Wolff gegeben, das andere direct von Kirms der Madame Wolff verabfolgt worden sei. Wolff erwiederte in einem Briefe an August von Göthe, der ebenfalls zur Theatercommission gehörte:

[1] Pasqué a. a. O. II. 216. 217.

„Das Kleid, wovon in inliegendem Billet die Rede, ist vor der Abreise nach Leipzig und Berlin an meine Frau gekommen, sie hat es zur Zenobia als Mantel eingerichtet, nach vorhergegangener Erlaubniß des Großh. Geh. Hofraths Kirms, aber von ihm selbst auf dem Hofamt kein zweites erhalten. Dieses erwähnte Kleid ist auch richtig mit den andern Kostüms abgegeben.“ [1]

Nun wurde auch noch der Großherzog Karl August angerufen. Dieser wandte sich an Göthe, Göthe wieder an Kirms um Aufschluß. Kirms beharrte auf seiner Forderung, Wolff auf der gegebenen Erklärung. Nach zwei qualvollen Monaten dieses Garderobegezänks, Ende Februar, bat Wolff endlich flehentlich seinen Lehrer Göthe, der Sache ein Ende zu machen:

„Ew. Excellenz. Hoch- und Wohlgeboren!

Unsere Bitte um Abschluß der Garderobe-Kleider und des Vorschusses und um Bestimmung unserer Abreise, welche ich seit vier Monaten zum fünften Mal wiederhole, könnte leicht ungestüm erscheinen, wenn mich nicht die Absendung meiner Habe, welche künftige Woche stattfindet, entschuldigte, so daß wir nachher außer Stande sind, eine Forderung zu befriedigen.

„Was die Großfürstlichen Kleider betrifft, wenn noch ein Zweifel derhalb sein sollte, so ist meine Frau bereit, auf der hiesigen Regierung einen Schwur abzulegen, daß sie keines besitze, worauf die Großherzogl. Kommission Ansprüche hat.“ [2]

Bis zum Entlastungseid von Garderobedicbstahl ward die arme Frau gezerrt, von der Kirms meinte, daß sie „als Liebhaberin nicht lange mehr zu brauchen sein wird“, während ihre Collegin Jagemann als herzogliche „Liebhaberin“ über 10 000 Thaler Einkünfte verschlang. Wolff und seine Frau, der erste „Tasso“ und die erste „Leonore“, konnten von Glück reden, daß sie endlich abreisen durften, ohne daß Kirms noch ihr Gepäck durchsuchte und plünderte.

Auch an Göthe sollte nun die Reihe kommen, die Früchte jenes leeren Kunstidealismus zu kosten. Seit 1808 hatte die

---

[1] Ebds. II. 219. [2] Ebds. II. 224.

ehrgeizige Favoritin Jagemann, soweit sie nur eben konnte, Göthe's Alleinherrschaft am Theater durchkreuzt[1]. Es fanden sich auch andere Unzufriedene, die sich ihr anschlossen. Bei seinen vielen andern Thätigkeiten widmete Göthe selbst dem Theater nicht beständig dieselbe Aufmerksamkeit und Theilnahme. Er überließ Vieles seinen Unterregisseuren, den sogen. „Wöchnern" Becker und Genast. Nur dann und wann, wenn ein neues Stück ihn besonders interessirte, griff er wieder lebendiger ein. Mit dem Jahre 1815 sank auch dieses Eingreifen. Man hatte nun Proben aus der Dramatik der verschiedensten Völker. Dem tastenden Eklekticismus war Genüge geleistet. Eine bestimmte Richtung, wie Shakespeare oder Calderon, noch weiter zu verfolgen, lag nicht in Göthe's Wunsch und Plan. Neue Bühnenexperimente gab es nicht mehr zu machen.

Schon Ende 1813 wurde der Obermarschall Graf Edling zum Mitglied der Theatercommission ernannt, um Göthe zu unterstützen. Dieser hatte nicht darnach verlangt und ließ den Mann links liegen. Die Direction selbst gab er zwar nicht auf, zog sich aber immer mehr schmollend von den Geschäften zurück und ließ es ruhig geschehen, daß der Hof noch mehr in das Theater hineinregierte. An Genasts Stelle wurde im Januar 1817 einer der Unzufriedenen, der Bassist Strohmeier, Regisseur, und in die Theatercommission wurde noch Göthe's Sohn, der Kammerrath und Kammerjunker August von Göthe, berufen[2].

In Paris hatte um jene Zeit ein Melodrama Aufsehen gemacht, in welchem ein dressirter Pudel die Hauptrolle spielte. Es hieß „Der Hund des Aubry". Ein deutscher Schauspieler, Karsten mit Namen, verfiel auf den Gedanken, diese eigenthümliche Novität auszubeuten, richtete einen Pudel darauf ab und zog mit ihm in Deutschland herum. Die Hundekomödie hatte großen Erfolg. Am Hofe zu Weimar erwachte die Lust, das

---

[1] Pasqué a. a. O. II. 165—185. — Unsere Zeit. 1866. II. 569 ff.

[2] Devrient a. a. O. III. 387 ff.

intelligente Thier auch zu sehen und Göthe damit einen Streich zu spielen. Karl August, ein großer Hundeliebhaber, ward leicht dafür eingenommen; Göthe, ein ebenso entschiedener Hundehasser[1], fühlte sich durch den bloßen Gedanken auf's Tiefste gekränkt. Er wies die Zumuthung trocken von sich: „Schon in unsern Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf."

Göthe glaubte die Frage damit erledigt. Er erwartete nicht, daß seine 42jährigen Leistungen als Dichter, Theaterdirector und treuer Beamter keine Berücksichtigung mehr finden, daß ein dressirter Pudel die erste Bühne Deutschlands erobern, ihn, Schiller, Shakespeare und Calderon davon verdrängen sollte. Aber so sollte es sein. Im Einverständniß mit dem Grafen Edling raunte die „Freundin" Jagemann dem Herzog zu: es sei doch recht unartig von Göthe, gegen den Wunsch seines Herrn auf den Theatergesetzen und seinem thörichten Eigensinn beharren zu wollen. Der Realismus siegte über die Kunst, die Favoritin über den alten, unwandelbar treuen Freund. Karl August gab Ordre, den Pudel zu bestellen[2].

Diese Theaterkatastrophe hat ihre komische, aber auch ihre entschieden ernste Seite. Hätte Göthe durch Wort, Schrift und Beispiel die trefflichen Charaktereigenschaften gepflegt, welche Karl August unläugbar besaß, ein solcher Schlag wäre unmöglich geworden. Dieselbe Weiberliebe, der er selbst unaufhörlich geschmeichelt hatte, gab ihn jetzt der tiefsten Schmach preis[3]. Das

---

[1] Da der alte Willemer ein ebenso großer Hundeliebhaber war, kam Marianne-Suleika bei Göthe's Besuchen in große Verlegenheit. An Willemers Geburtstag (29. März) schmückte sie jeweilen sämmtliche Hunde mit bunten Bändern und brachte in eines jeden Namen Gratulationsverse dar. Wenn aber Hatem-Göthe kam, suchte sie alle „unsichtbar und unhörbar" zu machen. Creizenach, Göthe und Marianne von Willemer. S. 22.

[2] Devrient III. 390 ff.

[3] „Die ihm widerwärtige Jagemann, die er einst selbst eingeführt, hatte das Herz Karl Augusts erobert und bestimmte seine Entschlüsse." Düntzer, Charlotte von Stein. II. 446. 447.

war die Bildung, die Wilhelm Meister gezeitigt hatte: Iphigenie und Tasso boten kein Gegengewicht.

Der Pudel kam. Die ersten Proben wurden gehalten. „Karl August hat mich nie verstanden!“ rief Göthe schmerzlich bewegt aus, als er es erfuhr. Zornglühend schickte er den Regisseur fort, der ihm die officielle Mittheilung machte. „Kommen Sie morgen früh acht Uhr wieder, da sprechen wir weiter davon!“ Am Morgen war er nicht zu finden. Er war nach Jena abgereist und dachte in seinem Schmerze allen Ernstes daran, Weimar zu verlassen. Mit Bibliothekarbeiten beschäftigt, ersuchte er den Großherzog, ihn seiner bisherigen Stellung als Intendant des Theaters zu entheben. Vergeblich suchten ihn die Großherzogin Luise und die Großfürstin Maria Paulowna in Jena auf und drangen in ihn, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Er blieb dabei [1].

Am 12. und 14. April wurde der „Hund des Aubry“ aufgeführt. Zwischen den beiden Aufführungen, am 13., erhielt Göthe seine Entlassung:

„Aus den Mir zugegangenen Aeußerungen habe Ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath von Göthe wünscht, seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige. Karl August.“ [2]

Ein kurzes Begleitschreiben mit der Anrede „Lieber Freund“ suchte das Herbe der officiellen Entlassung etwas zu mildern:

„Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll.“ [3]

Damit ward der völlige Bruch verhindert, der Riß wieder nothdürftig überkleistert. Aber gut gemacht war damit nichts [4].

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. Stuttgart 1877. IV. 130 ff.

[2] Devrient III. 392.

[3] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. II. 105 ff.

[4] Göthe war höfisch genug, dem Großherzog noch zu danken: „Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Dank für alle Gnade und

Die Ehre der Schauspielkunst war in den Staub getreten, mit ihr die Ehre der deutschen Poesie, Literatur und Bildung überhaupt. Devrient hat das ebenso tief empfunden, als wahr und wacker ausgesprochen [1].

„Die Wiege des idealen Dramas, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war auf den Hund gekommen.

„Es liegt eine furchtbare Ironie in allen Beziehungen dieses Vorganges. Göthe, dem man so oft vorgeworfen, daß er die Schauspieler wie Papageien und Hunde dressiren wolle, wurde von einem dressirten Pudel aus dem Felde geschlagen. Der Absolutismus, der alle seine Unternehmungen getragen, richtete sich nun gegen ihn selbst. Der größte Mann seines Jahrhunderts (?), der Freund seines Fürsten, mit dem er das brüderliche Du tauschte, mit dem er in einer Gruft ruhen sollte, wurde um des Gelüstes willen, einen Pudel Komödie spielen zu sehen, preisgegeben.

„Gewiß, wenn auch Göthe's Direction überlebt und nicht mehr zu halten war, so hätte sie — zur Ehre der Kunst, zur Ehre des fürstlichen Schutzes — nimmer enden müssen."

Als man Dante nur unter erniedrigenden Bedingungen die Rückkehr nach Florenz gestatten wollte, zog er es vor, in der Verbannung zu sterben [2]. Göthe hatte diesen edlen Stolz eines freien Mannes nicht. Nach einigen Monaten kehrte er in das pudelnärrisch gewordene Weimar zurück und schleppte die höfischen Ketten weiter, die seine Genußsucht ihm selbst geschmiedet.

Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Theil desselben einigen Einfluß zu haben, von welchem ich mir Kenntniß und Uebung zutrauen darf, sey mir gnädig vergönnt." Ebds. II. 106. Vgl. H. Grimm, Göthe. II. 3.

[1] A. a. O. III. 392. 393.

[2] Dr. Franz Hettinger. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Freiburg. 1880. S. 33. 34.

3. Der letzte Liebesroman.

1822—1824.

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabesel'gen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde."
Göthe, Marienbader Elegie.

„Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzu heftig liebt."
Göthe, Unterhaltungen mit Kanzler Müller (2. Oct. 1823).

Die Rheinfahrten in den Jahren 1814 und 1815 hatten Göthe so wohlgethan, seine Kunstliebhabereien so sehr befriedigt und ihn für seinen „Divan" so poetisch gestimmt, daß er für den Sommer 1816 eine dritte Rheinfahrt in Aussicht genommen hatte. Doch Anfangs Juni erkrankte seine Frau, am 6. schon starb sie. „Leider werde ich Sie dieses Jahr schwerlich besuchen," schrieb er am 8. an Boisserée, und dazu in der Nachschrift: „Füge ich hinzu, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so nehmen liebe Freunde gewiß Theil an meinem Zustande." [1] Wie dieser Zustand beschaffen war, sagt ein folgender Brief vom 24. Juni:

„Läugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man groß thun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt, deßhalb ich

[1] Sulpiz Boisserée II. 117.

auch, indem ich mich zu zerstreuen suchte, auf das allerfalscheste Mittel gerathen bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Production des Augenblicks von mir zu erwarten." [1]

An Fritz Schlosser meldete Göthe's Sohn August den Todesfall mit der Bemerkung:

„Mein Vater sucht durch fortgesetzte Thätigkeit sich aufrecht zu erhalten, und mich belebt der Gedanke, in häuslichen und geselligen Verhältnissen ihm nützlich und angenehm zu sein." [2]

Da nichts gedeihen wollte, raffte sich Göthe nun doch zu der geplanten Rheinreise auf. Am 20. Juli früh sieben Uhr fuhr er mit Hofrath Meyer von Weimar ab. Doch um neun Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um und Meyer wurde an der Stirn verletzt. Göthe blieb unversehrt, ließ aber sofort umkehren und gab die Reise auf. Er ging mit Meyer nun nach Tennstedt, einem kleinen Land-Badestädtchen, nur acht Stunden von Weimar, und brachte in diesem heerdenreichen, aber menschenstillen Aufenthalt den Monat August zu. Im September kehrte er dann nach Weimar zurück und suchte in anhaltender Beschäftigung Zuflucht gegen die „ärgerlichen Ereignisse", wie er Todesfälle zu nennen beliebte [3]. Er schrieb hauptsächlich an der „Italienischen Reise" und an „Kunst und Alterthum". Die Haushaltung führte nach dem Tode der Mutter sein Sohn August.

August von Göthe, des Dichters einziges lebendes Kind, war jetzt 27 Jahre alt. Sein Gesicht, besonders Stirn, Augen und Nase, Wuchs und Haltung, sein ganzes Aeußeres hatten viel Aehnlichkeit mit jenem des Vaters. Nur die sinnlich aufgeworfenen Lippen erinnerten an die Mutter Christiane Vulpius. An

---

[1] Ebds. II. 118. Vgl. Briefwechsel mit Zelter. II. 278. An Willemer und Frau wurde der Todesfall nicht gemeldet, dagegen durch Göthe's Sohn August an die Familien Schlosser und Stock. Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Göthe und Marianne von Willemer. S. 87 ff.

[2] J. Frese, Göthe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. S. 112.

[3] Sulpiz Boisserée II. 124. 126. 127. 133. 143.

Unterricht hatte es der Vater nicht fehlen lassen. Schon mit sechs Jahren hatte der Knabe seinen eigenen Hauslehrer, den jungen Eisert, der ihn unter der Aufsicht des Professors Kästner unterweisen mußte. In dem väterlichen Hause traf sich, was an Intelligenz in Weimar vorhanden war. Schiller war oft Wochen lang der Hausgenosse des aufblühenden Jünglings; die ganze Gelehrsamkeit von Weimar und Jena lernte er persönlich kennen. Den Philologen Riemer, der August in die altclassische Literatur einführte, löste der junge Voß ab. 1808 kam August nach Heidelberg, um Jura zu studiren. Unterwegs gab ihm Dalberg, jetzt Großherzog, ein Fest in Frankfurt [1]. Des Vaters Name zog vor ihm her gleich einem Zauberstern, der alle vornehmen Thüren für ihn öffnete und ihm in Weimar ein glänzendes Lebensloos in Aussicht stellte. Das Studium der Rechte scheint ihm indeß noch weniger behagt zu haben, als einst dem Vater. Schon im September 1809 kam er nach Weimar zurück, studirte in Jena das Cameralfach und ward im October 1810 Kammerassessor, im Februar 1813 Hofjunker [2], 1817 Mitglied der Theaterintendanz und Assistent bei der „Oberaufsicht“ über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst. War er auch im Metrum schwach, so verrieth er doch dichterischen Geist; hatte er auch kein gründliches Wissen erworben, so besaß er doch einen bunten Vorrath von Kenntnissen, den Sammelgeist und die methodische Ordnungsliebe des Vaters, Lust am Theater und an den anderen Künsten, feinen äußern Weltschliff und die Gabe, eine höfische Rolle zu spielen. Doch es war kein Glück, der Sohn dieses hochgefeierten Mannes zu sein.

Die glühende Sinnlichkeit, in deren Rausch die „Römischen Elegien“ gedichtet worden waren, ging von den Eltern auf das unglückliche Kind über. Nackte Götterbilder und Götterstatuen waren die liebste Augenweide des Vaters, Ball und Theater

[1] Düntzer, Göthe's Leben. S. 553. 561.

[2] Dankbrief Göthe's dafür im Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. II. 46.

die Lebensfreude der Mutter, Liebespoesie der Ruhm des Hauses, Liebesgeschichten und Galanterien die Würze der häuslichen Unterhaltung. Das Kind wuchs auf in dieser üppigen, heidnischen Luft, ohne christlichen Unterricht, ohne Gewöhnung an Zucht und Sitte, ohne jene ernsten Grundsätze, welche das Fundament aller Erziehung bilden. Mit zehn Jahren zeigte August schon Neigung zum Trunk. Mit neunzehn Jahren wohnte er als Zeuge der Hochzeit seiner Eltern bei; er war alt genug, um die moralische Bedeutung dieses Acts und seiner Antecedentien zu verstehen. Mit 25 Jahren hatte er die Jugendliebschaften seines Vaters ausführlich erzählt im Drucke vor sich, von aller Welt gelesen und bewundert. Gedichte, deren Druck wegen allzu gewagten Inhalts oder verletzenden Angriffen nicht räthlich schien, übergab der Vater ihm zur Aufbewahrung [1]. Ein paar Tage nach dem Tode seiner Mutter kam Frau Kästner, geborene Buff, nach Weimar und wurde als einstige Geliebte seines Vaters gefeiert. Die früheren Beziehungen zu Frau von Stein können ihm nicht unbekannt geblieben sein: sie waren ebenso allgemein offenkundig, wie das Verhältniß Karl Augusts zu der Schauspielerin Jagemann.

Welchen Einfluß alle diese Umstände zusammen auf die Entwicklung des jungen Göthe haben mußten, mag Jeder selbst beurtheilen. Die bisherige Göthe-Forschung hat sich eher bemüht, dieses Kapitel zuzudecken, als aufzuklären [2]. Das ist indeß von

---

[1] Sulpiz Boisserée. I. 265.

[2] „Der Sohn litt unter dem Drucke, welchen der Vater auf die wichtigsten Verhältnisse in seinem Leben ausgeübt hatte, und unter einer gewissen Unselbständigkeit, in welcher er fortwährend gehalten wurde; auch war er der schwierigen Aufgabe, Sohn eines großen Mannes zu sein, nicht vollständig gewachsen und wählte, anstatt männliche Selbständigkeit auf offenem Felde zu erringen, zur Beseitigung seines Unmuthes Mittel, welche schließlich nur ihm selbst zum Schaden gereichen konnten. Es wäre ein Leichtes, das hier Angedeutete zu einer eingehenden Schilderung auszudehnen. Dazu liegt aber kein Grund vor; denn

den begeistertsten Götheverehrern zugestanden, daß August ein sinnlicher, derbsinnlicher, ausschweifender Mensch war und daß die Abkunft von Christiane Vulpius es ihm schwierig machte, bei den adeligen Familien von Weimar als Freier aufzutreten. Die Schuld des Vaters rächte sich am Sohne.

Eine glückliche Wendung schien sein Schicksal im Winter 1816 auf 1817 zu nehmen. Mit der Großfürstin Maria Paulowna war 1804 eine Gräfin Henckel von Donnersmark nebst ihrer Tochter, der Majorswittwe Henriette von Pogwisch, und deren zwei Töchtern, Ulrike und Ottilie, nach Weimar gekommen. Die Großmutter wurde Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin. Ottilie, ein anmuthiges Wesen und gewandte Sängerin, betheiligte sich an den Singconcerten, die häufig in Göthe's Haus gehalten wurden. Er gewann sie lieb, sah sie zur Braut seines Sohnes aus, und es gelang ihm, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Verbindung entgegenstellten. Am 1. Januar war die Verlobung schon ausgemachte Sache; erst am 17. Juni fand aber im engsten Familienkreise die Vermählung statt. „Die jungen Leute," schrieb Göthe an Boisserée [1], „sind das eigenste Paar, das es vielleicht gibt, und scheinen wirklich für einander prädestinirt. Es ist mir nicht bang um sie." Ein Brief der Frau von Schardt an Fritz von Stein bestätigt Göthe's Ansicht und zeichnet anschaulich die Honigmonate des jungen Ehepaares [2]:

„Ich bin es doch gewiß nicht, der Dir gesagt hat, man sei um sein Glück besorgt. Hab' ich es gesagt, so sprach ich von den officiösen Sorgen, die bei der Heirath theils die beliebte Klatschsucht, theils ein bischen Neid erwecken mag, die denn auch hier statthatten. Mich dünkt, ich habe Dir aber von Allem Nichts

---

von Briefen Göthe's an seinen Sohn ist bis jetzt nur wenig bekannt geworden, wenn man auch allen Grund hat, anzunehmen, daß deren noch viele andere vorhanden sind." Strehlke, Göthe's Briefe. I. 212. 213.

[1] Sulpiz Boisserée II. 175.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 451. 452.

geschrieben, als von dem friedlichen, von Blumen duftenden Zimmer, in dem ich das liebe Paar zuerst besucht habe. Ich habe Ottilie Pogwisch schon als Kind lieb gehabt; sie ist geistvoll und gut, singt ganz himmlisch, versteht Musik auch gründlich. Da ihre Mutter Hofdame ist, so war ihr Leben gestört, daß sie in einem Hause (bei der Großmutter Gräfin Henckel) schlief, bei der Mutter einen Theil des Tages war und bei der Egloffstein in der Kost war zu Mittag. Daß ihr aber das herumirrende Leben fatal war, sieht man daraus, daß sie sich im Himmel dünkt, daß sie auf festem Boden im eigenen Hause nun lebt. Und mit gutem Willen scheint sie sich der Wirthschaft anzunehmen; auch herrscht vollkommene Ordnung in ihren Stuben. Er, der junge Mann, ist ein Ordnungsgeist, welches dem Genie meinetwegen widersprechen mag, doch gewiß zum Lebensglück viel mehr beiträgt. Die Gräfin Henckel und die Herren Söhne hatten ein Kleines gegen die Geburt, die natürliche, welches man denn etwa begreift; indeß ist das Vorurtheil vorüber; denn die jungen Leute sind mit einander zufrieden und glücklich. Der Papa hat die Schwiegertochter sehr lieb; noch in Jena muß sie ihm jede Woche schreiben, und so er an sie. Er theilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt oder hervorbringt. Da sie geistvoll ist, hat sie gerechte Freude daran, und schmiegt auch ihr Gemüth recht freundlich am Vater hinauf. Sie war schon als Kind in den Singstunden in Göthe's Hause, die mehrere Jahre noch bei Lebzeiten der Frau statthatten. Als sie versprochen waren, sagte einmal der Alte zur Braut: ‚Höre, Ottilie, ich sage Dir eins. Mein Sohn will immer gern gelobt sein, da mußt Du Nichts widersprechen. Wenn Du Lust hast zum Zanken, so komm zu mir. Zanke mit mir, ich kann's ertragen.'"

Ein eigenes Haus hatte das junge Ehepaar nicht; es bewohnte die Dachstuben des väterlichen Hauses, dem Ottilie nunmehr als Hausfrau vorstand. Sie waren viel allein, da Göthe seiner Studien halber Wochen und Monate in Jena zubrachte. Wenn er indeß anwesend war, so entwickelte sich ein gemüthlicheres häusliches Leben als früher. Ulrike, die Schwester Ottiliens,

wurde ebenfalls in die Familie aufgenommen [1]. Zu den Hausfreunden gehörte außer dem Hofrath Meyer, dem Philologen Riemer und dem Kanzler Müller auch die siebzehnjährige Gräfin Julie Egloffstein, mit deren Uebungen im Zeichnen und Malen der alte Herr sich viel zu schaffen machte [2]. Die Gemüthlichkeit dauerte indeß keine zwei vollen Jahre.

„Um diese Zeit" (1819), erzählt Düntzer [3], „war August immer düsterer und verwilderter geworden. Seine Stellung zu Weimar, wo man ihm zutraute, er wolle den Sohn seines Vaters spielen, als dessen Anhängsel er galt, brachte ihn zur Verzweiflung, und so gab er sich im Unmuth immer mehr einem ausschweifenden, sinnlichen Leben hin. Am Vater hing er mit inniger Liebe und treuem Gehorsam; jeden Morgen kam er, um seine Aufträge in Empfang zu nehmen [4], speiste Mittags mit ihm, wenn er nicht bei Hofe sein mußte, aber die Abende folgte er meist seiner Neigung."

Von Zeitgenossen liegt über den sittlichen und physischen Niedergang Augusts von Göthe bis jetzt ein einziger, etwas ausführlicherer Bericht vor, von dem Dichter, Schauspieler und Dramaturgen Karl von Holtei [5]. Derselbe kam zum ersten Mal 1827

[1] Düntzer, Göthe. S. 603.

[2] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller. S. 12 ff. „Ei, ei," sagte er von einer Zeichnung Julie's, „das schöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen schon in anmuthiger Nähe gesehen haben, weil sie dem Jüngling hier so glühende Liebesblicke einhauchen konnte." Vgl. S. 16. 18 ff. 25 ff. 31 ff. 46. 108.

[3] Düntzer, Göthe. S. 605.

[4] Ueber die steife Förmlichkeit, die Göthe selbst in seinem Familienkreise innehielt, sind vielerlei Anekdoten im Umlauf. So erzählt Levin Schücking in seinen Lebens-Erinnerungen, August habe jeden Morgen um 10 Uhr an des Vaters Thüre pochen müssen: „Lieber Vater, wie haben Sie diese Nacht geruht, und haben Sie etwas zu befehlen?" worauf die stereotype Antwort erfolgte: „Lieber August, wir haben eine leidliche Nachtruhe gehabt und finden in diesem Augenblicke nichts anzuordnen."

[5] Karl von Holtei, Vierzig Jahre. Breslau 1846. IV. 383; V. 70 ff.

nach Weimar und lernte August an der Kegelbahn der Harmoniegesellschaft kennen. August empfing ihn kalt und gemessen.

„Ein eigentliches Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen und auf Alles, was sich daran knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmte er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berliner Witze, zwang mich gewissermaßen darin fortzusetzen und affichirte eine Roheit, die mir mißfiel und mich abstieß ... Durch seine Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben."

Erst im folgenden Jahr (1828) überwand Holtei diesen Widerwillen, wußte Augusts Vertrauen zu gewinnen und ward sein Freund und Correspondent. Von den Briefen des neuen Freundes bedauert er — „wegen ihrer fast unglaublichen Tollheit und cynischen Raserei" wenig oder nichts mittheilen zu können, bezeichnet indeß seinen Zustand nicht nur allgemein als den eines Unglücklichen, innerlich Zerrütteten, sondern geradezu als den eines Menschen, der „von finsteren Dämonen" gequält wird:

„Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuths, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten."

Nach weiteren Andeutungen Holtei's begann der Jammer mit verletztem Ehrgefühl und unglücklicher Liebe:

„Ihn drückte es nieder, Göthe's Sohn zu sein. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlte er, der Ruhmlose, sich gedrückt, auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hat ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuergluth des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen und er ihr, weil dies Bündniß dem Geheimrath, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien[1]. Als Minister, als Mann im Staate,

---

[1] Später erzählte man in Weimar „von einer frühern Verbindung Augusts mit einer Statistin, die durch einen Fußfall in

ja als Vater nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt hatte Göthe gewiß vollkommen Recht (!), handelte er gewiß aus voller, anerkannter Ueberzeugung. Nur verstand das arme geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen (?) Standpunkt aufzufassen, und machte, so sagt man in Weimar, ihrem Leben ein Ende."

Ebenso tyrannisch bewies sich Göthe, als sein Sohn August im Frühling 1813 mit der Jungmannschaft Weimars, hochbegeistert für Freiheit und Vaterland, den Freiwilligen sich anschließen wollte. Da setzte er Alles in Bewegung, „um den höheren Befehl zu erlangen", der den Kampflustigen zurückzwang. Das war, wie Holtei sagt, der „Hauptschlag", der August völlig verstörte.

„Als nun," erzählt er, „nach glorreichen Thaten die Sieger, von ihrem Fürsten geführt, heimkehrten, als Eltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfingen, da zog auch unser August ihnen entgegen und er mußte, wo er begrüßen wollte, Aeußerungen des Hohnes, des Spottes hören . . . Und so bereitete sich denn in ihm nach allen Kämpfen und Krämpfen ein bohrender Groll, ein unmächtiger Trotz gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor, und um dieser — Contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne, — eine Farbe zu geben warf er sich mit kindlicher Vorliebe auf — die Vergötterung Napoleons! Hinter dieser bemühte er sich, die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet hatte."

Ohne religiösen und sittlichen Halt, suchte der unglückliche Sohn in seinem Liebesjammer, wie später in seiner unverschuldeten Schmach — Trost bei der Weinflasche. Die Ehe mit Ottilie vermochte die ausschweifenden Gewohnheiten des Trinkers nur auf kurze Zeit etwas zu zügeln. Dann brach der alte Jammer wieder aus, ward mit Wein hinuntergespült, erwachte heftiger

---

Göthe's Loge des Vaters Einwilligung zu der ihr von seinem Sohne versprochenen Ehe zu erflehen gewagt". Düntzer, Göthe. S. 601.

und peinlicher und zerstörte Freude und Friede der kaum gegründeten Familie. Ottilie verliebte sich in einen jungen Engländer; August überließ sich seinen Ausschweifungen [1] und die häusliche Tragödie endigte damit, daß der beklagenswerthe Mann in der Blüthe der Jahre, noch zu Lebzeiten des Vaters, den Folgen seiner geistigen und physischen Zerrüttung erlag. Und der Vater?

Mit der fatalistischen Ruhe eines Mohammedaners ließ er den Dingen ihren Lauf. Wurde es zu arg, so zog er sich in die hintern Zimmer zurück und trieb Optik, Morphologie und Chemie. „Daß der Mensch in's Unvermeidliche sich füge," so schrieb er in den Wanderjahren [2], „darauf dringen alle Religionen; jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden. Die christliche hilft durch Glaube, Hoffnung und Liebe gar anmuthig nach; daraus entsteht dann die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm statt des gewünschten Genusses das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird."

Dem Kanzler von Müller aber sagte er am 22. Mai 1822: „Es geht mir schlecht; denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt." [3]

Der Jammer von Sohn und Schwiegertochter hielt den nunmehr 73jährigen Greis nicht ab, den Romanen seines Lebens noch einen beizufügen. Am 19. Juni langte er zur Kur in Marienbad an und verliebte sich hier in Ulrike, die Tochter einer Gräfin Klebelsberg, geborene Baronin Levetzow — ein fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Großvater er dem Alter nach hätte sein können [4]. Es war keine bloße poetische Träumerei: die Gedichte, welche das neue Verhältniß hervorrief, athmen die Leidenschaft

---

[1] Düntzer, Göthe. S. 622.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 369.

[3] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 47.

[4] Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 270. 271. 280 ff. — Friedr. Förster, Göthe's Leben und seine Werke (Göthe's Werke [Hempel]. I. Bd. S. CLXXI). — Viehoff, Göthe's Leben. IV. 150 ff.

der Jugend. Er war wirklich verliebt und weihte dem noch kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchen die entzückte Huldigung, den Götterdienst seines Herzens:

„Dem Frieden Gottes, welcher Euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —,
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe." [1]

Der Zartsinn und die Bildung Ulrikens hielt das neue Verhältniß in gebührlichen Schranken, aber der Zauber ihrer äußern Erscheinung, ihr Interesse für seine Poesie und seine Studien fesselten ihn so, daß er sich nach fünfwöchentlichem Aufenthalt nur mit Schmerz von Marienbad losriß:

„Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang um's Herz —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhalt'nes Lebewohl ergießt." [2]

Er hing noch den Tändeleien dieser verspäteten Liebe nach, als ihn im October die schönste Mahnung traf, welche ihm vielleicht während seines ganzen Lebens zu Theil geworden. Fast 50 Jahre waren verstrichen, daß er im Stile überschwänglicher Liebesbriefe einer ihm unbekannten jungen Dame die Qualen seines Liliromans schilderte und damit zugleich um ihre Freundschaft und Liebe warb. Jene Auguste von Stolberg, die Schwester seiner einstigen Freunde Leopold [3] und Christian, verwittwete Gräfin

[1] Göthe's Werke [Hempel]. I. 189. [2] Ebds. I. 191.

[3] Bei der Conversion Friedr. Leopolds zu Stolberg ließ sich Göthe keineswegs zu jenem fast unbegreiflichen fanatischen Ingrimm

Bernstorff, wandte sich jetzt als vereinsamte Greisin an ihn, den Greisen, und beschwor ihn in den rührendsten Worten, endlich am Rande des Grabes seiner eigenen unsterblichen Seele zu gedenken:

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja, ich bin's — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, Sie bitten: ‚Lieber, lieber Göthe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebenlang glaubten.‘ . . . Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsere Freundschaft — die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, ‚Sie zu retten‘;

hinreißen, mit welchem Fritz Jacobi gegen den ehemaligen Freund förmlich tobte (Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlaß. II. 223 ff.) Doch das war bloße Diplomatie. Bitter sarkastisch spottete er vor Boisserée über Stolbergs schönes Familienleben, seinen Charakter, seine kirchengeschichtlichen Studien (Sulpiz Boisserée I. 257); die wilden Ausbrüche eines H. Voß dämpfte er 1820 zu feiner, hofmännischer Ironie, sprach dem großen Convertiten das „sittliche, verständige, geniale Uebergewicht" ab, ließ ihn als schwache „Rebe" sich um's Kreuz schlingen (Werke. XXVII. 336—339) und gab endlich in der Kritik seines Plato dem hochverdienten, wahrheitsliebenden Forscher den unverdientesten Fußtritt in's Grab nach (Werke. XXIX. 485—490). Dreißig Jahre, nachdem Stolbergs Plato erschienen, sechs Jahre, nachdem Stolberg gestorben war, eine solche Recension gegen den alten Jugendfreund zu veröffentlichen, beweist eine viel tiefere Abneigung, als sie Jacobi in seinem verrufenen Briefe an den Tag legt. Denn seine Kritik beruht auf eitel Sophisterei.

— nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meiner Brüder, die Sie so herzlich liebten. — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie lieber Göthe! abzulassen von Allem was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — Bitten Sie um höhern Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden." [1]

Die ernste Mahnung an die Ewigkeit erhielt im Januar 1823 eine nachdrückliche Verstärkung. Obwohl Göthe nur selten sein Haus, oft kaum die Stube verließ, befiel ihn eine schwere Krankheit, die alle seine Liebeständeleien, Dichterpläne und Naturstudien auf einmal abzuschneiden drohte. Es war eine Entzündung des Herzbeutels und der Pleura [2]. Am 24. Februar schwankte er zwischen Leben und Tod. „Ich fühle," sagte er seiner Schwiegertochter Ottilie, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt." Schon am Abend war indeß die Krisis glücklich überstanden, er scherzte wieder, schlug sich alle ernsteren Gedanken aus dem Sinn und dachte nur daran, das neugeschenkte Leben wacker zu genießen. Seine Genesung gab Anlaß zu glänzenden Ovationen. In Weimar wurde „Tasso" aufgeführt und seine Büste mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Am 17. April erwiederte er den Brief der Gräfin Bernstorff folgendermaßen [3]:

---

[1] Göthe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg 2. Aufl. Leipzig 1881. S. 69 ff. [2] Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 292 ff.

[3] Göthe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 2. Aufl. Leipzig 1881. S. 76—78.

„Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns nichts bekannt ist.

„Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

„Redlich habe ich es mein Lebtag mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

„Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beyde gesorgt seyn; vielleicht gelingt alsdann was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

„Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie

meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

„Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.

Weimar den 17. April 1823.

Wahrhaft anhänglich
Göthe."

Hiermit war die letzte mahnende Stimme abgethan, welche Göthe an eine würdigere Auffassung des Lebens erinnern sollte. Anfangs Juli war er schon in Marienbad, um seinen begonnenen Liebesroman weiter zu spinnen.

„Die Gesellschaft ist gut," schrieb er (11. Juli) an Knebel [1], „man kann sagen glänzend; noch gestern ist der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken zu Wagen, Pferd und Fuß. Wöchentlich werden Bälle gegeben und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonderes Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind. Eine sogar ist passionirt für die Mineralogie; und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl."

Es war Ulrike von Levetzow, welche, nach getroffener Verabredung, mit Mutter und Schwester sich wieder in Marienbad eingefunden hatte. Nun war für das „Ewige", d. h. für das „Ewig-weibliche" gesorgt. Wie in früheren Jahren bildete die Naturwissenschaft nur den Stickrahmen, auf dem das neue Liebesspiel aufgezogen wurde. Ein junges Mädchen war das „Höchste", worauf der „Redlich-Meinende" emporblickte, und Mädchengezwitscher die Weisheit, an der er sich gütlich that. Mit Mineralogie-Professoren wäre ihm die Mineralogie bald genug verleidet.

---

[1] Guhrauer, Göthe-Knebel Briefwechsel. II. 325. — Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 317 ff.

„Du hattest längst mir's angethan;
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben.
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben." [1]

Um das Glück des alten Herrn voll zu machen, fanden sich noch Frau Milder, eine berühmte Theatersängerin, und Madame Szymanowska, geborene Wotowska, eine „unglaubliche Pianospielerin", im Bade ein [2]. Die erstere wußte vier kleine Liedchen so groß zu machen, daß sie Göthe Thränen erpreßte. Von der andern schreibt er an Zelter:

„Sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine liebenswürdige polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnom da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man kaum zu danken sich getraut; wenn sie aber aufhört und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat."

Ueber den Verlauf der damaligen Politik, wie über die Entwicklung der deutschen Kunst höchst verdrießlich und ärgerlich, athmete der alte Heide in dieser Damengesellschaft, unter Musik und Küssen wieder fröhlich auf. Um sich von allen politischen und ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreien, gab er sich „auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst" [3]. Das sind seine eigenen Worte. Er war so verliebt in Ulrike, daß, wenn er nur von fern in der Brunnenallee ihre Stimme

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 452.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 329. — Briefwechsel zwischen Göthe und Staatsrath Schultz. S. 289. — Durch Madame Szymanowska ist die Göthe-Verehrung auch in polnische Kreise gedrungen. Adam Mickiewicz war ihr sehr befreundet, und A. E. Odyniec heirathete ihre Tochter Celina. — S. A. E. Odyniec, Listy z podrózy. Warschau 1875—1878. 4 Bde. — Bratranek, Zwei Polen in Weimar. Wien 1870. — Ladislas Mickiewicz, Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz. Paris 1872.

[3] Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 331 ff.

hörte, er den Hut nahm und zu ihr lief. In Marienbad glaubte man allgemein, daß er sie heirathen werde, und das Gerücht drang bis zu Zelter nach Berlin, der also darüber schreibt:

„Zum Verständniß gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen: wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach. — Ein gleich nach der Trennung entstandenes gluterfülltes Gedicht an den geliebten Gegenstand gibt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fließt eine überreiche gesunde (?) Leidenschaft ins Unendliche dahin, um sich des liebeschweren Gehalts zu entledigen. Es ist die in dem dritten Band seiner Werke unter der Rubrik Trilogie der Leidenschaft aufgenommene Elegie.“ [1]

Der Kanzler von Müller, dem Göthe über seine Verhältnisse zu den Levetzows die vertraulichsten Eröffnungen machte, theilt darüber nur folgende allerdings ausreichende Aeußerung Göthe's mit:

„Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt.“ [2]

Der kurze Traum dieser thörichten und hoffnungslosen Greisenliebe rächte sich durch Wochen und Monate der peinlichsten Unzufriedenheit und Trostlosigkeit [3]. Als er um die Mitte des

---

[1] Ebds. III. 380. 381. Vgl. Eckermann, Gespräche. I. 64.

[2] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 64.

[3] Briefe Göthe's an Ulrike sind bis jetzt keine bekannt, dagegen ein paar Briefe an ihre Mutter, „aus denen sich aber Fräulein Ulrike den treulichsten Gruß herausnehmen möge“. — Zu Göthe's Geburtstag 1880. Abdr. aus den Grenzboten. Nr. 35. S. 349 ff. — Weimarische Zeitung. Nr. 206. 2. Sept. 1880. — S. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. Leipzig 1874. (Handschriften von

September wieder in Weimar anlangte, gelang es ihm kaum, sich in sein ödes und langweiliges Dasein zu resigniren [1].

„Dieser sein Unmuth," erzählt Müller [2], „sich nach dem heitern Aufenthalte in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zusehen, wie ich mich durchflicke. Wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten."

Um sich zu zerstreuen, verfiel Göthe im October auf den Gedanken, in seinem Hause einen „ewigen Thee", d. h. einen stets geöffneten Salon zu organisiren:

Göthe-Briefen in Hirzels Sammlung. Brief vom Oct. 1825 und vom 2. Sept. 1829.) — Strehlke, Göthe's Briefe. I. 409. 410.

[1] „Er verlor seine Herrschaft, als er ein Greis ward, einem jungen, holden Wesen gegenüber — und die wilde Gluth der Leidenschaft, die er früher zum Dienst der Muse zwang, besiegte ihn und fesselte sein Wollen. Er ward ein Vulkan: Eis auf dem Gipfel, Flammen im Innern, und kaum noch hatte er die Kraft, die Flammen hinauszuschleudern und dem bedrängten Herzen Luft zu machen. . . . Es soll damals eine trübe Zeit in seiner Nähe gewesen sein." Das Büchlein von Göthe. 2. Ausg. Weimar 1853. S. 26. 27.

[2] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 58.

„Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, Alles nach Neigung und Gutbefinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen, gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte und Niemand würde sich besser dazu eignen, als Frau von Fritsch. So wäre dann ein ewiger Thee organisirt, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden." [1]

Der ewige Thee kam nicht zu Stande; nach drei Tagen schon hatte Göthe selbst den ganzen Plan vergessen. Doch erschien am 23. October Marie Szymanowska, die polnische Virtuosin, mit ihrer Schwester Casimira zu Weimar und gab an mehreren Abenden in Göthe's Haus Concert, zuletzt auch ein öffentliches. Aus mehreren Andeutungen Müllers ist ersichtlich, daß nicht bloß „ihr seelenvolles Spiel seinem Gemüth zuerst wieder Beruhigung schaffte, als die Trennung von Levetzows ihm eine so tiefe Wunde schlug", sondern daß er auch in sie sich richtig ebenfalls verliebte [2]. Als sie am 5. November wieder Abschied nahm, wollte er heiter und humoristisch sein. „Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange Reihe der Gemächer entschwand."

In der Nacht streckte ihn ein heftiger Husten mit Brustfieber auf's Krankenlager. Er wurde für geraume Zeit arbeitsunfähig, mußte ganze Nächte im Lehnstuhle zubringen. Am 23. November klagte er Müller:

„Bei mir ist an keine Besserung zu denken, so lange ich, wie schon seit vielen Tagen, nicht im Bette schlafen kann. Die Krank-

---

[1] Ebds. S. 64. [2] Ebds. S. 59. 60. 71. 72. 73.

heit ist eben auch ein absolutes Uebel. Welch ein Zustand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber besucht mich nur immer Mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zusammen zu gehören." [1]

Am folgenden Tag besuchte ihn sein Freund Zelter und blieb nahezu drei Wochen in Weimar; den 8. Januar 1824 konnte er ihm berichten, daß Madame Szymanowska in Berlin zwei Concerte gegeben habe, bei gefülltem Saale, das zweite vor dem König und seinem Hofe. Dazu fügte er den seltsamen Trost: „Sie ist rasend in Dich verliebt und hat Dir hundert Küsse auf meinen Mund gegeben." [2]

So schloß Göthe's letzter Roman, acht Jahre vor seinem Tode. Denn nach Weimar kam Madame Szymanowska nicht wieder. Thorwaldsen schuf in jenem Jahr (1824) eines seiner poesievollsten Reliefs: „Die Alter der Liebe". Das letzte „Alter" ist dargestellt in einem Greis, der in sehnsuchtsvoller Trauer Arme und Blick nach einem entschwebenden Amor richtet. Er erreicht ihn nicht mehr. Es ist ein ergreifendes Bild des greisen Göthe.

„Erinner' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts." [3]

---

[1] Ebds. S. 74. Vgl. Eckermann I. 57 ff. — Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 379. 380.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 381.

[3] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 109.

4. Der Alte von Weimar.

1815—1830.

„Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat."

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, am 7. Nov. 1825.

„Die theologische Facultät von Jena überreichte Göthe eine Weihetafel in Form eines Diploms, worin sie anerkannte, daß er ‚als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert'."

Heinrich Düntzer.

Mit dem Wiener Congreß (1814 und 1815) begann für Sachsen-Weimar-Eisenach, wie für Deutschland überhaupt, eine neue Zeit. In Anbetracht der großen Opfer, welche Karl August und sein Land während der Befreiungskriege für die gemeinsame Sache des Vaterlandes gebracht, hatte ihm Preußen beim ersten Pariser Frieden eigentlich einen Bevölkerungszuwachs von 50 000 Einwohnern zugesagt, Rußland einen ebenso großen aus den Besitzungen des säcularisirten Stiftes und Bisthums Fulda. Obwohl diese Versprechungen nicht völlig gehalten wurden, erlangte der Herzog doch von dem Fulda'schen Gebiete die Aemter Geisa und Dermbach, tauschte sich gegen andere Theile desselben Vacha, Frauensee und Lengsfeld ein (mit 27 000 Seelen) und erhielt endlich von Preußen den Neustädter Kreis (33 000 Seelen), vom Erfurter Gebiete die Aemter

Azmannsdorf, Tonndorf, Schloßvippach mit Stotternheim und Schwerborn und einige vormals sächsische Halb-Enclaven. Im September 1815 wurden die letzteren Abtretungen endgiltig gezeichnet, im October ausgeführt. Auf den Vorschlag des Kaisers Alexander von Rußland aber erhielt Karl August schon vorher die erbliche Würde eines Großherzogs [1].

Die alten Beamten, welche dem Herzog einst in den Zeiten des Fürstenbundes und der französischen Revolutionswirren zur Seite gestanden, waren bis auf Voigt und Göthe sämmtlich vom Schauplatz verschwunden. Schon 71 Jahre alt, dachte der alte treue Voigt im Frühjahre 1814 daran, in den Ruhestand zu treten; gerade die finanziellen Schwierigkeiten jedoch, welche die schweren Kriegsjahre herbeigeführt hatten, bewogen ihn, im Amt zu bleiben, Fürst und Vaterland nicht zu verlassen, sondern „die Krisis der Zeit auszuhalten, so Gott will". Von französischen Kriegszahlungen, englischen, russischen und preußischen Vergütungszuschüssen wurde den Landeskassen so viel zugewiesen, daß 800 000 Thaler an die am härtesten mitgenommenen Unterthanen ausbezahlt werden konnten. 130 000 Thaler dagegen blieben unvergütet, weil sie nur durch neue Steuern hätten aufgebracht werden können [2]. Voigt hielt treu auf seinem Posten aus, brachte die zerrütteten Landesfinanzen wieder in eine leidliche Ordnung, trat im Mai 1816 an die Spitze des neubestellten Staatsministeriums, feierte am 27. September sein 50jähriges Dienstjubiläum und starb am 23. März 1819 eines friedlichen Todes [3].

Die Leitung der auswärtigen Politik ging schon 1814 in die Hände des jüngern E. Chr. Aug. von Gersdorff (geb. 1781) über. Dieser reiste im September dem Herzog voran nach

---

[1] A. Schöll, Karl-August-Büchlein. Weimar 1857. S. 133 ff.

[2] P. C. Weyland (Faselius), Lebens- und Regierungsgeschichte des hochseeligen Großherzogs Carl-August von Sachsen-Weimar-Eisenach. Weimar 1857. S. 40 ff.

[3] O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 105 ff. 115 ff. 329 ff.

Wien, bethätigte sich mit Erfolg für die Antheilnahme seines Herrn und der übrigen kleinen Fürsten am Congreß, betrieb die weimarischen Territorialangelegenheiten und übrigen Verhandlungen am Congreß. Im October 1815 nach Weimar zurückgekehrt, übernahm er sodann die Ausarbeitung und Einführung der Verfassung, durch welche das neue Großherzogthum nicht nur bessere staatliche Verhältnisse gewinnen, sondern auch gewissermaßen an die Spitze der constitutionellen Staaten Deutschlands treten sollte [1].

Am 1. December wurde schon ein neues Staatsministerium mit drei verantwortlichen Ministerposten eingeführt, am 15. December eine neue Organisation der Landescollegien, am 16. Januar 1816 der schon früher vorhandene „Weiße Falkenorden" wieder neu gestiftet, im Laufe des April das Grundgesetz der neuen landständischen Verfassung vereinbart und am 5. Mai veröffentlicht [2].

Den Verfassungsarbeiten ging am 7. April 1816 die feierliche Huldigung der Abgeordneten der neuen Landestheile voraus. Göthe, mit seinen Orden geschmückt, stand dabei zur Rechten, Voigt zur Linken des großherzoglichen Throns. Hauptsächlich unter Gersdorffs Leitung wurde dann in den folgenden Jahren die neue Verfassung weiter ausgebaut, Civil- und Criminalgesetzbuch revidirt, Rechtspflege, Finanzen, Steuerwesen, Postdienst, Civil- und Militärverwaltung, kurz alle Zweige des Staatshaushalts neu geordnet. Karl August zeigte sich dabei in den staatswirthschaftlichen Fragen als ein einsichtiger, praktischer, freisinniger, um das Wohl der Unterthanen besorgter Regent [3]; in den rechtlich-politischen dagegen entwickelte er zuerst von den deutschen Fürsten jenes sogen. liberale constitutionelle Programm, welches bis heute ein Zankapfel der streitenden Parteien geblieben ist [4].

---

[1] G. Th. Stichling, C. Chr. A. Freiherr von Gersdorff nach seinem Leben und Wirken geschildert. Weimar 1853.

[2] A. Schöll a. a. O. S. 135 ff. [3] Ebds. S. 135 ff.

[4] Ueber seine politischen Bemühungen in dieser Richtung s. L. C. Aegidi, Die Schluß-Acte der Wiener Ministerial-Conferenzen. Berlin 1869. S. 129 ff.

Während der Stürme der französischen Revolution hatte er sich die richtige Ansicht gebildet, daß die erschütterte Macht der Throne nur dadurch gerettet, gesichert und neu gestärkt werden könnte, daß, auf Kosten der alten monarchischen Ausschließlichkeit und der Privilegien des Adels, dem mit Steuern belasteten Bürgerstand und Volk mehr Freiheit, Einfluß und Antheil an der Staatsverwaltung eingeräumt würde. Demgemäß gewährte Er selbst der Landesvertretung die ansehnlichsten Rechte, beschränkte die bisherige Verwaltung durch Verantwortlichkeit und heilsame Controle, vereinfachte dieselbe zugleich durch ein einheitliches, zweckmäßiges Steuersystem und verwandte auf die materielle Cultur, wie auf das wissenschaftliche Leben die angelegentlichste Sorge[1]. Die Katholiken Weimars erhielten unter ihm eine bessere Kapelle[2], die durch Napoleon dotirte katholische Gemeinde von Jena wurde anerkannt und blieb erhalten. Karl August war auch in dieser Hinsicht ein freisinniger Fürst. Am meisten Aufsehen erregte die ausgedehnte Freiheit, welche er der Presse zugestand[3]. Dieselbe sollte ihm ernste Ungelegenheiten bereiten.

In dem patriotischen Kampf gegen Napoleon hatte der Freiheitsdrang der deutschen Jugend ein ihrer würdiges Feld, ihre

---

[1] A. Schöll a. a. O. S. 140 ff.

[2] Auch Göthe war dabei, doch nur geschäftlich, betheiligt; es war ihm unbehaglich, daß „in so vielen protestantischen Gemüthern die catholische Legende spukt". O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. S. 377.

[3] In seiner Trauerrede auf den Herzog lobt der Gymnasialdirector Gotth. Gernhardi besonders diese Freisinnigkeit: „Qua mente Divus Princeps, quidquid natura hominis, ratione moderante, vel postularet vel commendaret, constanter sequi ausus, veritatem, simplicitatem, eamque, quae vix sese commovere coeperat dicendi, scribendique libertatem fortiter defendit et in fidem tutelamque suam recepit." Munera pietatis Sanctis Manibus Caroli Augusti, Patris Patriae die III. Sept. a. 1828 Vimariae in Gymnasio Guilielmo-Ernestino oblata. Jenae, ex officina Schreiberii.

Oppositionslust einen berechtigten Gegenstand gefunden. Ein wirklicher Tyrann war zu bekämpfen, die höchsten Volksgüter standen auf dem Spiel. Die mächtige Bewegung, in welche die deutsche Jugend durch diesen heldenmüthigen Kampf gerathen war, gelangte aber mit dem Sturz des Allgewaltigen nicht sofort wieder zur Ruhe [1]. Sie hatte Lust am öffentlichen, politischen Leben bekommen, und bei dem vieldeutigen Sinn des Wortes Freiheit wandte sich die begeisterte Schwärmerei Vieler jetzt hauptsächlich gegen die sogen. Staatsmänner der Reaction, welche zwar den früheren Rechten der Kirche herzlich wenig Berücksichtigung schenkten, aber um so mehr die Macht der Staatsregierungen wieder bureaukratisch zu befestigen und zu erweitern strebten. Der französischen Revolution war es nicht gelungen, Deutschland mit sich fortzureißen; aber die Ideen, aus welchen sie hervorgegangen, hatten auch in Deutschland Wurzel gefaßt und verbündeten sich mit der Unzufriedenheit, welche die Politik Metternichs und der mit ihm zusammenwirkenden Staatsmänner erregte. Da nur Sachsen-Weimar die ersehnte Preßfreiheit gewährte, so ward es das gelobte Land der Unzufriedenen. Ein Organ fand sich in der noch 1816 von dem kleinen fleißigen Professor Oken gegründeten „Isis“. Unter naturwissenschaftlicher Flagge wurden hier von allen Seiten Deutschlands Klagen gegen die Regierungen eingerückt. Karl August kam dadurch in bittere Verlegenheit. Als freisinniger Fürst hätte er den Professoren und Studenten von Jena gern freien Spielraum gewährt; doch die Rücksicht auf die anderen Regierungen nöthigte ihn, einzuschreiten [2]. Eine von der Landesdirection niedergesetzte Commission beantragte einen Verweis gegen Oken, bei erneuerten Ausfällen Verbot seines Blattes und gleichzeitiges Einschreiten des Fiscals.

Göthe, der bei der ganzen Verfassungsentwicklung des neuen

---

[1] Karl Gutzkow, Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Berlin 1836. S. 216.

[2] Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. II. 88. — Viehoff, Göthe's Leben. IV. 132.

Großherzogthums den unthätigen Zuschauer gespielt hatte, wurde in dieser Noth zu Rathe gezogen. In der Eingabe, welche er an den Großherzog richtete, erklärte er die ersten elf Nummern der „Isis" für einen „Greuel", Okens Unternehmen als „catilinarisch"; doch die Vorschläge der Commission verwarf er als unangemessen, unklug und voraussichtlich wirkungslos[1]. Er beantragte den 5. October 1816:

„Die versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden . . . Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben."

Karl August konnte sich nicht zu dieser entschiedenen Operation entschließen. Oken trieb die Agitation weiter. Die Reformationsfeier im November 1817 ward besonders von den Unzufriedenen ausgenützt, Brandreden gegen die Reaction zu halten, und Oken versäumte nicht, durch seine Berichte in der „Isis" das Feuer noch besser anzublasen. Jetzt erst, durch die anderen Regierungen förmlich genöthigt, erließ Karl August polizeiliche Vermahnungen und schränkte die Presse wieder ein, während Göthe sich in seinen gewöhnlichen Schmollwinkel — naturwissenschaftliche Studien — zurückzog.

„Ich lebe zwischen Weimar und Jena," schrieb er am 16. December an Zelter[2], „an beiden Orten habe ich Geschäfte, die mir Freude machen, in Jena kann ich sogar thun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig, daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird, indem man seine frühesten Ahndungen, Hoffnungen und Wünsche realisirt findet und Belege zu dem Höchsten und Besten, wozu man sich in

[1] S. seine interessante, lebhaft geschriebene Eingabe im Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. II. 88—97. — Noch später meinte Göthe, „man müsse das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant (!). Man hätte Oken das Gehalt lassen, aber ihn exiliren sollen". Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 33.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. II. 415 ff.

Gedanken erheben konnte. Mein nächstes Heft zur Naturlehre soll Dir, hoffe ich, manches bringen, was Dir gewiß als Symbol Deiner lieben und guten Vorsätze dienen wird.

„Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im Stillen, und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bey uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nord-Ost-Wind wieder zurückschlüge und uns zum zweiten Male beizte [1].

„In solchen Fällen muß es denn auch dem Einzelnen, der an der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt seyn, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht vorausgesehen, doch vorausgefühlt, daß er in denen Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerrathen, sondern auch gerathen, und zwar das, was alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, deßhalb ich mich denn auch, wie die Epikurischen Götter, in eine stille Wolke gehüllt habe, möchte ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können."

Nur noch einmal stieg der unnahbare epikurische Heros aus seinen Wolken in die staubige Arena des politischen Lebens hernieder. Der weimarische Landtag zwang ihn dazu. Der Historiker Luden, der selbst zum Vorstand jener Landesvertretung gehörte, hat den Vorfall ausführlich aufgezeichnet [2]. Das Wesentliche ist Folgendes:

Für das Cultusbudget (Erhaltung und Förderung der Kirchen und Schulen, der Universität Jena und anderer Bildungs-

---

[1] Vgl. den Bericht über die Wartburg-Feier, den Fries an Jacobi gibt, mit der Bemerkung: „Ein wahres Unglück ist es, daß wir in dieser Zeit im Justiz-Collegium in Weimar des Rechtes so wenig kundige diplomatische Schöngeister sitzen haben ꝛc." R. Zöppritz, Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. Leipzig 1869. II. 135. — F. J. Frommann, Das Frommann'sche Haus. S. 144 ff.

[2] Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben. Jena 1847. S. 128 ff.

anstalten) hatte der Landtag 40 130 Thaler bewilligt. Hiervon kamen 11 787 Thaler auf „Wissenschaft und Kunst", d. h. auf jene wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, über welche die von Göthe präsidirte „Oberaufsicht", d. h. Göthe selbst, als Oberbehörde gesetzt war. Der Landtag verlangte Rechnungsablage. Dieselbe wurde von allen betreffenden Behörden geleistet. Nur Göthe fehlte. Endlich lief auch von ihm eine Rechnung ein, d. h. nur ein paar Zeilen. Einnahme: 000; Ausgabe: 000; folglich bleibt in der Kasse: x Thaler. Unterschrift: Großherzogl. Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst. Göthe.

Einige Abgeordnete brachen in lautes Gelächter aus; andere fühlten sich erbittert über diesen Hohn auf Verfassung und Gesetz. Man klagte über Luxus, Spielereien, Protectionswesen, unnöthige Anstellungen, ungebührliche Besoldungen. Der Vorschlag wurde laut, die 11 787 Thaler nicht mehr zu verwilligen, und der größte Theil des Landtags neigte sich diesem Vorschlag zu. Luden dagegen beantragte, der Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst einerseits das Vertrauen des Landtags auszudrücken, ihr andererseits aber auch in höflicher Form die gesetzliche Verpflichtung zur Rechnungsablage und deren Billigkeit darzulegen. Ludens Antrag ging durch und wurde dem Ministerium unterbreitet. Aber aus dem Ministerium kam keine Antwort zurück. Ein Tag verlief um den andern; das ganze Budget war schon durchberathen; als endlich ein Abgeordneter wagte, an die noch ausstehende Rechnung zu erinnern, ging der Landtag zur Tagesordnung über. Es blieb dabei: Göthe legte keine Rechnung ab.

Zur Erklärung des seltsames Vorgangs führt Luden eine Unterredung an, welche er selbst darüber mit der Großherzogin Luise hatte. Diese sagte u. A.[1]:

„Der Landtag ist unläugbar in seinem Recht; aber der geheime Rath Göthe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrechte sei. Außer oder über dem geschriebenen Rechte gibt es

[1] Ebds. S. 130. 131.

noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. Also kann nur noch gefragt werden, ob es zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geheime Rath Göthe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Andern das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden . . . Die Besorgniß des Landtags aber, daß andere Behörden oder die Vorsteher anderer Behörden sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Göthe, und wer weiß, wie lange noch? Ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden."

Diese Fürsprache der Großherzogin Luise, der muthigen Retterin Weimars in der Zeit Napoleons, stimmte nicht bloß Luden zu Gunsten Göthe's um, sondern scheint auch wesentlich beigetragen zu haben, daß der Landtag die erhobene Forderung einfach fallen ließ. Sie bezeichnet auch am kürzesten und schlagendsten die ausnahmsweise Stellung, welche der greise Göthe in Weimar einnahm.

Es gab wirklich nur einen Göthe.

Mit dem regierenden Fürstenpaar war er vor fünfzig Jahren in Weimar eingezogen, mit Karl August hatte er das Weltregiment probirt, ihn während seiner ersten Regierungsjahre geleitet. In innigster Vertraulichkeit war er gewissermaßen des Herzogs Hausgeist, ja sein anderes Ich, Weimar sein Weimar geworden. Hof und Stadt, Land und Leute, Alles kannte er durch und durch, so genau wie der Fürst selbst und die herzogliche Familie. Als die Meinungsverschiedenheit über äußere Politik ihn und den Fürsten auf verschiedene Wege auseinander-

führte, wußte er sich einen Wirkungskreis zu gestalten, der einem zweiten Fürstenamte glich. Karl August wurde der politische, Göthe der geistige König von Weimar. Unter ihm stand das Hoftheater zu Weimar und die Bibliothek zu Jena, alle wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des Herzogthums. Ohne Kampf wurde die Religion nahezu ganz bei Seite gedrängt. Herder und die ihm untergebene Geistlichkeit mochte etwas predigen, taufen, copuliren und begraben: die höchste geistige Autorität, der eigentliche Papst von Weimar war Göthe. Seine geniale Begabung, seine vielseitige Thätigkeit, seine unabhängige Stellung bei Hofe und eine überlegene diplomatische Kunst setzten ihn in den Stand, nicht bloß geringere Talente, wie Knebel, Bertuch, Seckendorff, in seinen Dienst zu nehmen, sondern auch Wieland, Herder und Schiller zu seinen Trabanten zu machen. Obwohl er sich als Dichter über alle vier Facultäten weidlich lustig gemacht und in keiner derselben wirklich bedeutende Leistungen aufzuweisen hatte, galt er doch bei den Gelehrten aller Fächer für einen überlegenen Geist. Die classische Philologie ehrte ihn unter Führung Wolfs als den Propheten einer neuen Renaissance; die Romantiker erkoren ihn zu ihrem Bannerträger; die Verehrer antiker Kunst begrüßten ihn als einen zweiten, größeren Winckelmann; Sulpiz Boisserée legte ihm in tiefster Verehrung die ganze religiöse Kunst des Mittelalters zu Füßen; Schauspieler, Sänger, Musiker, Bildhauer, Baumeister, Gelehrte, Diplomaten bewarben sich um seine Gunst. Wer sich gegen ihn zu erklären wagte, der fand sich vereinsamt und einer Art Anathem ausgesetzt. Wer Göthe nicht verehrte, der mußte ein dummer Frömmling oder ein gemeiner Neider, jedenfalls kein einsichtiger Mensch, kein echter Deutscher sein. Alle Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, prallten auf die Angreifer zurück. Ihm dagegen wurde um seines Genies und seines Ruhmes willen Alles vergeben.

Seine wankelmüthige Weiberliebe, sein schnödes Verfahren gegen die Frau von Stein, sein Concubinat mit Christiane Vulpius, sein Fiasco in der Politik, seine an's Kindische grenzenden Dilettan-

terien in wissenschaftlichen Dingen, seine gröbsten Lästerungen gegen Christus und das Christenthum, sein in manchen Fällen widerlich zu Tage tretender Egoismus, der Schwindel mit dem Bergwerk in Ilmenau, die frühere unwürdige Behandlung Schillers, die unfreundliche Zurücksetzung Herders und Wielands, die charakterlose Haltung bei den verschiedenen Wendungen der deutschen Politik, die schmachvolle Verehrung Napoleons, die vaterlandslose Gleichgiltigkeit für den deutschen Freiheitskampf, die vornehme Verachtung aller volksthümlichen, demokratischen Regungen, die stolze Verweigerung gesetzlicher Rechnungsablage, die steifste und lächerlichste Pedanterie im Leben, wie die ungebundenste Leichtfertigkeit in der Poesie — — Alles, Alles ward ihm vergeben, weil er ein Genie war und weil die öffentliche Meinung Deutschlands sich in seinem Dichterruhm geschmeichelt fühlte. Durch kluge Politik und Selbstbeherrschung machte er es allen, die er gekränkt hatte, möglich, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Schiller bewarb sich um seine Freundschaft, Frau von Stein ward von Neuem seine Verehrerin, Herzogin Luise vertheidigte ihn gegen den weimarischen Landtag. Gerade die Frauen, mit deren Liebe und Ehre er sein Leben lang am unwürdigsten gespielt, wurden die unermüdlichsten Verkündigerinnen seines Ruhmes. „Er kann Alles sagen,“ rief Rahel aus, „er ist ein Gott!“ [1]

Ganz unangefochten blieb Göthe's glänzende Stellung nicht. Er hatte mit widerstrebenden Einflüssen zu kämpfen. Mehr als einmal ist in ihm die Lust erwacht, die Bande zu sprengen, welche seine dichterische Thätigkeit einengten, und anderswo freieren Spielraum zu suchen. Die Intriguen der Jagemann aber brachten den Herzog Karl August zweimal beinahe dazu, dem alten Freunde aufzukündigen. Doch gerade in diesen Fällen zeigte es sich, wie enge er mit Hof und Land verwachsen war. Von beiden Seiten besann man sich eines Besseren und suchte die drohende Spal-

---

[1] Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1834. I. 164.

tung wieder auszugleichen. Der Herzog erinnerte sich, daß Weimar seinen Weltruf eigentlich Göthe dankte, und Göthe erinnerte sich, daß er schwerlich anderswo so behaglich seines Weltrufs genießen könnte.

Seinen Weltruf hat Göthe nicht erst in Weimar begründet, er hat ihn schon 1775 von Frankfurt mitgebracht. Er haftet an seinen drei frischen, freien, naturgewaltigen Jugenddichtungen: an „Werther", „Götz" und „Faust". Der „Werther" ward schon kurze Zeit nach seinem Erscheinen in ganz Europa gelesen, in England, Dänemark, Italien vergeblich bekämpft; er machte Epoche in der Romanliteratur, Napoleon führte ihn auf seinen Feldzügen mit sich und las ihn im einsamen Zelt am Fuße der Pyramiden. Am „Götz" erwachte der poetische Genius Walter Scotts und weckte dann in Alt-England und dem ganzen britischen Weltreich das romantische Mittelalter vom Grabe auf. Der „Faust" ward schon als Fragment zum Grundbuch der deutschen Romantik und später in seiner Vollendung das berühmteste und gelesenste moderne Weltgedicht. In englischer Sprache allein sind mehr als dreißig Uebersetzungen erschienen. Den Ruhm dieser drei Dichtungen konnte keine Winkelkritik vernichten. Sie bildeten das große Einlagekapital, von dem Göthe und Weimar weit über seine Lebensdauer hinaus Zinsen und Zinseszinsen des Ruhmes erhalten sollten.

Er ließ das ansehnliche Kapital nicht brach liegen. Ist auch keine seiner übrigen Dichtungen in demselben Grad allgemein europäisches Gemeingut geworden, so faßten sie um so tiefere und weitere Wurzeln auf deutschem Boden. Durch sein Zusammenwirken mit Schiller, die „Horen", die „Xenien", die Elegien, die Epigramme, „Hermann und Dorothea", den „Wilhelm Meister", die Lieder und Balladen des Musenalmanachs erwarb er sich den Preis des ersten deutschen Dichters gleichsam zum zweiten Mal. Nachdem Geschmack und Bildung sich gehoben, fanden auch „Tasso" und „Iphigenie" die anfänglich versagte allgemeine Bewunderung. Von dem Ruhm seiner Meisterwerke bestrahlt, nahmen auch seine kleineren Dramen, Singspiele, Possen, Farcen, Erzählungen,

Märchen, Sprüche, Aufsätze, Kritiken — selbst seine Uebersetzungen an dem Ruf der Classicität Theil, und seine anatomischen, botanischen, geologischen und optischen Versuche wurden als Zeugen einer geistigen Universalität aufgenommen, wie sie bisher nicht dagewesen. Als Jüngling hatte er die deutsche Sage vom Grabe auferweckt, als Mann mit der Blüthe griechischer Bildung um die Palme gerungen, als Greis schmückte er sich noch mit den funkelnden Edelgesteinen des Orients und krönte sein Haupt mit den Rosen von Schiras.

Es gab wirklich nur einen Göthe.

Das Wallfahrten zu dem gefeierten Dichter begann schon zu Frankfurt; es setzte sich dann in Weimar fort und nahm größere Verhältnisse an. Verschiedene Reisen erweiterten den Kreis, bis endlich fast ganz Deutschland zu seiner näheren Bekanntschaft gehörte. Erst kamen die wilden, jungen Genies, Klinger, Lenz, Kaufmann, Wagner, Merck, dann der Prophet Lavater, die beiden Jacobi, Heinse, Basedow, endlich der gefeierte Klopstock, die Prinzen von Meiningen und Sachsen-Weimar. Nachdem das Dreigestirn Wieland, Herder, Göthe sich in Weimar festgesetzt, pilgerte die ganze literarische Welt dahin. Schiller fand es vortheilhafter, sich mit Göthe zu verbünden, als anderswo allein zu stehen. Jena ward zeitweilig das Hauptquartier der Romantiker, Weimar die maßgebende Hauptstadt der deutschen Literatur und Kunst. Als die literarischen Wallfahrten nachließen, hatte Göthe in Karlsbad und Marienbad längst ein Rendezvous-Plätzchen gefunden, um als hoher Aristokrat mit der diplomatischen Welt und der Haute-Volée von Deutschland und Oesterreich zusammenzutreffen. Von Fürstinnen, Gräfinnen und Baroninnen ward der einstige Jahrmarktsschreier von Plundersweilen jetzt um Stammbuchverse gebeten. Die Kaiserinnen von Frankreich und Oesterreich fühlten sich geschmeichelt, die Huldigungen des berühmten Badegastes entgegenzunehmen.

Der Krieg brachte Napoleon nach Weimar. Er erschien mit dem Kaiser von Rußland und sämmtlichen deutschen Fürsten in dem Hoftheater, das Göthe leitete. Wie mit Napoleon, so ward

Göthe mit dessen großen Gegnern persönlich bekannt, mit dem Freiherrn von Stein, mit dem Staatskanzler Metternich, mit Görres. Im Jahre 1818 dichtete er seinen letzten „Maskenzug" zu Ehren der in Weimar anwesenden Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland. Als er 1820, bei Anwesenheit des Königs von Württemberg sich für unfähig erklärte „bei Hofe aufzuwarten", da hatte „des Königs Majestät die Gnade, ihn in seinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; das liebe, erbgroßherzogliche Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft". Anfangs Februar 1827 brachte ihm der Großherzog den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Brüder, die Prinzen Wilhelm und Karl, wiederholt in's Haus; an seinem Geburtstage, den 28. August jenes Jahres, fand sich König Ludwig von Bayern ein, um ihm persönlich das Großkreuz des bayerischen Verdienstordens zu überreichen. Im Juni 1829 suchte ihn nochmals Prinz Wilhelm von Preußen auf, dießmal mit seiner Braut, Prinzessin Auguste; im Juli 1831 der König von Württemberg. Einen Kaiser wollten die deutschen Fürsten nicht über sich haben, gegen den Papst hatten sie tausend Bedenken; aber dem alten Poeten in Weimar zu huldigen, hielten sie für keine Entwürdigung.

Von den Berühmtheiten Deutschlands folgten die meisten dem Beispiele der Monarchen. Alles brachte dem Dichterkönig seine Huldigung dar. Da erschienen die beiden Humboldt, Savigny, Wolf, Klaproth, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, Tieck, Mendelssohn-Bartholdy, A. W. von Schlegel, Grillparzer [1], Sar-

---

[1] Den Zauber, den Göthe bei solchen Huldigungsbesuchen ausübte, hat Grillparzer sehr anschaulich skizzirt. Er war, nach seiner Versicherung, „kein blinder Anbeter Göthe's, wie damals der Modeton ging". Der Empfindungsmattigkeit, welche Göthe der damaligen Zeit mittheilte, schrieb er theilweise den Verfall der Poesie zu. Dennoch entschloß er sich 1825, ihn zu besuchen: „Mir war, als ob schon sein bloßer Anblick hinreichend wäre, mir neuen Muth in die Seele zu gießen." Das erste Zusammentreffen befriedigte ihn nicht, das zweite gewann ihn für immer. „Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Göthe entgegen und war so liebenswürdig und

torius, Luden, Heine, der Ritter Lang, der Staatsrath Schultz, die Bildhauer Tieck und Rauch, die Maler Stieler und Kügelgen, die Architekten Schinkel und Zahn und hundert Andere. Aus Paris kamen Cousin, Ampère und Stapfer, aus Polen Micki-

---

warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu regen. Als es aber zu Tisch ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in's Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus." Grillparzer, Werke. X. 151 ff. 167. 170 ff. — Weniger andächtig erzählt der bayerische Diplomat Ritter von Lang über Weimar (1826): „Wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Göthe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb Eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndicus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, und brach dann in die Worte aus: ‚Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?'" u. s. w. Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Braunschweig 1842. II. 342 ff. — „Göthe's Auge," erzählt dagegen Heine, „blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. . . . Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Göthe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. . . . Und Göthe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne

wicz und Odyniec, aus Großbritannien ganze Schaaren von Touristen; auch Amerika lieferte sein Contingent. Die Frankfurter hatten ihren berühmtesten Mitbürger zwar aus dem Bürgerbuch gestrichen, weil er der Steuern daselbst los sein wollte; aber dafür bereiteten ihm anhängliche Freunde in der Vaterstadt die glänzendsten Ovationen. In Weimar selbst wurde er wie ein König geehrt und hochgehalten. Die großartigste Feier ward ihm bei Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 7. November 1825 zu Theil. Der Herzog ehrte ihn mit seiner brüderlichen Umarmung, mit einem feierlichen Glückwunschschreiben und einer besonders für ihn geschlagenen Denkmünze. Die Stadt Weimar verlieh ihm und den Seinigen das Ehrenbürgerrecht auf ewige Zeiten. Die medicinische Facultät zu Jena ertheilte ihm den Doctorhut; die philosophische zum eigenen Doctorhut noch das Recht, zwei Andere zu Doctoren zu ernennen; die juristische wußte nicht, daß er bloß Licentiat der Rechte war, und unterließ deßhalb die Beförderung; die theologische stiftete ihm eine Weihetafel mit der Anerkennung, daß er „als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert habe“ [1].

Wie ein König, ja fast wie Gott verehrt, war der alte Herr nicht glücklich. Er hat es seinem Hausgeist Eckermann offen gestanden, daß er die glückliche Zeit seines ganzen langen Lebens auf höchstens vier Wochen beziffere. „Es war das ewige Wälzen

---

Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —.“ H. Heine, Werke. Hamburg 1876. III. 158.

[1] Ausführliche Schilderung von Peucer an Böttiger vom 8. Nov. 1825. — Göthe-Jahrbuch. I. 344—346. — Düntzer, Göthe's Leben. S. 627. 628. — Das Dienstjubiläum Knebels, der einst die Anstellung Göthe's vermittelt hatte, wurde nicht gefeiert. Er mußte sich damit begnügen, daß Göthe's August beim Jubiläum seines Vaters einen Toast auf ihn ausbrachte. — Düntzer, Freundesbilder aus Göthe's Leben. S. 600.

eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte ... Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert! ... Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die anderen denken, aber sie nicht wie ich."[1] Im Gespräch mit Müller vergleicht er sich dem Dachs, der sich im Winter in seine Höhle verkriecht, dem Ball, der nach den Spielen des Sommers in der Ecke liegt. Von einer andern Unterhaltung sagt Müller: „Göthe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation." Selbst als das Jubelfest des Großherzogs herannahte, traf ihn Müller „in jener bitter humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt". „Den Unsinn verbreitet, offenbare Irrthümer als baare Wahrheit ausgegeben zu sehen," so klagte er, „ist das Schrecklichste, was einem Vernünftigen begegnen kann. So ist aber die liebe Menschheit." — „Was ist denn überhaupt am Leben?" klagte er ein andermal, „man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathhaus, klüger herunter, und am andern Morgen noch dümmer hinauf." Selbst vor dem eigenen Weimar zog er sich schließlich griesgrämig in seine Dachshöhle zurück:

„‚Weimar,' sagte er, ‚war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt Jedem seine

---

[1] Eckermann, Gespräche. I. 76.

Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum sechs Menschen, die zusammen in einen geselligen Kreis paßten und sich unterhalten könnten, ohne einander zu stören.' Und nun ging er die bedeutendsten unserer Männer durch mit epigrammatischer Schärfe und schneidender Kritik. ‚Darum,' damit schloß er, ‚entsage ich der Geselligkeit und halte mich an die tête-à-tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.'" [1]

Es ist kein Zweifel, der alte Göthe hat noch seine guten Stunden und Tage gehabt, aber lange nicht in dem Grade, als es sein Weltruhm erwarten läßt. Die größte häusliche Behaglichkeit, die sorgfältigste Pflege, die mannigfachste Beschäftigung und Unterhaltung, bei der ungewöhnlichsten Rüstigkeit des Körpers und der Seele, befriedigten seinen groß angelegten Geist nicht. Es fehlte dasjenige, was allein den Menschen innerlich beglücken und in allen Widerwärtigkeiten des Lebens vor Pessimismus bewahren kann: er hatte den christlichen Glauben seiner Jugend unwiederbringlich verloren.

Gerade über das Christenthum hat er in seinen letzten Lebensjahren viel Schönes und Erhebendes gesagt und durch seine glänzenden Aussprüche Viele zu irrigen Urtheilen sowohl über ihn selbst, als über die Religion verleitet. Der am prachtvollsten tönende stammt aus seinen letzten Lebenstagen:

„Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer weiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!"

Als Resultat aller Lebensweisheit, Erfahrung und Forschung eines so hoch begabten Greises ist dieses Zeugniß für die Wahrheit und Göttlichkeit der Evangelien nicht ganz ohne Gewicht.

---

[1] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 58. 69. 84. 135. 142.

Aber an die Wahrheit und Göttlichkeit der hehren Gottesbotschaft hat der unglückliche Greis nicht geglaubt und darum des Trostes entbehrt, den nur sie dem ringenden Menschengeist hienieden gewähren kann. Im selben Athemzuge, in welchem er die Echtheit der vier Evangelien anerkannte und sich bereit erklärte, der Person Christi als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit „anbetende Ehrfurcht zu erweisen", sagt er auch:

„Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals, durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit eueren Absurditäten vom Leibe."

Darauf folgen die härtesten und trivialsten Ausfälle auf die Dummheit, Bornirtheit, Herrschsucht und Geldsucht der katholischen Kirche, vorab ihrer Bischöfe und Prälaten:

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotirten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Carosse einherbraust!

„Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle

zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“ [1]

Den Protestantismus anerkannte er somit nur als ein Uebergangsstadium zum Naturalismus, d. h. zu einer von allen übernatürlichen Thatsachen und Einflüssen abgelösten Naturreligion, die vom Christenthum nichts mehr hat, als höchst willkürlich den Namen.

„Was hat denn,“ sagt er [2], „der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen? . . . Alle Geistlichen, die nicht wahre Rationalisten sind, betrügen sich selbst oder Andere.“ — „Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder bessern Religion, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am ähnlichsten.“ [3] Einen Gegensatz zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion wollte er gar nicht gelten lassen. Die Kirchengeschichte erklärte er für „ein Product des Irrthums und der Gewalt“ [4]. „Die Lehre von der Gottheit Christi, decretirt durch das Concilium zu Nicäa,“ meinte er [5], „sei dem Despotismus sehr förderlich, ja Bedürfniß gewesen.“

Das weimarische Gesetz über die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen vom 7. November 1823 gab, wie Müller erzählt [6], „Göthen Gelegenheit, grelle Ausfälle über die Mysterien der christlichen Religion zu machen, vorzüglich über die immaculata conceptio S. Mariae, da Mutter Anna schon imma-

---

[1] Eckermann, Gespräche. III. 255 ff.
[2] Burkhardt a. a. O. S. 42.
[3] Ebds. S. 27. [4] Ebds. S. 41.
[5] Ebds. S. 70. [6] Ebds. S. 91.

culata concipirt haben soll." — „Die Bewegung der Erde um die Sonne," — sagte er in den letzten Tagen seines Lebens [1] — „was kann dem Augenschein nach absurder sein? Und doch ist es die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel."

Nach einem solchen Gallimathias der oberflächlichsten Bierhaus-Theologie kann es nicht befremden, wenn der Mann, der sein ganzes Leben lang die christliche Ehe mißachtet hatte, schließlich dieselbe noch als „eine Culturerrungenschaft des Christenthums von unschätzbarem Werth" lobpreist, „obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei", und im selben Athemzug hinzusetzt:

„Sie wissen, wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heut zu Tage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet." [2]

Nachdem er aber sein ganzes Leben lang mit allen Religionen ebenso gespielt, wie mit Versen, Pflanzen, Steinen und Farben, fand er endlich im 82sten Jahre, daß er im Grunde einer jener heidnischen Secten angehöre, welche nach dem Siege des Christenthums ihr einstiges Götzenthum mit Parsismus, jüdischen und christlichen Gebräuchen verschmolzen hatten.

„Des religiösen Gefühls," schrieb er an Sulpiz Boisserée [3], „wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deßwegen sucht er oder macht sich Proselyten.

„Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erschaffung der Welt an keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun aber erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Secte

---

[1] Ebds. S. 151.

[2] S. 138. Vgl. S. 143. „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen."

[3] Sulpiz Boisserée II. 560.

der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und in sofern es also mit der Gottheit in nahem Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren."

Die Philosophie verachtete er im Alter ebenso wie in der Jugend.

„Von der Hegel'schen Philosophie mag ich gar nichts wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt. So viel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls, eigentlich brauche ich gar keine." [1]

Die politische Weisheit Göthe's stand nicht viel höher, als seine religiöse. Der Verehrung Napoleons blieb er treu; er mochte keine Caricatur auf ihn sehen. Ebenso wenig war die französische Revolution im Stande, ihn von seiner Verehrung Diderots und der Encyklopädisten zu heilen. Alles rührige Volksleben, alle kräftige Volksbewegung verachtete und haßte er:

„Die Menge, die Majorität ist nothwendig immer absurd und verkehrt: denn sie ist bequem und das Falsche ist stets viel bequemer, als die Wahrheit." [2] — „Das Volk will zum Besten gehalten sein, und so hat man Unrecht, wenn man es nicht zum Besten hält." [3] — „Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie gründlich verachten zu lernen." [4] — „Die Constitutionen sind wie die Kuhpocken, sie führen über einmal grassirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft." [5] Die Weltgeschichte erklärte er für ein bloßes „Gewebe von Unsinn", aus ihr könne Niemand etwas lernen; „denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten." [6] — „Ich bin

---

[1] Burkhardt a. a. O. S. 114. [2] Ebds. S. 126. [3] Ebds. S. 143. [4] Ebds. S. 48. [5] Ebds. S. 48. [6] Ebds. S. 92. 96.

nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei, ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern." [1] — Genau wie dreißig und vierzig Jahre früher glaubte er im politischen Leben die seichte Aufklärung der Encyklopädisten mit dem straffsten politischen Monarchismus verbinden zu können und verabscheute alle demokratischen Regungen ebenso, wie alle religiöse Autorität und allen positiven Glauben. Wie die zeitgenössischen Monarchisten, wollte er die Revolution für künftig unmöglich machen, aber eben durch die Ideen Voltaire's, aus denen sie hervorgegangen:

„Im Princip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsterniß zu Hülfe, ich den Verstand und das Licht." [2]

Ohne Religion, ohne Philosophie, ohne Theilnahme für Politik und Geschichte zog sich der egoistische Menschenverächter auf die Gebiete zurück, an welchen er zeitlebens noch am meisten Interesse gehabt hatte: Literatur, Kunst, Naturwissenschaft und Poesie.

In der deutschen Literatur konnte er eigentlich von seinen Renten leben. Nachdem die Zeit des Freiheitskampfes vorüber war, verstummte allgemach die patriotische Leier, die Begeisterung für die Romantik legte sich. Göthe wurde allgemein als Dichterfürst anerkannt und von Vielen fast angebetet. Anders war es dagegen im Ausland. Hier erhielt Göthe's Ruhm starke Concurrenz. In Walter Scott trat ein Romanschriftsteller auf, der ihn nicht nur im britischen Weltreich, sondern im ganzen civilisirten Europa verdunkelte. Die meisten seiner Romane übertrafen diejenigen Göthe's sowohl in der Kunst spannender Erzählung, treffender Charakteristik, kunstvoller Anlage, geistigem Gehalt, als auch in Bedeutung und Mannigfaltigkeit der poetischen Motive. Manzoni, weniger fruchtbar, aber aus dem reichen Born katholischer Poesie schöpfend, erregte mit seinem einen

[1] Ebds. S. 123. 124. [2] Ebds. S. 56.

Roman die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt. Die Poesie beider ruhte auf wesentlich christlicher Grundlage, gesundem Volksthum, historisch-idealer Richtung. Im schroffsten Gegensatz zu diesen liebenswürdigen, edeln und gemüthreichen Dichtern griff der jugendliche Lord Byron, ein Freigeist und Sinnenmensch wie Göthe, die poetischen Motive der Revolution auf, aber nicht mit jener Butterbrodgemüthlichkeit und Thränenseligkeit, wie sie im „Werther" entwickelt sind, nicht mit jener hampelmännischen Philisterhaftigkeit und Komödiantenästhetik, die den „Wilhelm Meister" durchweht, nicht mit der verschämten Zweideutigkeit und Halbheit, an der die „Wahlverwandtschaften" kränkeln: mit glühender Jugendleidenschaft stürmt er zum Genuß, kostet die Wollust rücksichtslos in vollen Zügen, jubelt berauscht in der Sünde auf, und da sie den Stachel der Qual in sein Herz senkt, da düftelt er keinen künstlichen Mittelweg aus; trotzig ballt er die Faust gegen Himmel und Erde, gegen Gesetz und Sitte, trinkt den bittern Kelch der Schuld und Rache auch bis zur Hefe aus und geht an dem namenlosen innern Zwiespalt und Unglück zu Grunde. Es ist etwas Dämonisches, aber zugleich Tragisches in ihm. Seine Poesie trägt den Abfall von Gott frech an die Stirn geschrieben; er pappt nicht christliche Sprüche drüber, wie Göthe, hält sich nicht für einen Hypsistarier. Offen bekennt er die zwei Grundgebote seiner Ethik: Hasse deinen Nächsten und liebe deines Nächsten Weib![1] Alles seichte Volk erschrak, als er mit seiner glühenden Leidenschaft in Poesie und Leben das wirkliche Bild eines von Gott abgekommenen, titanischen Genies entfaltete.

Göthe hatte weder die unerschöpfliche poesievolle Geschichtskenntniß Walter Scotts, noch den tiefreligiösen Geist Manzoni's, noch die stürmische, ungebändigte, sich selbst verzehrende Leidenschaft Byrons. Er war schon weit über die Sechzig hinaus, als die

[1] Macaulay, Critical and Historical Essays. Tauchnitz Collection. Vol. 185. I. 347. — Vgl. M. Carrière, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Leipzig 1874. V. 529 ff.

drei so verschieden gearteten Dichter Europa mit ihrem Ruhm zu erfüllen begannen. Sie standen in der Fülle ihrer Kraft; er war einem Wettstreit nicht mehr gewachsen. Nicht als ob sein poetischer Geist erloschen wäre; aber sein buntes Studium aller möglichen Fächer, seine prosaischen optischen Forschungen, sein gelehrtes Stubenleben hemmten ihn, störten ihn, drückten ihn nieder.

In seinem naturwissenschaftlichen Briefwechsel steht ein Professor vor uns, welcher, mit steter pedantischer Rücksicht auf einige Lieblingsideen, der ganzen Entwicklung der Naturwissenschaften mühsam zu folgen sucht; in seinem Briefwechsel mit Reinhard ein Politiker und Literaturkritiker, der sich aus Zeitungen, Zeitschriften, Briefen und Büchern über die gesammte zeitgenössische Literatur auf dem Laufenden zu halten bemüht; in seinem Briefwechsel mit Zelter ein Theater- und Musikfreund, der sich um alle Dramen und Opern, Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen auf's Angelegentlichste kümmert; in seinem Briefwechsel mit Heinrich Meyer und Sulpiz Boisserée ein ganz unermüdlicher Kunsttheoretiker, Sammler, Kunstarchäologe, der sich für alle Museen und Gallerien Europa's, wie für den kleinsten neuesten Fund interessirt; in seinem Briefwechsel mit Karl August ein gelehrter Geschäftsmann, der all jene Kenntnisse und Connexionen für die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen von Sachsen-Weimar verwerthet; in seinem Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt ein Aesthetiker, der mit Interesse sogar dem Linguisten in seine schwierigsten Untersuchungen hinein folgt; in zahlreichen Briefen an berühmte Männer, schöne Damen und vornehme Herrschaften ein galanter, vornehmer Hofherr, der alle seine Verbindungen und Bekanntschaften mit Würde und Höflichkeit aufrecht erhält; in den Gesprächen mit Eckermann ein Universalgelehrter, der neben seinen einzelnen und gesammelten Werken die ganze Welt vor sein Forum zieht; in den Unterhaltungen mit Müller endlich der von Wissenschaft, Kunst, Ansehen und Ruhm unbefriedigte Greis, der unendlich gern wieder jung sein möchte, um das Leben wie ehedem genießen zu können.

Der Gelehrte, der Sammler, der Geschäftsmann, der Correspondent hatte indeß den Dichter nahezu verdrängt. Abgesehen von den öffentlichen Instituten, deren Aufsicht er führte, hatte Göthe noch seine eigene Sammlung [1] von Radirungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Schwarzkunstblättern, Lithographien, geschnittenen Steinen, Bronze-Figuren, Medaillen und Münzen, Arbeiten in Marmor, Elfenbein, Holz und Wachs, antiken Vasen und Terracotten, Abgüssen und Abdrücken der verschiedensten plastischen Werke, Majolica-Gefäßen; ein sehr ausgedehntes Naturaliencabinet, und eine Autographensammlung, für deren Bereicherung er in der ganzen Welt herumschrieb [2]. Den halben Tag kramte er in seinen Sammlungen und alten Papieren herum. In seinen letzten Lebensjahren las er dazu jeden Tag durchschnittlich einen Octavband — die neuen und neuesten, wie die alten und ältesten Werke —, und selten las er etwas, ohne gleich irgend eine Kritik, ein Resumé oder wenigstens Gedanken und Notizen darüber zu dictiren, sich bei Riemer, Eckermann oder Kanzler Müller darüber auszusprechen oder sich daran zu Versen, Sprüchen oder einem kleinern Aufsatz zu inspiriren. Er ward überaus fleißig, geizte mit der Zeit und klagte, daß er damit früher nicht haushälterischer umgegangen; da es ihm indeß bei seiner an's Unmögliche grenzenden Universalität an philosophischer

---

[1] Chr. Schuchardt, Göthe's Kunstsammlungen. Jena 1848. 3 Bde. — Dieser summarische Katalog füllt drei Bände von 351, 369, 297 Seiten kl. 8°.

[2] Ueber Göthe's Bestreben, sich in den Besitz einer reichen Autographensammlung zu setzen, bemerkt der Oberarchivar Dr. C. A. H. Burkhardt: „Mitunter freilich widerstreben uns die Wege, die Göthe dabei einschlug. Wir erinnern nur an das unbekannte Factum, daß zur Befriedigung dieser Wünsche selbst das Geh. Staatsarchiv in Weimar sich ergiebig zeigen mußte, dessen Beamte auf Befehl des Herzogs Karl August etwa vierhundert Original-Unterschriften von Briefen abschnitten und damit die Göthe'schen Sammlungen bereicherten. Man sieht, was damals möglich war." Grenzboten 1875. I. 481 ff.

Einheit fehlte, zersplitterte sich und zerbröckelte all dieses Wissen, all dieses Studium in lauter kleine Aufsätze, Miscellen, Aphorismen. Es kam keine größere Dichtung, kein größeres wissenschaftliches Werk mehr zu Stande.

Um dieses Chaos von kleinem Einzelwissen indessen nicht als todtes Kapital liegen zu lassen, erweiterte Göthe 1819 die kleine Zeitschrift, mittelst deren er sich der christlichen Kunst bemächtigt hatte, zu einem etwas allgemeinern Organ: „Kunst und Alterthum“. Von 1820 bis 1824 erschienen jährlich zwei kleine Hefte, von 1825 aber nur noch ein einziges von etwa 200 Seiten des kleinsten Octav, mit großem Rand, sehr weit gedruckt. Jedes enthält durchschnittlich etwa 30 Stücke über die verschiedensten Stoffe der Literatur, der Kunst, der Kritik, der Archäologie, meist in Form von Miscellen, Recensionen und auch wohl ganz kleiner Aufsätze. Eine eigentliche Literaturzeitschrift kann man es kaum nennen, auch keine Kunstzeitschrift; es ist ein Miscellaneum oder Portefeuille eines alten, fleißigen Herrn, der rein an Allem Interesse hat, über Alles geistreich zu schreiben weiß[1], der zeitgenössischen Literatur möglichst zu folgen sucht und sie dann und wann noch mit kleinen Gedichten und Uebersetzungen bereichert[2]. Ueber keinen einzigen Stoff der Kunst- und Literaturgeschichte wird man hier wirklich gründlichen, wissenschaftlichen Aufschluß finden, aber eine Fülle der interessantesten Angaben, der anregendsten Gedanken, der geistreichsten Bemerkungen, Sprüche und Aphorismen. Gleich einem Oberkönig der Weltliteratur vertheidigt Göthe hier Manzoni gegen französische und italienische

---

[1] „Du hast die einzige Kunst,“ schreibt ihm Knebel, „über alles, was schön und belehrend ist, bei dem Tiefsten auch auf das Anmuthigste zu sprechen, und dieß wird Deinen Namen ewig theuer und verehrlich machen.“ — Guhrauer, Göthe-Knebel Briefwechsel. II. 269.

[2] Die literarischen Aufsätze sind meist von Göthe, diejenigen über Kunst zum Theil von H. Meyer, doch nicht ohne Betheiligung Göthe's. Genau ist der Antheil beider nicht festgestellt. S. Göthe-Jahrbuch. V. 298—308.

Kritiker, bespricht und empfiehlt Byron, ohne das eigentliche Wesen und die Richtung seiner Poesie gutzuheißen; belobigt deutsche Schriftsteller der verschiedensten Fächer und weist jedem seinen Platz an; erklärt Homer, Shakespeare, Euripides und Calderon; regiert in die Berliner Museen hinein; empfiehlt kunstgeschichtliche und illustrirte Werke; orakelt über alles, was ihm unter die Finger kommt, Großes und Kleines.

„Als Göthe die Weltliteratur empfahl," sagt Gutzkow mit Recht[1], „wollte er zunächst nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von seiner Weltliteratur wechselseitige Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten Geistesarbeit."

So kleinlich und fast komisch, besonders dem Gerede von Weltliteratur gegenüber, uns heute manche seiner Miscellen vorkommen müssen, z. B. das Summarium der Ilias, der Bericht über die Hemsterhuis-Gallitzin'sche Gemmensammlung u. A. dgl., so erreichte das Ganze doch seinen Zweck. Manzoni erkannte Göthe dankbar als Meister an[2], Lord Byron widmete dem „berühmten Göthe als literarischer Vasall seinem Oberherrn, dem ersten der lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen, diejenige Europa's zu neuem Glanz erhoben hat", 1821 seinen „Sardanapal"[3], und Walter Scott dankte

---

[1] K. Gutzkow, Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. S. 229. 230.

[2] Kunst und Alterthum. IV. 1. 98—101.

[3] The poetical Works of Lord Byron. London, Moxon. p. 254. Der Lehensmann hatte wohl kaum erfahren, was der Lehensherr das Jahr zuvor über ihn geschrieben: „Byron, dieser seltsame, geistreiche Dichter, hat meinen Faust in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. . . . Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt und kaum hat irgend

ihm 1827 in einem herzlich-gemüthlichen Brief als einem Wohlthäter und Förderer der gesammten neueren Literatur[1]. Den Franzosen hatte Madame de Staël schon früher bekannt gemacht, daß Göthe der geistreichste aller Deutschen sei, und so galt er denn bei allen europäischen Culturvölkern als der erste lebende Dichter.

Eine nicht unbedeutende Ergänzung zu seiner Zeitschrift bilden „Eckermanns Gespräche", das reichste Magazin Göthe'scher Urtheile über Schriftsteller aller Zeiten und Völker, über seine eigene Entwicklung und jene der deutschen Literatur. Was diese Urtheile am meisten auszeichnet, das ist ihr nahezu unbegrenzter Optimismus. Während die meisten Kritiker, besonders je jünger sie sind, ihr Genie dadurch leuchten lassen zu müssen glauben, daß sie möglichst viel tadeln und nergeln, ist Göthe von dieser Sucht nahezu völlig frei. Er genießt die Literatur wie einen großen, herrlichen Frühlingsgarten, der, in wechselnder Flora, von Jahrhundert zu Jahrhundert weiterblüht. Er findet überall das Schöne, das Erfreuliche heraus. Er genießt es und weiß die Ursachen des Genusses in feinsinnigster, geistreichster Weise zu charakterisiren. Katholiken, Protestanten, Mohammedaner, Heiden, Alle sind ihm recht, wenn sie nur schön dichten und liebenswürdige Kunstwerke hervorbringen. Selbst an ausgesprochenen Gegnern anerkennt er meist freundlich das Gute. Eigentlich tief und umfassend ist aber sein Urtheil nicht. Er hat die Weltliteratur immer nur bruchstückweise genossen, nie ernst, wissenschaftlich, einheitlich durchgearbeitet, wie etwa Friedrich von Schlegel und annähernd auch dessen Bruder. Dichter wie Dante, Milton, Lope de Vega hat er nur sehr unzureichend gewürdigt, Wolfram von Eschenbach und Hartmann von der Aue nie genauer studirt[2], ganze Literaturen wie die altskandinavische, die

---

Jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich, wiederkäuend, immer herumarbeitet." Kunst und Alterthum. II. 2. 186. 187.

[1] Eckermann, Gespräche. III. 119—122.

[2] Da nach der Anschauung der Göthe-Verehrer ihr Heros Alles gekannt, gesagt und beherrscht haben muß, so konnte es nicht fehlen,

lateinische und deutsche des Mittelalters, die ältere italienische, spanische und englische, bis auf einige wenige Erscheinungen derselben, so gut wie gar nicht gekannt, von den eigenen Zeitgenossen gerade die tüchtigsten, wie die beiden Schlegel, Görres, Arnim, Brentano, Eichendorff, consequent todtgeschwiegen und dafür einen Béranger und einen Mérimée über alles Verdienst belobt. Der anscheinend Vielseitige und Allseitige wußte durch berechnetes Schweigen, durch Vertheilung von Lob und Tadel so einseitig wie möglich zu sein. Neben den treffendsten und bedeutsamsten literaturgeschichtlichen Bemerkungen stehen übrigens in seinen „Gesprächen" auch die leichtfüßigsten, schalsten und flachsten Dinge von der Welt. Alles, Alles ordnet sich darin schließlich um Göthe den Einzigen, als den größten aller Dichter, als das Orakel der gesammten Literatur, als eine Art von

---

daß er auch ein Germanist gewesen sein sollte. Dieses versuchte denn darzuthun: Hermann Grosse, Göthe und das deutsche Alterthum. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde (!) ꝛc. Dramburg 1875. Es wollte aber nicht recht gelingen. Die Minnedichtung des Mittelalters nannte Göthe „Singsang"; bei Hartmanns Armem Heinrich konnte er „den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert", nicht los werden, und zwischen Hagens Heldenbuch und ihn „hatte sich eine Alles verwandelnde Zeit dazwischengelegt". Selbst mit Bezug auf das Nibelungenlied meint Grosse (S. 26): „Was ihn zu dieser Beschäftigung hinzog, war wohl mehr das Interesse, welches er als größter Mann der Literatur allen bedeutenden literarischen Erscheinungen zuwenden mußte, als rechte persönliche Neigung." — Wilhelm Grimm schreibt am 20. Nov. 1815 an seinen Bruder Jakob: „Göthe habe ich weder den Armen Heinrich gegeben, noch von den Märchen etwas Näheres gesagt. Da er sich wohl bewußt sein mag, wie leicht er an etwas Theil nimmt, so hat er eine eigene wunderliche Scheu, man kann sagen Aengstlichkeit, daß ihm ja nichts zu nahe rückt, und er weicht gewiß aus oder setzt sich eiskalt hin, wenn man von etwas mit Lebhaftigkeit und Eifer spricht, das er noch nicht kennt." Göthe-Jahrbuch. I. 340. — Vgl. W. Stork, Camoens. III. 407.

Universalmenschen und höherem Wesen, das hoch über allen Völkern, Zeiten, Literaturen und Religionen thront. Jedem Papierchen und Verschen von ihm ist eine Ehrfurcht erwiesen, wie sie ein Dante und Görres nicht finden. Und dieser Gott, zu dem die Könige und Fürsten wallfahrten und der das ganze Geistesleben der Welt beherrscht, hält seinem Eckermann mit 78 Jahren noch lange „Gespräche" darüber, wie er einst als junger Mensch zu seinen Geliebten geschlichen sei, und sie, von magnetisch-elektrischen Strömungen geleitet, immer richtig getroffen habe:

„Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam." [1]

Die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" erschöpfte indeß weder die Mappen des alten Herrn, noch seine beständige Lectüre, noch auch die Thätigkeit seines forschenden Geistes, der seit 1775 sich zwar nie ausschließlich und mit systematischer Concentration, aber mit unermüdlicher spielender Beobachtungslust den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaften zuwandte. Seine Absicht, auf einem dieser Gebiete Epoche zu machen, war bis dahin mißglückt. Weder seine Abhandlung über den Zwischenkieferknochen, noch diejenige über die Metamorphose der Pflanzen hatte Aufsehen erregt; seine Farbentheorie wurde von den Sachverständigen geradezu abgewiesen. Er hatte aber den Muth nicht verloren, sondern immer weiter beobachtet, gesammelt und nachgedacht. In den ernsten Gefahren des Jahres 1806 war ihm nichts so nahe gegangen, als die Besorgniß, daß durch seinen Tod oder andere Unglücksfälle noch so viele Papiere hätten vernichtet werden oder ungedruckt bleiben können [2]. Unter dem Einfluß dieser Besorgniß beschleunigte er den Druck der „Farbenlehre" und wollte ihr dann so bald als möglich seine „Ideen über organische Bildung folgen" lassen. Andere Beschäftigungen dräng-

[1] Eckermann, Gespräche. III. 137 ff.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. I. 245.

ten sich inzwischen vor, und es verflossen zehn Jahre, bis er endlich (29. Mai 1817) dem musikalischen Freund vermelden konnte:

„Vor Johanni, denke ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich in mehreren Kolonnen meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschiren lassen. Die darin enthaltenen Kriegs- und Friedenserklärungen werden unausgesetzt verfolgt werden. Ich habe nicht viel Zeit mehr, aufrichtig zu seyn, wir wollen sie benützen: der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpunkte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch alles durcheinander geht, eine Wirkung die andere aufhebt, so daß mir alle Menschen, die ich einzeln spreche, vernünftig, und wie ich sie in Bezug betrachte verrückt erscheinen. Das geht so weit, daß ich mir manchmal selbst zweischürig vorkomme und mich erst wieder von solchem Zweifel erhole, wenn ich mit Menschen spreche, die theoretisch und praktisch in ihrem Fach zu Hause sind." [1]

Als der naturwissenschaftliche Napoleon indeß seine Garden musterte, wollten sie sich weder zu einer gewaltigen Phalanx, noch auch nur zu einer etwas ansehnlichen Front reihen.

„Meinen längern Aufenthalt in Jena," schrieb er an Rochlitz [2], „benutze, da ich gerade nicht Lust zu frischem Thun empfinde, zum Wiederabdruck älterer, auf Natur sich beziehender Schriften, zu Sichtung und Redaktion aufgehäufter Manuscripte. Bei dieser Gelegenheit erscheint beinahe zum Entsetzen, wie wir von den disparatesten Gegenständen afficirt, aufgeregt, hingerissen werden können. Hiedurch nun werde ich genöthigt, mancherlei Stückwerk mit Lebensereignissen in Verbindung zu bringen, damit das Ganze nicht allzu verworren aussehe."

Die Quintessenz des neuen Heftes war weiter nichts als ein Abdruck der schon früher gedruckten Metamorphose, mit einem

---

[1] Ebds. II. 403.

[2] O. Jahn, Göthe's Briefe an Leipziger Freunde. Leipzig 1867. 2. Aufl. S. 394.

Vorwort und einem Nachwort; das Vorwort mit den bezeichnenden Titeln: „Das Unternehmen wird entschuldigt. Die Absicht eingeleitet. Der Inhalt befürwortet.“ Das Nachwort aber ist überschrieben: „Geschichte meines botanischen Studiums.“[1] Es ist ein unendlich geschwätziges, selbstgefälliges Anhangskapitel zu „Dichtung und Wahrheit“. Bei jedem Andern würde man eine solche Botanik sehr unwissenschaftlich finden. Wenn an seiner „Metamorphose“ wirklich etwas war, so konnte er dieselbe getrost dem Urtheil der Fachmänner überlassen, er brauchte sie nicht zu einem Kapitel von Lebensbeschreibung aufzustutzen, seinen Entwicklungsgang von Neuem zu erzählen, und zwar mit Uebergehung des Allerwichtigsten, nämlich des närrischen Studententreibens und Bergwerkschwindels, aus dem seine ganze Naturforschung hervorgegangen war.

Drei Jahre vergingen, bis ein zweites Heft erschien, dem dann bald, noch 1820, ein drittes folgte. Es war schon fast wie ein „gänzlicher Ausverkauf“. Der 71jährige Greis hatte nicht viel Neues mitzutheilen. „Zwei günstige Recensionen“ und „Andere Freundlichkeiten“ waren zu verzeichnen, und nach so vielen früheren Rückblicken konnte auch noch einmal ein „Rückblick“ gehalten werden[2]. Es folgten Notizen über „Nacharbeiten und Sammlungen“, ein kleiner Aufsatz über „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung“, und dann kam die Osteologie an die Reihe, der schon 1795 geschriebene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie“, die 1784 von den Fachmännern zurückgewiesene Abhandlung über den „Zwischenkieferknochen“ und einige Vorträge, die 1796 zu den ersten drei Kapiteln der osteologischen Einleitung geschrieben waren[3]. Von wiederholten Aufenthalten in Karlsbad bot die Mappe noch allerlei mineralogische und geologische Miscellen[4].

Die folgenden drei Hefte, 1822, 1823 und 1824 gedruckt,

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 5 ff. 14 ff. 55 ff.
[2] Ebds. S. 95 ff. [3] Ebds. S. 189 ff. 221 ff. 257 ff.
[4] Ebds. S 378 ff.

enthielten schon keine größere Abhandlung mehr, geschweige denn eine Entdeckung, sondern lauter kurze Notizen, Miscellen, Aufzeichnungen, Recensionen — schätzbare „kleine Beiträge", wie sie heute etwa der Redacteur einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift nennen würde, aber keine eigentliche bedeutende Arbeit. Den großartigen Leistungen, welche alle Zweige der Naturwissenschaft von Anfang des Jahrhunderts an aufzuweisen haben, stehen sie im Grunde als Versuche eines Laien gegenüber, der ohne Philosophie eine allgemeine wissenschaftliche Weltanschauung begründen möchte, und da ihm solches mißglückt [1], sich nun als Empiriker in alle Hauptzweige der Naturwissenschaft zugleich einzudrängen versucht. Bei genialen Anlagen und scharfer Beobachtungsgabe gelingt es ihm zwar, manches Interessante zusammenzukramen; doch er greift zu weit aus, um irgend ein Fach gründlich zu beherrschen. Da man seinen Werken selbst in den Fachkreisen wenig Aufmerksamkeit zollt, sucht er nun durch eine ungeheure Privatcorrespondenz Gelehrte aller Fächer in sein Interesse zu ziehen [2]. Manche speisen ihn mit Höflichkeiten ab, Andere nehmen

---

[1] Ebds. XXXIV. 93 ff. Vgl. ebds. S. 98 ff. 129. — Mit Recht bemerkt Carus (Göthe. Zu dessen näherem Verständniß. Leipzig 1843. S. 92), daß Göthe's eigenthümliche naturwissenschaftliche Richtung schwer mit einem einzigen gemeinsamen Namen zu bezeichnen ist, am ehesten eine „poetisch-pantheistische" genannt werden kann. Er möchte in der Natur schauen, was der Philosoph nur syllogistisch beweisen, der Physiker nur durch Induction demonstriren, der Dichter nur unbestimmt fühlen kann, und da er Philosophie und wissenschaftliche Physik verschmäht, so bleibt nichts als ein zerstücktes Experimentalwissen und — poetische Naturbetrachtung.

[2] Ueber Anatomie correspondirte er mit d'Alton, Blumenbach, Carus, Döring, Heusinger, Loder, Ritgen, Sömmering, Stark, Weber; über Anthropologie mit Beneke, Heinroth, Jacobi, Nasse, Stiedenroth; über Astronomie mit Gruithuisen; über Botanik mit Bluff, Gmelin, Henschel, Heß, Lößl, Martius, Ernst Meyer, Georg Meyer, Nees von Esenbeck, Schelver, K. H. Schultz,

sich seiner ein wenig an, wieder Andere unterstützen ihn mit Mittheilungen, von denen er seine Wissenschaftlichkeit weiter fristen kann. Nach fast einem halben Jahrhundert gelingt es ihm endlich, daß seine Abhandlung über den „Zwischenkieferknochen" in den „Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher" (Bd. XV. Abth. I.), nebst ein paar Briefen an den Botaniker Nees von Esenbeck, abgedruckt wird — eine Gunst, die er sich gewiß ein Menschenleben früher hätte erwerben können, wenn er treu und schlicht und mit standhaftem Fleiße wie hundert andere Gelehrte sich einem bestimmten Fache gewidmet hätte.

Treviranus, Voigt, Wilbrand; über Chemie mit Döbereiner, Wurzer; über Geschäftsführung mit Färber, Gerstenbergk, Hofmann, Körner, Mayer, Moldenhauer, Neufville, Orthel, Schreibers, Zachmann; über Literaturverhältnisse und Personalien mit Dorow, Ferussac, Langermann, Lindenau, Rennenkampf, Schubarth, Stein, Windischmann; über Meteorologie mit Bischof, Brandes, Dittmar, Giesecke, Hufeland, Müller, Poggendorf, Posselt, Schrön, Schütz; über Mineralogie und Geologie mit Bedemar, Berzelius, Buttel, Cramer, Ekel, Grüner, Günther, Herder, Hoff, Jäger, Junker, Lenz, Leonhard, Naumann, Nöggerath, Röhling, Schippan, Soret, Struve, Suckow, Trebra; über Naturphilosophie mit Himly, Offendingen, Schottin, Wildt; über Optik mit Göschel, Henning, Kämtz, Marx, Roux, Staatsrath Schultz, Schlegel, Schweicker, Seebeck, Werneburg, Zschokke; über Physik mit Yelin; über Physiologie mit Brück, Joh. Müller, Purkinje. Siehe F. Th. Bratranek, Göthe's naturwissenschaftliche Correspondenz (1812 bis 1832). Leipzig 1874. S. XXXII ff. Dazu kommt die Correspondenz mit Alexander von Humboldt (Bratranek, Göthe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt. Leipzig 1876. S. 307—322), mit Döbereiner (Weimar 1856), mit Eichstädt (Berlin 1875), mit Grüner (Leipzig 1833), mit Knebel (Leipzig 1851), mit Reinhard (Stuttgart 1850), mit Karl August (Weimar 1863), mit Schultz (Leipzig 1853), mit Soret (Stuttgart 1877), mit Sternberg (Wien 1866), mit Ernst Meyer (Göthe-Jahrbuch. V. 134 bis 176) u. A.

Für die Wissenschaft selbst war keine einzige seiner Arbeiten von durchgreifendem Belang. Der Gedanke, die Bildung des Schädels mit der Zusammensetzung der Wirbelsäule zu vergleichen, lag, wie Virchow sagt, zur Zeit der „Entdeckung" Göthe's längst in der Luft[1]. Schon der Lehrer Cuviers an der Karlsschule zu Stuttgart, Professor Kielmeier, hatte „den ganzen Kopf als einen Wirbel betrachtet"; der französische Anatom Burdin hatte den Satz, „daß der Kopf nur eine Art von sehr entwickeltem Wirbel sei", bereits 1803 drucken lassen[2]. Dann kam Oken 1807 mit seinem Jenenser Akademieprogramm und rief triumphirend: „Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein!"[3] Und nun erst erschien Göthe und suchte, da die Priorität der Veröffentlichung bereits verloren war, wenigstens die Priorität der Entdeckung zu retten. Keine Frage der Wissenschaft mehr, sondern der Eitelkeit!

„Gegenwärtig," sagt Virchow[4], „ist die Prioritätsfrage zu Gunsten Göthe's wohl als erledigt anzusehen. Dagegen erfordert es allerdings die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß keine Thatsache bekannt ist, welche dafür zeugt, daß Oken den Gedanken zuerst von Göthe bekommen habe, während es unzweifelhaft feststeht, daß Oken der erste war, welcher den Gedanken in wissenschaftlicher Form, wenn gleich, wie Göthe in seinem Unmuthe sagt, „tumultuarisch" öffentlich entwickelte . . . Aber noch im Jahre 1806 hatte auch Göthe eine offenbar ganz falsche Vorstellung von dem Verhältniß der Pflanzen- und Thiermetamorphose zu einander. ‚Man kann,' sagt er bei Riemer[5], ‚die Phalangen (Wirbel im Rücken oder sonst) als Knoten ansehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, so die Organisation der Thiere. Die Knochen der Arme und Beine sind auch nichts anderes, als größere Knoten oder Phalangen.' Eine solche Ver-

---

[1] R. Virchow, Göthe als Naturforscher. Berlin 1861. S. 118.
[2] Burdin, Cours d'études médicales. Paris 1803. p. 16.
[3] Oken, Bedeutung der Schädelknochen. S. 5.
[4] Virchow a. a. O. S. 117.
[5] Riemer, Briefe von und an Göthe. 1846. S. 299.

gleichung widerstreitet der Entwicklungsgeschichte und hält sich ganz an Aeußerlichem, was Oken nirgends gethan hat."

Du Bois-Reymond [1] gibt zu, daß die Abhandlung über den Zwischenkieferknochen [2] auch strengere fachwissenschaftliche Ansprüche befriedigt, daß diese Arbeit, wie auch „Göthe's Wirbeltheorie des Schädels" und seine „Metamorphose der Pflanzen", von glücklichem Blicke und großem Fleiße zeuge, daß Göthe namentlich die plastische Phantasie und die künstlerische Anschauung besaß, deren es bedarf, um in verwandten Formen das Gemeinsame und Wesentliche aufzufassen und morphologisch-beschreibend zusammenzustellen. „Das Organ für theoretische Naturwissenschaft in ihrer höchsten Gestalt" spricht aber Göthe rundweg ab und erklärt sich ganz unumwunden gegen die literarische Abgötterei, welche nicht von besonnenen oder gar bedeutenderen Naturforschern, sondern von Dilettanten mit Göthe's Naturwissenschaft getrieben wird:

„Doch ist es mir unmöglich, meine persönliche Ueberzeugung zu verhehlen, daß auch ohne Göthe's Betheiligung die Wissenschaft heute so weit wäre, wie sie ist. Die ihm gelungenen Schritte hätten früher oder später Andere gethan, wie denn vor Göthe Caspar Friedrich Wolff die Pflanzenmetamorphose, Oken die Wirbeltheorie, Erasmus und Robert Waring Darwin die Nachbilder mehr oder minder vollständig erkannt hatten. Mehr als seine eigenen Erfolge nützten, schadete aber die falsche Richtung, welche er der damals durch die sogenannte Naturphilosophie schon hinlänglich bethörten Wissenschaft einprägte. Man erinnere sich des argen mit der Wirbeltheorie getriebenen Mißbrauches. Weithin verbreitet in den Schriften jener Zeit findet man seine unverkennbare Manier, seine Vorurtheile, seine nicht immer unbedenklichen Maximen." [3]

---

[1] E. Du Bois-Reymond, Göthe und kein Ende. Leipzig 1883. S. 30 ff.

[2] Ueber den geringen Belang dieser „Entdeckung" für die Abstammungslehre s. Tilmann Pesch, Die großen Welträthsel. Freiburg 1884. II. 176.

[3] Du Bois-Reymond a. a. O. S. 31.

Als Beispiel führt er den berühmten Physiologen Johannes Müller an, der in seinen Anfängen Göthe nachbetend, den „Versuch“, das „Experiment“ auf dem Gebiete der Forschung als „abspringend, leidenschaftlich und unzuverlässig“ verketzerte, später aber das geniale angebliche „Schauen“ Göthe's völlig aufgab, und durch experimentelle Forschung der Erneuerer der deutschen Physiologie ward. Auch auf dem Gebiete der sogen. Entwicklungstheorie weist Du Bois-Reymond die Verdienste, welche Häckel in seiner „Anthropogenie“ [1] und neuerdings wieder in einer eigenen Schrift Göthe zuschreiben zu müssen glaubte [2], entschieden und mit den triftigsten Gründen zurück:

„Im engen Kreise der Säuger-Osteologie, aus welchem Göthe sich selten entfernt, an der Hand einiger lockeren Betrachtungen über den Einfluß des Mittels, Klima's u. dgl. m., mit verschlossenen Augen über die Klüfte fortzusteigen, vor denen Cuvier, der ihre volle Tiefe ermaß, zögernd stillestand, war keine so große Kunst. Nirgend hat Göthe die Gründe der älteren zoologischen Schule für Unveränderlichkeit der Species widerlegt, nirgend die Schwierigkeiten erörtert, welche der Abstammungslehre aus der Unvollständigkeit des paläontologischen Archivs — des Buches in Lyells treffendem Gleichniß — erwachsen. Statt dessen sucht man Beweisstellen dafür hervor, daß Göthe den Schulbegriff der Species nicht als feststehend ansah; wie man ihn dafür lobt, die Endursachen verworfen zu haben, ohne uns zu sagen, wie er ohne sie auskam.“ [3]

Es ist deßhalb reiner Schwindel und krankhafte Vergötterungssucht, Göthe als Naturforscher ersten Ranges neben Newton, Cuvier, Humboldt, Darwin hinzustellen [4]. Was ihn auszeichnet,

---

[1] E. Häckel, Anthropogenie. Leipzig 1877. S. 72. 610 ff.

[2] E. Häckel, Die Naturanschauung von Darwin, Göthe und Lamarck. Jena 1882. — Vgl. dazu Wigand, Der Darwinismus. Braunschweig. 1876. II. 433. — O. Vogel, Häckel und die Monistische Weltanschauung. Leipzig 1877. S. 23.

[3] Du Bois-Reymond a. a. O. S. 33. 34.

[4] Was soll man dazu sagen, wenn ihn der neueste „Vorredner“

das ist die lebhafte, sinnliche Beobachtungsgabe, ein mächtiges Naturgefühl und eine glänzende Dichtergabe, um das Beobachtete klar und durchsichtig, das Empfundene tief und ergreifend, in Prosa wie in Versen, darzustellen. Dadurch hat er das Interesse für die Natur und für die Naturwissenschaften in den weitesten Kreisen gehoben; er hat, wie Alexander von Humboldt anerkennt, „die Zeitgenossen mächtig angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen und das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Band umschlang"[1]. Das sind wahre, unläugbare Verdienste, die jeder gern anerkennt. Doch schon in der Auffassung des Weltganzen und seiner Gesetzmäßigkeit, in ausgebreiteter Naturkenntniß und in glänzender Naturschilderung tritt er weit gegen Humboldt zurück. An Stelle klarer, kosmologischer Aufschlüsse bietet er verschwommene pantheistische Träumereien[2]; an Stelle einer umfassenden Physik eine unhaltbare Farbenlehre; an Stelle eines gründlichen naturgeschichtlichen Wissens osteologische, morphologische, geologische Einzelheiten. Von den sogenannten „Welträthseln" wird keines gelöst, und die Forschung selbst sinkt, wie bei Voltaire, Rousseau und Diderot, nur zu oft zum geistreichen, dilettantischen Spiel herab[3].

Am schlimmsten erging es Göthe auf dem Felde der Geologie. Hier stand er nach fünfzigjährigem Dilettantismus eben

und „Einleiter" zu Göthe's naturwissenschaftlichen Schriften „den Copernicus und Kepler der organischen Welt" nennt? Da ist Häckel denn doch bescheidener und vernünftiger, indem er gesteht: „Allerdings hat Göthe niemals eine zusammenhängende Darstellung seiner Entwicklungstheorie gegeben." Anthropogenie S. 72.

[1] Alexander von Humboldt, Kosmos II. 75.

[2] „Hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz todtes vergebliches Bemühen." Eckermann, Gespräche. I. 90.

[3] Ueber das Vage, Schwankende und Inconsequente in Göthe's Metamorphosenlehre vgl. Tilmann Pesch a. a. O. II. 218. 219.

jenem Manne gegenüber, der sein ganzes Leben der Naturforschung gewidmet, die ganze Welt durchwandert, in der Geologie speciell einen europäischen Ruf erworben hatte: Alexander von Humboldt. Göthe kannte ihn persönlich. Sie hatten früher viel über naturwissenschaftliche Dinge mit einander verhandelt. Sie standen auf freundlichem, wenn auch nicht vertraulichstem Fuß. Ein Buch Humboldts, „Vertheilung der Pflanzengestalten“, tröstete den Dichter Anfangs Juni 1816, als der Tod Christiane's eine bedenkliche Lücke in seinen Haushalt gerissen [1]. Alle Complimente Göthe's vermochten indeß ebenso wenig, als früher die „Xenien“, Humboldts Urtheil in wissenschaftlichen Dingen zu bestechen. Er hatte zu viele Vulkane gesehen und untersucht, um mit dem Chef des Ilmenauer Wasserbergwerks an dessen Wassergeologie zu glauben. Im Jahre 1823 erschien sein Heft „Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in den verschiedenen Erdstrichen“. Es war schrecklich — Humboldt war Plutonist! Kläglich wand sich Göthe, als er das fatale Buch, wenn nicht recensiren, so doch anzeigen sollte:

„Genanntes Heft, von Freundeshand verfaßt und zugesendet, nehme ich dankbarlichst auf, indem es zu keiner gelegeneren Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umsichtiger, tiefblickender Mann, der auch seine Gegenständlichkeit, und zwar eine grenzenlose, vor Augen hat, gibt hier aus hohem Standpunkt eine Ansicht, wie man sich von der neueren ausgedehnten vulkanistischen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

„Das fleißigste Studium dieser wenigen Blätter, dem Buchstaben und dem Sinne nach, soll mir eine wichtige Aufgabe lösen helfen, soll mich fördern, wenn ich versuche, zu denken wie ein solcher Mann, welches jedoch nur möglich ist, wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die

---

[1] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 314.

Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.“ [1]

Es gelang nicht. Der gute Herr war zu alt, zu eigensinnig auf seine vorgefaßten Ideen versessen. Um die Gemüthlichkeit aufrecht zu halten, schickte er dem für Damen keineswegs gleichgiltigen Naturforscher im nächsten Januar (1824) die schöne Klavierspielerin Madame Szymanowska, die eben nach Paris ging, in's Haus; die konnte wohl mit einer Friedenspolka Neptunismus und Plutonismus versöhnen!

„Nun mahnt mich die Gelegenheit, durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau dies Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann.“ [2]

Humboldt war nicht weniger verbindlich und galant. Er widmete „Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath von Göthe“ noch ein paar freundliche Briefchen und übermittelte ihm 1827 die Gedichtsammlung „einer geistreichen jungen Dichterin, Madame Amable Tastu, Frau eines hiesigen Buchhändlers, mit dem Ausdrucke der innigsten Bewunderung“, und dazu „ein wunderschön eingebundenes Exemplar der Urika und das Kupfer nach Gerards geistreicher Zeichnung“, ein Geschenk der schwerkranken Duchesse de Rauzan, geborenen Duchesse de Duras, nebst den erklärenden Zeilen von ihrer Hand:

„Mais la Gravure est pour Goethe, la Gravure est le principal, le livre n'est que l'accessoire, et je ne l'ai envoyé que pour pouvoir écrire quelque part le mot de reconnaissance que je sens vivement pour l'indulgence de votre patriarche.“ [3]

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 412. 413.

[2] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 317.

[3] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 320—322.

Von Plutonismus und Neptunismus sagte Humboldt nichts; auch Göthe schwieg öffentlich. Im Stillen aber hegte er wider den großen Naturforscher einen unversöhnlichen Grimm:

„Wenn Alexander Humboldt," sagte er am 6. März 1828 zu Müller [1], „und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamiren; schon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheidter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheidtere ist, halten muß.

„Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutonist oder Neptunist, sagte Göthe: O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht sagen, man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinanderzusetzen. Ohnehin bedeutet solch' ein Parteiname späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich schreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort."

Besonders empfindlich war es ihm, als am 28. October 1829 das von Elie de Beaumont vorgetragene Erhebungssystem der französischen Akademie von der betreffenden Untersuchungscommission zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen wurde.

„Die Verlegenheit," schrieb er [2], „kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowohl gegründet scheinenden als über die ganze Welt verbreiteten Wernerischen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat."

Eine offene Controverse wagte er nicht [3]. Er begnügte sich,

---

[1] Burkhardt, Göthe's Unterh. mit Müller. S. 124.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 469.

[3] An Zelter schrieb er (3. Oct. 1831), daß er Humboldt für einen bloßen Redekünstler halte: „Daß sich die Himalaya-Gebirge

seinem Verdruß in „Verschiedenen Bekenntnissen" Luft zu machen, die aber erst nach seinem Tode gedruckt erschienen. Er zählt da noch einmal alles auf, was er für die Geologie gethan und wie er die neue Lehre nicht annehmen könne. Der Hauptsatz lautet:

„Nach meinem Anschauen baute sich die Erde aus sich selbst aus; hier erscheint sie überall geborsten und diese Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt."

Als den stärksten Trumpf spielt er dann das Pyrophylacium des P. Athanasius Kircher aus, indem er thut, als wäre die neue vulkanische Theorie eine bloße Wiederholung der Hypothesen, welche der für seine Zeit sehr universell gebildete, forschungseifrige und fleißige Jesuit zwei Jahrhunderte früher, als es noch gar keine wissenschaftliche Geologie gab, aufgestellt hatte [1].

Hier, wie in der Religion und Politik, langte der greise Dilettant beim vollen pessimistischen Bankerott an.

„Man bildet sich vergebens ein," sagte er am 27. Januar 1830 [2], „daß man allen literarischen Erscheinungen face machen

---

auf 25 000 Fuß aus dem Boden gehoben und doch so starr und stolz, als wäre nichts geschehen, in den Himmel ragen, steht außer den Grenzen meines Kopfes, in den düstern Regionen, wo die Transsubstantiation rc. (!) hauset, und mein Cerebralsystem müßte ganz umorganisirt werden — was doch schade wäre —, wenn sich Räume für diese Wunder finden sollten. Nun aber gibt es doch Geister, die zu solchen Glaubensartikeln Fächer haben, neben sonst ganz vernünftigen Loculamenten; ich begreif' es nicht, vernehm' es aber doch alle Tage. Muß man denn aber Alles begreifen? Ich wiederhole: unser Welteroberer ist vielleicht der größte Redekünstler. ... Dagegen erscheine ich ihnen als der hartnäckigste Häresiarch, worin uns Gott gnädiglich erhalten und bestätigen wolle." Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 308. 309. — „Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche!" Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 466.

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 471.

[2] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit Müller. S. 129.

könnte; es geht einmal nicht, man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Welttheilen herum und ist doch nicht überall zu Hause, stumpft sich Sinn und Urtheil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es selbst so; ich bereue es aber zu spät. Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben."

---

5. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

1807—1828.

„Es ist kein Wunder, wenn der Dichter im Verhältniß zu der Ueberfülle des vielseitigen ihn bedrängenden Stoffes sich selbst nur zum Redacteur ihm anvertrauter Papiere macht."

Karl Rosenkranz, Göthe. 469.

„Ja, gegen das Ende hin lockert sich das Ganze so auf, daß das Ende eigentlich gar nicht da ist. Aber alles dieß ist wieder so tief begründet, so charakteristisch, hat einen so genauen Zusammenhang mit dem eigentlichen Wesen der Wanderjahre, und wird von einem so blendenden und doch höchst aufklärenden Reichthum von Schönheiten überboten, daß das eben die Vollendung der Wanderjahre ist, daß sie nicht vollendet sind."

Dr. Alexander Jung, Göthe's Wanderjahre. 62.

Für etwa sieben Jahre, von 1812 bis 1819, tritt der „West-östliche Divan" als Göthe's poetische Hauptarbeit aus seinem ewigen literarischen Durcheinander hervor. Dann zersplittert sich seine Thätigkeit als Dichter, wie jene als Naturforscher, Aesthetiker, Literaturkritiker und Selbstbiograph wieder in bunten kleineren Einzelheiten, die nur von der allgemeinen Grundrichtung seines Geistes zusammengehalten werden, bis sich endlich der Wunsch geltend macht, die schon lange geplante und begonnene Fortsetzung des „Wilhelm Meister" durchzuführen, den noch immer fragmentarischen „Faust" zu vollenden und durch eine Gesammtausgabe seiner Werke in 40 Bänden seiner Familie die Erbschaft seines ganzen literarischen Eigenthums, dem deutschen Publikum aber die volle Hinterlassenschaft seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu sichern. Alle diese drei großen Aufgaben sollte der in seinem

sterblichen Leben so sehr begünstigte Greis noch bei ungewöhnlicher Kraft, Geistesfrische und Rüstigkeit lösen, obgleich der Tod wiederholt in schweren Krankheitsanfällen an seine Thüre pochte und das Geplante unmöglich zu machen drohte. Schon 1821 vollendete er eine erste Ausgabe der „Wanderjahre", 1829 eine zweite; 1830 war die Gesammtausgabe seiner Werke vollendet, 1831 der zweite Theil des „Faust". Von seiner Selbstbiographie kam wenigstens noch ein vierter Theil heraus und brachte die Geschichte seiner Jugend zum Abschluß.

Was seine gesammelten Werke betrifft, so hat Göthe damit zuerst buchhändlerisch großes Unheil erlebt, dann aber auch steigendes Glück. Die erste Sammlung von „Göthe's Schriften" in drei Bänden veranstaltete nämlich 1775 und 1776 der Berliner Buchhändler Himburg: es war ein Nachdruck, der Göthe nichts einbrachte als eine rasche und weite Verbreitung seines Ruhmes. Schon 1777 erschien davon eine zweite Auflage, 1779 eine dritte, letztere um einen vierten Band vermehrt. Himburg drückte dem Dichter seinen Dank für das rentable Unternehmen durch eine Sendung von Berliner Porzellan aus, und der Dichter erwiederte die Sendung mit einem wohlverdienten Spottgedicht[1]. Im Jahre 1786 gab Göthe dann für ein Honorar von 2000 Thalern seine Werke dem Buchhändler Göschen zu Leipzig in Verlag. Die Ausgabe wurde in den Jahren 1787 bis 1790 vollendet[2].

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. II. 200; XXIII. 10 ff. — Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. I. 176.

[2] Göthe hatte viel Verdrießlichkeiten mit ihm. Besonders war er über die geringere vierbändige Ausgabe seiner Werke ungehalten, welche Göschen neben der achtbändigen veröffentlichte. Endlich verletzte es ihn sehr, daß Göschen den Verlag seiner „Metamorphose der Pflanzen" geradezu ablehnte. Strehlke, Göthe's Briefe. I. 210. — Göthe-Jahrbuch. II. 395—408. — Worauf Göschen hauptsächlich speculirte, sagt seine Bemerkung: „Ich wollte, ich könnte nach England. Dort wäre, glaub' ich, mehr mit Göthe's Werken zu machen, weil Werther auch dort ein gewaltiges Fieber der Empfindsamkeit erregt hat." Göthe-Jahrbuch. II. 396.

Seine „Neuen Schriften“ verlegte er von 1792 bei Unger in Berlin, es erschienen bis 1800 sieben Bände. „Hermann und Dorothea“ jedoch übergab er 1798 für sich an Vieweg, und ebenso 1802 „Was wir bringen“; „Mahomet“ und „Tancred“ an Cotta in Stuttgart, mit welchem er durch Schillers „Horen“ in nähere Beziehung getreten war. „Hermann und Dorothea“ blieb bei Vieweg, „Rameau's Neffe“ kam an Göschen, „Cellini“ und „Winckelmann“ dagegen an Cotta. Letzterer übernahm von 1806 an neben dem Druck einzelner neuer Schriften eine neue Ausgabe von Göthe's Werken in 13 Bänden, 1815 eine abermals vermehrte in 20 Bänden, welche 1819 abgeschlossen wurde. Göthe zeigte sich bei diesen buchhändlerischen Geschäften als ein sehr genauer, sehr auf seinen Vortheil bedachter und, wie Cotta einmal bitter klagt, selbst durch Mißtrauen kränkender Rechner [1].

„Es ist,“ schreibt Schiller an Cotta [2], „um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Göthe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt, und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist auch kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht.“

Als die Buchhandlung Schubert und Niemeyer in Hamburg durch eine schöne und wohlfeile Ausgabe, welche „des Hochgefeierten Werke auch minder Begüterten zugänglich machen“ sollte, sowohl den Gewinn des Verlegers wie des Dichters auf's Neue zu beeinträchtigen drohte [3], kam Göthe nunmehr beim deutschen

---

[1] W. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876. S. 582 ff.

[2] Ebds. S. 455. Vgl. Histor.-polit. Blätter. Bd. 79. S. 49.

[3] Noch 1807 schrieb Cotta von einem Recensenten von Göthe's Werken in der Haller Zeitung: „Der Mensch hat mich zittern gemacht für das künftige Gedeihen meines Verlags.“ Göthe-Jahrbuch. VI. 109.

Bundestag um ein schützendes Privilegium ein und setzte Alles in Bewegung, um dasselbe zu erlangen. Am 24. März 1825 gelangte sein Gesuch in Frankfurt zur Besprechung; es dauerte aber fast ein ganzes Jahr, bis er das Privilegium erhielt[1] Unterdessen meldeten sich mehrere Buchhändler. Brockhaus in Leipzig bot 50 000 Thaler, Brönner in Frankfurt 80 000, Cotta von vornherein 10 000 mehr als jeder andere Buchhändler. Da Göthe's Sohn August aber wenigstens 100 000 haben wollte, zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Unter Vermittlung Sulpiz Boisserée's, der in Cotta's Namen für die 20 000 Exemplare der Taschenausgabe 60 000 Thaler bot und für weitere 20 000 einer Octavausgabe abermals so viel in Aussicht stellte, erhielt Cotta den Verlag, und der Contract kam am 30. Jan. 1826 zum Abschluß[2]. In Folge desselben bezog

Göthe (von 1795 bis 1832) . 233 969 fl. 21 kr. = 401 090,30 *M.*
seine Erben (bis 1865) . . 270 973 fl. 53 kr. = 464 464,95 *M.*
für 70 Jahre total . . 504 943 fl. 14 kr. = 865 555,25 *M.*[3]

Unter dem Neuen, was diese letzte Ausgabe eigener Hand brachte, sind „Wilhelm Meisters Wanderjahre" das Wichtigste. Dieser Roman ist neben dem zweiten Theil des „Faust" dasjenige größere Werk Göthe's, das am meisten vom Publikum mißverstanden und auch am meisten getadelt worden ist. Die Mängel desselben erklären sich aber sehr leicht, wenn man bedenkt, daß ein Greis von mehr als 75 Jahren es geschrieben. In so hohem Alter wechselt ein Mensch seine Ansichten selten mehr,

---

[1] Burkhardt, Die Privilegirung der Werke Göthe's u. s. w. Grenzboten 1872. Nr. 5. — Brief Göthe's an Fürst Metternich. Wiener Zeitung. 1870. Nr. 133. — Briefe an Graf Beust. Grenzboten 1874. Nr. 33. — Göthe's Eingabe an die deutsche Bundesversammlung: Karl Fischer, Die Nation und der Bundestag. Leipzig 1880. S. 523 ff.

[2] Sulpiz Boisserée I. 463 ff.; II. 381 ff.

[3] Nach Böhlau's Angabe im Leipziger Börsenblatt für Buchhändler. Allg. Ztg. 1880. Nr. 347.

noch seltener aber besitzt er jene Fülle dichterischer Gestaltungskraft, welche ein größerer Roman erheischt.

Wie ein wahrhaft vollendetes Epos, läßt auch ein durchaus tüchtiger Roman keine Fortsetzung zu. Einheit und Abgeschlossenheit der Handlung gehören hier zu den Grundbedingungen des Kunstwerks. Der „Werther“ und noch mehr die „Wahlverwandtschaften“ haben diese Vollendung, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ dagegen besitzen sie nicht. In der kautschukartigen Eindrucksfähigkeit und Bildsamkeit des Helden ist die Möglichkeit von zehn Fortsetzungen gegeben. Er hat keinen Charakter und kann sich deßhalb ewig weiterbilden, bis es dem Dichter beliebt, der Sache durch einen natürlichen oder gewaltsamen Tod ein Ende zu machen. Schiller fühlte das und fragte an, wo eigentlich die Lehrjahre zu Ende wären. Göthe wußte es selbst nicht, und kam durch die Frage auf den Gedanken, den Roman weiter zu spinnen. Er legte nun in den Schluß der Lehrjahre selbst die Anlagen zu einer neuen Verwicklung. Die Freimaurergesellschaft des geheimnißvollen Thurmes sollte sich über die ganze Erde ausbreiten und zum Weltbunde werden. Deßhalb sollte Jarno nach Nordamerika, der Abbé nach Rußland, Wilhelm aber nach Italien [1]. Der Bildungsproceß der Einzelnen sollte sich zum Weltbildungsproceß erweitern. Der Gedanke ist durchaus großartig, poetisch, Göthe's würdig. Es ist einer der Grundgedanken der Loge — und diese hat ihn keineswegs erfunden; denn es ist lediglich ein Nachbild von der Culturaufgabe der katholischen Kirche, ihr entlehnt und aus ihrer naturgemäßen hierarchischen Sphäre auf eine durch die Revolution atomisirte, von Gott und der göttlichen Ordnung abgetrennte Laiengesellschaft übertragen. Dem Greis kann man es nicht verargen, daß er noch von einer solchen unsichtbaren Laienkirche träumt, nachdem er die Idee davon 50 Jahre mit sich getragen.

Eine Idee ist aber noch kein Werk, kein Roman. Göthe hat das oft genug erfahren. In seinem zerfahrenen Treiben kam

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVII. 528 ff.

er nie so rasch wie Schiller dazu, seiner Idee Leib und Form zu geben. Schiller starb und mit ihm die Kraft entschiedenen Willensentschlusses, die selbst Göthe's Production zeitweilig geleitet und gehoben hatte. Er verkam in Optik und Morphologie. Aus den Novellen eines zweiten kleinen Decamerone, die er spielend hinwerfen wollte, wuchs eine zum selbständigen Roman aus, den „Wahlverwandtschaften".

Die übrigen, theils entworfenen, theils erst geplanten kleinen Erzählungen boten, obwohl schon im Mai 1807 mit „Wilhelm Meister" verknüpft, kein erquickliches Ganzes mehr. Dann trat der „Divan" dazwischen und lenkte des Dichters Interesse ab. Alle schon druckbaren Novellchen, „Die Flucht nach Aegypten", „Die pilgernde Thörin", „Das nußbraune Mädchen", „Die neue Melusine" und der „Mann von fünfzig Jahren", wurden nebst einem ganz unbestimmten Anfang der „Wanderjahre" in den Jahren 1808, 1809, 1815, 1816—1818 im Taschenbuch für Damen veröffentlicht. Was aus den „Wanderjahren" werden sollte, wußte Göthe selbst nicht. Durch Heinrich Meyer, der 1817 seine Heimath besuchte, zog er Nachrichten über die Verhältnisse der schweizerischen Baumwollenspinner ein, auch interessirte er sich sehr für die Auswanderung nach Amerika, die damals einigen Aufschwung nahm. 1820 schrieb er dann das Geschichtchen: „Wo steckt der Verräther?" und setzte „Das nußbraune Mädchen" fort.

Unzweifelhaft hätte er bei der nur sporadischen Zeit, welche ihm seine übrigen Thätigkeiten ließen, am besten gethan, sich nach anderen ähnlichen Novellenstoffen umzusehen und sie der Reihe nach auszuführen. Seine Geistesrichtung ging nun einmal auf's Reale, Concrete, auf das Kleinleben; sein Auge hatte die Sehweite des Mikroskops und sah darum im Gewöhnlichsten hundert artige Dinge, welche dem ungeübten Blicke des Prosaikers entgehen. Das Boudoir einer Dame, ein zierliches Landschloß, ein Gärtchen, eine Spinnerei war für ihn ein Universum. Für die Tragik des großen Welt- und Menschenlebens dagegen reichte sein Objectiv nicht hin. Wenn er in die Sterne sah, so blinzelten

ihm nur verliebte Augen daraus entgegen; wenn er die Weltgeschichte durchstöberte, zogen ihn höchstens Liebesgeschichten und das kleine Culturleben an. Mit seiner Meisterschaft der Form und Sprache konnte er in Miniaturmalerei alle anderen Novellisten weit überflügeln. Doch das Kleine sollte nun einmal zum Großen aufgebauscht, der Novellenkranz ein Roman werden.

„Ich nahm das Manuscript vor," so erzählt er[1], „aus einzelnen, zum (größeren!) Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche, durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erscheinen sollten (!). Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung."

Der Druck begann im Januar 1821 und war im Mai schon vollendet. Göthe hatte selbst das Gefühl, daß er dem Publikum ungemünztes Metall und verschwommene Gedanken vorlege, daß der geplante Roman eigentlich nicht gerathen sei. Er war auch offen genug, es zu sagen, und setzte dem Ganzen die Verse vor:

„Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle.
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerhin Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen;
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: ‚Ja, so ist mein Sinn.'
Ist ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängstet, bald ergetzt,
Und in so viel tausend Zeilen
Wieder sich in's Gleiche setzt." [2]

---

[1] Ebds. XXVII. 271. [2] Ebds. III. 260. 261.

Vereinzelten Lesern entging die Schwäche dieser poetischen Entschuldigung nicht.

„Man lasse sich aber nicht betrügen," so ließ sich einer derselben vernehmen[1]. „Alte Schätze sind es nicht, die hier feilgeboten werden, sondern alter Schutt ist es, den er aus Cotta's Taschenkalender zusammengetragen hat, um wo möglich auf einmal in Bausch und Bogen los zu werden, was einzeln niemand kaufen wollte. Wir sehn hier weiter nichts, als eine gemeine Finanzspekulation; längst gedruckte, höchst mittelmäßige und triviale Produktionen — die Flucht nach Aegypten, das nussbraune Mädchen, der Mann von fünfzig Jahren, und mehrere ähnliche Sächelchen — sollten unter einem trüglichen Aushängeschild aufs neue in Kurs gesetzt werden. An mehr als einem Orte gesteht der Verfasser sehr naiv, ‚dass er seine alten Schätze zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten nicht vermögend sei'; und dennoch fordert er nicht nur in der vorhin angezogenen Strophe, sondern auch in mehreren sogenannten ‚Zwischenreden' den Leser auf, sich nach seiner eigenen Dichtergabe das Ganze selbst auszubilden. Bequemer hat es sich noch nie ein Schriftsteller gemacht; den Leser, welcher berechtigt ist, ein poetisches Kunstwerk zu erwarten, will er zu seinem Handlanger machen. Was er aber selbst nicht vermochte, das wird schwerlich auch irgend einer seiner Leser vermögen. Denn wie wär' es wohl möglich, aus den ganz heterogenen Materialien der Wanderjahre eine zusammenhängende Dichtung zu schaffen, die nur einigermaßen die Ansprüche befriedigte, welche die Poetik an jede Produktion, als ein in sich abgeschlossenes Ganze, zu machen hat. Schon der Anfang der Wanderjahre, die Flucht nach Aegypten, hat keinen Zusammenhang mit dem Schlusse von Wilhelm Meister's Lehrjahren. Während man in den Lehrjahren gar nicht erfährt, ob der Held der Geschichte jemals reisen werde, findet man ihn im ersten Kapitel der Wanderjahre schon wirklich auf der Reise. Ebensowenig hat

---

[1] Friedr. Glover, Göthe als Mensch und Schriftsteller. 2. Aufl. Halberstadt 1824. S. 175 ff.

das nussbraune Mädchen einen Zusammenhang mit dem Gange des Romans; und dasselbe gilt nicht nur von dem darauf folgenden Fragmente der Mann von fünfzig Jahren, sondern auch von allen übrigen Märchen, aus welchen das Opus konsarzinirt ist.

„Das Merkwürdigste im Buche ist eine Philosophie über Pädagogik, Religion und Kunst. Sie setzt das Höchste der menschlichen Bildung in das ‚Beschränken auf ein Handwerk‘; gründet die Erklärung des Mysteriums der Dreieinigkeit auf die vier Ehrfurchten vor uns selbst, und dem was unter uns, über uns und uns gleich ist; beleuchtet das Wesen der schönen Künste meist nur von der Seite des Technischen und Mechanischen, und erklärt die dramatische Poesie für absolut unwerth. Wer Lust hat, diesen Unsinn näher kennen zu lernen, der nehme das Opus zur Hand.“

Gleichzeitig mit Göthe's „Wanderjahren“ erschien zu Quedlinburg anonym ein Werk mit dem gleichen Titel: „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Es war der protestantische Prediger Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow, der sich diesen Spaß erlaubte. Wie Göthe's Vertheidiger, Professor Schütz (junior) in Halle, sagt, „hat er Titel und Inhalt, ja sogar den Stil dieses Romans, für seine Dichtung (auf eine unläugbar geniale [?] Weise) nur ergriffen, um in ihr nicht bloß über den ‚Wilhelm Meister‘, sondern über die Poesie Göthe's überhaupt den Stab der Kritik zu brechen, und in einer in Kunst und Wissenschaft nicht minder als in politischer Beziehung revolutionären Zeit die Fackel der Empörung wider den größten unserer vaterländischen Dichter, der seit einem halben Jahrhundert der Stolz seiner Nation ist, zu schwingen“ [1].

Schütz schrieb gegen Pustkuchen ein ganzes Buch von 460 Seiten, breitspurig, ungenießbar über die Maßen. Mit überschwänglicher Begeisterung trat ihm Varnhagen van Ense zur Seite, spürte in literarischen Briefen den Geheimnissen der Göthe'schen

---

[1] Schütz, Göthe und Pustkuchen, oder: über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Verfasser. Halle 1823.

„Wanderjahre" nach und erklärte zum Schluß: „Das Werk ist in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verständniß zu arbeiten und zu genießen." [1] Der Philosophieprofessor Dr. Kayßler in Breslau stellte in hochtrabender Lobpreisung die pädagogischen Anschauungen Göthe's denjenigen Plato's zur Seite [2], und der Chorherr und Gymnasialprofessor J. St. Zauper zu Pilsen tröstete sich über das kaleidoskopische Durcheinander des Romans mit dem salbungsvollen Spruch: „Hat doch das menschliche Leben, jene wirkliche Wanderschaft, ebenso wenig Zusammenhang, und es sieht damit recht kunterbunt aus; der besonnene, erfahrene Geist bringt erst eine Bindung in die losen, wechselnden Gestalten." [3]

Göthe, ein viel einsichtigerer Kopf, als seine chauvinistischen und pedantischen Verehrer, ließ sich von ihren wohlfeilen Lobsprüchen nicht bethören. Spottete er auch über den „Püstrich" Pustkuchen und seine anderen Gegner, so gab er ihnen im Grunde recht. Er sah es selbst ein: der Roman mußte umgearbeitet werden, wenn er etwas heißen sollte.

Nachdem er also 1826 die „Helena" vollendet hatte, ließ er das Gedruckte in einzelnen Abtheilungen neu abschreiben und blaues Papier in die Lücken legen, die neugearbeitet werden sollten, um aus den unzusammenhängenden Erzählungen womöglich dießmal ein organisches Ganzes zu gestalten [4]. Viel versprach dieses mechanische Verfahren nicht. Am Ende des Jahres arbeitete er ein früher projectirtes Gedicht zur Erzählung um: Die Novelle vom Kinde und Löwen. Sie paßte indeß nicht zum Andern und blieb davon weg. Erst Anfangs 1827 kam er an den neuen Rahmen, welcher die nun schon zweimal gedruckten Novellen zu einem Roman verbinden sollte. Neues Unheil! Das auf zwei Bände berechnete Material schwoll auf drei an. Auf Weihnachten 1828 sollte das ganze Werk gedruckt sein, und am 11. September noch klagt Eckermann:

---

[1] Ebds. S. 251. [2] Ebds. S. 312. [3] Ebds. S. 360.
[4] Eckermann, Gespräche. I. 198. 200. 211.

„Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu erfinden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.“ [1]

Während des Druckes stellte sich heraus, daß sich Göthe wegen der großen Schrift des Abschreibers in der Bogenzahl verrechnet hatte und daß der zweite Band zu dünn werden würde. In dieser neuen Noth griff der Dichter zu einem andern Packet alter Schriften und ließ daraus von Eckermann ein paar Bogen Füllsel zusammenstellen [2]. Die Hälfte davon ward noch in den zweiten Band gepfropft mit dem Titel: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“, die andere Hälfte ward dem dritten Band angehängt: „Aus Makariens Archiv“. So ward die letzte Flickerei schlimmer als die erste — und das Ganze war und blieb eine Flickarbeit [3]. Bei echt künstlerischer Production hätte Göthe nie seine 40 Bände voll bekommen.

Nach einer solchen Entstehungsgeschichte verlohnt es sich wahrlich nicht, alles zu verzeichnen, was die Kritik, die zeitgenössische wie die spätere, über das Werk gesagt hat. Selbst die Verehrer Göthe's wurden jetzt etwas kleinlaut. Erst nach Jahrzehnten bekamen auch die „Wanderjahre“ ihren Glorienschein. Ihre vorzüglichsten Lobredner wurden Karl Rosenkranz [4], Karl Grün [5],

[1] Ebds. II. 7. [2] Ebds. II. 231—233.

[3] „Es ist wohl keine Frage,“ sagt Göthe selbst, „daß man das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch gehaltene Stellen ausführlich hätte hervorheben können, allein man muß zu endigen wissen; ja dießmal hat mich der Setzer genöthigt, abzuschließen.“ Sulpiz Boisserée II. 519.

[4] Karl Rosenkranz, Göthe und seine Werke. Königsberg 1847. S. 468 ff. Vgl. S. 422 ff. 479 ff.

[5] Karl Grün, Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte. Darmstadt 1846. S. 270 ff.

Ferdinand Gregorovius[1] und Alexander Jung. Letzterer hat ein umfangreiches Buch darüber geschrieben[2]; nach ihm sind „Göthe's Wanderjahre in der Reihe aller Göthe'schen Bücher das prophetische Buch, das eigentliche Buch der Zukunft" — wir können hinzufügen — eine Art Apokalypse der Freimaurerei, worüber denn die „Br." selbst sich ihr Urtheil bilden mögen. Für uns Christen vom alten Schlag kann ein so zusammengestoppelter Flickroman natürlich nicht die Würde eines heiligen Buches beanspruchen. Die einzelnen Fragmente aber sind auch als Fragmente von höchst verschiedenem Werth; zunächst die Erzählungen, welche Göthe selbst mit Blumen vergleicht, die durch „Binsen" zum Kranz oder Strauß gewunden werden sollen.

1. Die erste Erzählung, mit welcher der Roman beginnt, hat einen ungemein frommen, ja fast katholischen Anhauch. Schon die Titel erinnern an verehrungswürdige Geheimnisse, liebliche Legenden, erhebende Volksandacht: „Die Flucht nach Aegypten" — „Sanct Joseph der zweite" — „Die Heimsuchung" — „Der Lilienstengel"[3]. So lauten die Titel. An einer Reihe religiöser Stiche hat Göthe das Leben des heiligen Patriarchen studirt[4]. Die Compositionen gefielen ihm. Es gab ein paar artige Stilübungen. Selbst der ernste Offenbarungsgehalt, den die Legende so anmuthig umkleidete, schreckte den alten Heiden nicht ab. Er hatte gelernt, das Christenthum nicht kämpfend, sondern tändelnd, spielend von sich abzuweisen. Aus Sanct Joseph macht er einen verliebten jungen Zimmermann, aus der Madonna eine eben niedergekommene schöne junge Wittwe, aus der Flucht nach Aegypten eine artige Liebesgeschichte, und aus dem „Lilienstengel" den schönen, in weiße

[1] Ferd. Gregorovius, Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen. Königsberg 1849.

[2] Alexander Jung Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Mainz 1854.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 27—46.

[4] An Bourdons „Flucht nach Aegypten". Siehe Kunst und Alterthum. II. 1. S. 157—162.

Linnen gewickelten Knaben, dessen Pflegevaterschaft „Sanct Joseph der zweite“ übernimmt. So ist der Leser und die Leserin aus der katholischen Atmosphäre glatt und unmerklich in den Kreis versetzt, in welchem der Dichter ihn haben will — in den Ideenkreis Wilhelm Meisters — der, als er jung war, die Liebesgeschichten selbst erlebte, jetzt als „Pflegevater“ sich erzählen läßt [1].

2. „Die pilgernde Thörin.“ [2] Da sind wir denn gleich in der gesellschaftlichen Welt, in welcher die „Lehrjahre“ entstanden, im französischen Salon vor der Revolution, wo man sich am liebsten mit anrüchigen Histörchen unterhielt. „Eine schöne Unbekannte“ begegnet dem ältern Herrn von Revanne im Walde und wird von ihm auf sein Schloß genommen. Sie scheint närrisch, ist aber die interessanteste Person von der Welt. Vater und Sohn verlieben sich in sie. Sie wagt nicht selbst zu entscheiden, stellt sich beim Vater, als ob sie bereits durch seinen Sohn Mutter geworden, während der Sohn sie jetzt für des Vaters Maitresse hält; sie aber flieht, nachdem sie mit einem Mädchen niedergekommen. Die Anekdote circulirte schon 1789 zu Weimar, in Leuchsenrings Cahiers de lecture. Göthe hat sie mit einigen unerheblichen Abänderungen bloß übersetzt, ohne indeß irgendwie anzudeuten, daß sie nicht seine Erfindung ist [3].

---

[1] Chorherr Zauper war naiv genug, zu sagen: „In den ‚Wanderjahren‘ bilden die Flucht nach Aegypten, die Heimsuchung und der Lilienstengel ein herrliches Idyll, das zarter kaum sich denken läßt und unschuldiger.“ Schütz a. a. O. S. 362. Für ein innig gläubiges katholisches Gemüth ist diese Mißhandlung der evangelischen Thatsachen auf's Tiefste verletzend.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 68—80.

[3] Cahiers de lecture. 1789. Vol. I. p. 121. Das eingefügte Gedicht ist die Uebersetzung eines französischen Volksliedes; s. Recueil des plus jolies chansons de ce temps. Paris 1764. Abgedr. in dem „Büchlein von Göthe“ (Weimar 1853. S. 100 ff.), „um Göthe's Talent der Behandlung fremder Stoffe, wenn er sie zu seinem Eigenthum machen wollte, in's hellste Licht zu stellen“.

3. „Das nußbraune Mädchen"[1] ist von Göthe selbst erfunden, ein Versuch, in den bis dahin zerfahrenen Roman etwas Spannung zu bringen. Die Heldin ist die „Tochter des liederlichen Pachters, eine wilde Hummel von Brunette, die Nachodine hieß und die wer weiß wohin gerathen ist". Das ist ihre Einführung in den Roman. Wilhelm Meister interessirt sich sofort für die wilde Hummel und übernimmt es, ihr nachzuspüren. Doch ehe man nur dieses Wenige von ihr gehört, zieht Göthe aus seinen Schubladen schon eine andere Novelle hervor.

4. „Wer ist der Verräther?"[2] Eine erträglich harmlose Liebesgeschichte, spannend erzählt, voll Leben und von feiner künstlerischer Vollendung. Durch einen Monolog Lucidors, den Julie belauscht, erfährt sie, die ihm zugedachte Braut, daß er nicht sie, sondern ihre Schwester Lucinde liebt, und diese ist artig genug, die von ihm gewünschte Verbindung selbst einfädeln zu helfen.

5. „Der Mann von fünfzig Jahren"[3], nach einem einactigen Lustspiel, „Der Mann von vierzig Jahren", das Kotzebue 1795 aus dem Französischen bearbeitet hatte. Kern und Hauptelemente sind also geliehen. Zu den Künsten, ewig jung zu bleiben (gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit), fügt Göthe aber noch die Geheimnisse der Toilette und die „Liebe". So zieht denn die allerliebste Hilarie den 50jährigen Major dessen Sohn vor, während dieser mit einer „schönen Wittwe" entschädigt wird. Der Dichter zählte 54 Jahre, als er den Plan zuerst genauer durchdachte; er hätte auch noch so einen „Mann von siebenzig Jahren" schreiben können.

6. „Die neue Melusine"[4] — ein Märchen, das Göthe schon 1771 der Friederike in Sessenheim erzählt haben will. Er besprach es später wiederholt mit Schiller; doch reichte der vereinte Sonnenglanz der Aesthetik beider Dichter nicht hin, das

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 88 ff.

[2] Ebds. S. 100—127. [3] Ebds. S. 176—228.

[4] Ebds. S. 323—343.

„undenische Pygmäenweibchen" aus seinem Zauberkasten hervorzulocken. Erst 1816 bis 1818 wurde es endlich in Cotta's Damenkalender ausgestellt — glatt, fein, elfenhaft, zierlich, aber ebenso leicht, locker, lüstern, ein Gewebe von neckischen Liebesphantasien, ganz ohne jenen tiefernsten Grund, der Clemens Brentano's viel reichere und poesievollere Märchenwelt geistig beseelt und erhebt.

7. „Die gefährliche Wette."[1] Eine bloße Studentenanekdote der allergewöhnlichsten Sorte. Ein Student wettet, einen vornehmen, kriegerisch aussehenden Herrn an der Nase zu nehmen. Er gewinnt die Wette, indem er sich, auf's Barbieren eingeübt, als Barbier meldet. Der Herr hört durch die Schwatzhaftigkeit eines Studentenliebchens den tollen Streich und fängt einen Krawall an, bei dem der Student nur mit Noth entrinnt; der Herr wird über die angethane Unbill gemüthskrank, und sein Sohn versetzt dem Thäter im Duell eine ihn für's ganze Leben entstellende Gesichtswunde.

8. „Nicht zu weit!"[2] Eine nicht viel gehaltvollere Anekdote, aber mit etwas Liebe gespickt. Herr Odoardo hat auf den Geburtstag seiner Frau die Kinderchen zu einer häuslichen Abendfeier eingeübt, und das herrlichste Festmahl steht bereit. Aber sie kommt nicht; sie kurzweilt sich bei Anderen auf einem ländlichen Feste. Dem Mann wird das Warten zu lang. Er läßt sich in's Hotel fahren und trifft da die Haupttänzerin des ländlichen Festes, die, auf der Rückkehr in den Graben gefahren, eine leichte Verletzung davongetragen. Unterdessen kommt die Frau heim und findet sich namenlos unglücklich — und der Mann ist auch nicht glücklich.

Tausend deutsche Novellen sind seither geschrieben worden — dem Inhalt nach ebenso viel- oder nichtssagend, wie diese acht, Hunderte, die sie in der Kunst des Erzählens und in manchen Vorzügen der Darstellung erreichen, viele, die sie an geistigem Gehalt übertreffen. Auch die Feinheit der Form und der Sprache

---

[1] Ebds. S. 345—350. [2] Ebds. S. 359—368.

ist von neueren Novellisten wie A. Stifter, P. Heyse, B. Auerbach, W. Riehl, G. Keller völlig erreicht.

An's Lächerliche und Unverzeihliche streift die Fiction, durch welche Göthe die acht Erzählungen mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ und dann unter sich zu verkitten gesucht hat. Nachdem die vier Hauptpaare, Wilhelm und Natalie, Lothario und Therese, Friedrich und Philine, Jarno und Lydie, nach so vielen Abenteuern einander endlich gefunden haben, da ist als Fortsetzung und zweiter Roman höchstens ein Ehestands- oder Ehebruchsroman möglich, der letztere nach dem Vorleben der ganzen Sippe sehr wahrscheinlich. Kein vernünftiger Mensch aber kann erwarten, daß die vier Paare, noch ehe sie sich häuslich eingerichtet, auseinander gehen, wandern, sich jetzt durch förmliche Wanderschaft bilden wollen und zu diesem Behuf ein Gelübde thun, nicht über drei Tage und Nächte unter demselben Dache zuzubringen. Das übersteigt die Wahrscheinlichkeit, deren auch ein Roman bedarf, um nicht zum ungenießbaren, interesselosen Phantasiespiel zu werden.

Die Fiction ist so schal, daß der Dichter sich selbst genöthigt fühlte, davon abzugehen. Das Gelübde wird ebenso willkürlich gebrochen, als es gemacht ist. Eine wahre Spannung aber wird damit nicht erreicht. Jeder sieht bald die Flaschenzüge und platten Maschinen, mit welchen, Stück um Stück, die acht Geschichten in die Wanderschaft hineingetrieben werden [1]. Die vier Paare wan-

---

[1] Den Höhepunkt der technischen Geschäftsprosa in der Zusammenleimung des Romans bildet die Zwischenrede (Werke. XVIII. 247), wo hinter dem „Mann von fünfzig Jahren“ und hinter den Wanderern das Personal der Cotta'schen Buchdruckerei aufmarschirt und erklärt, daß das Manuscript für den Band nicht reiche. Der Alte von Weimar aber läßt sich nicht verblüffen (denn nur Lumpe sind bescheiden!) und hebt also an: „Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leser eine Pause, und zwar von einigen Jahren, anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten. — Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen

dern nicht, um sich zu bilden, oder etwas Neues zu erleben, sondern bloß um sich die acht Geschichten aus Cotta's Damenkalender erzählen zu lassen.

Bloß eine Person ist noch da, an welche sich eine wirkliche Weiterentwicklung anhängen ließ. Wilhelms unehelicher Sprößling, der vorwitzige und naseweise Knabe Felix. Dieser soll gebildet, erzogen werden. Es ist hiermit Stoff zu einem zweiten Bildungsroman gegeben. Doch der Dichter geräth hierdurch sofort mit sich in Widerspruch. Denn er setzt der Bildung durch das lockerste, loseste und ungebundenste Leben, wie sie in den „Lehrjahren" gefeiert wird, hier in den „Wanderjahren" die verschrobenste Pedanterie, eine vollständige Kasernenerziehung entgegen. Inhaltlich gehören diese Partien noch zu den interessantesten des Romans. Es sind hier wenigstens noch Ideen ausgesprochen. Sind dieselben auch meist falsch oder barock utopisch und dem Roman höchst unkünstlerisch aufgebunden, nicht organisch eingewoben, so sind es doch immerhin Ideen, die zu Widerspruch oder Nachdenken anregen, nicht bloßes Anekdotenfutter. Man lernt da die wunderlichen Träumereien kennen, mit welchen der greise Göthe sich an Stelle einer religiösen, politischen, wissenschaftlichen und socialen Weltanschauung zu trösten suchte.

Es ist öfters von Schwankungen in Göthe's religiösen An-

---

zwei Kapiteln genügen, um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind, zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen. — Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhältnisse unserer alten Freunde sich steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind derart, daß zu hoffen steht, es werde Allen und Jeden, wenn sie sich in's Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir also zunächst, Einen nach dem Andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wiederzufinden." — Da wird man denn doch versucht, Kasperls „Zwischenrede" anziehender zu finden: „Meine Herren und Zuschauer! Jetzt ist's zwar aus; aber in einer kleinen Viertelstund', da geht's wieder an!"

sichten gesprochen worden [1]. Das ist nur dann richtig, wenn man darunter verschiedene Eindrücke und momentane Stimmungen versteht [2]. Nachdem er in früher Jugend den Glauben an ein positives Christenthum verloren, hat er sich nie mehr einer verbindlichen Autorität, weder der Bibel, noch der Tradition, noch der Kirche unterworfen; er ging in keinen Gottesdienst, er bekannte sich bald offen und herausfordernd, bald leiser und die christlichen Bekenntnisse ironisirend zum Heidenthum. Daneben laufen aber in allen Perioden seines Lebens freundliche Aussprüche über das Christenthum, sogar über die katholische Kirche. Er behielt sich aber völlig freie Hand, Alles zu loben, Alles zu tadeln, gegen Alles zu protestiren und namentlich — mit Allem zu spielen.

Das geschieht denn auch wieder in der „pädagogischen Provinz“ [3], in welcher der junge Felix untergebracht wird, um eine systematische Bildung zu erhalten. Das Land ist nicht näher bezeichnet, wie denn überhaupt in dem Roman die möglichste Verschwommenheit herrscht. Genug, es ist ein ganzes Ländchen lediglich pädagogischen Zwecken gewidmet, unter Leitung eines Triumvirats, welches eine zahlreiche, hierarchisch geordnete Schulmeisterschaft und durch diese die Jugend beherrscht. Alles ist geheimnißvoll, logenartig — eine Brüderschaft ohne Namen und gewohnte Titel. Die ganze Pädagogik gründet auf einem System, das Religion genannt wird, aber die völlige Negation jeder positiven Religion ist. Die Quintessenz ist die Lehre von den vier

[1] S. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841. S. 253 ff.

[2] „Freilich änderte sich zuweilen seine Stimmung, wie bald die eine, bald die andere Seite des Christenthums ihm entgegentrat. In den 20 Jahren (1785 bis 1805) überwog die Abneigung: hatte er das Christenthum doch zuletzt in dem Zerrbild des römischen Pfaffenthums gesehen! (sic!) Aber vorher und nachher ist sein Urtheil ganz anders.“ Julian Schmidt, Göthe's Stellung zum Christenthum. Göthe-Jahrbuch. II. 53.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 159 ff.

Ehrfurchten: von der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist — von der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist — von der Ehrfurcht vor dem, was unter uns steht. Jede dieser Ehrfurchten bezeichnet ein besonderes Stadium der Bildung, zu dem die Jugend nur stufenweise geführt wird. Durch die drei untern Stufen gelangt man zur höhern und höchsten: der Ehrfurcht vor sich selbst — diese ist „eigentlich die wahre Religion". Von den drei unteren Stufen hat jede ihren Tempel; die eigentliche, wahre Religion braucht keinen Tempel mehr. An seine Stelle tritt — die Loge.

Die israelitische Religion — d. h. das Alte Testament — zählt Göthe hier ausdrücklich unter die übrigen heidnischen (!). Von dem Alten Testament sagt er:

„Ein Hauptvortheil ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen." [1]

Heidenthum und Judenthum verkörpern nach ihm die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; deßhalb vereinigen sich in dem Tempel der Anfänger die Götterdarstellungen des heidnischen Olymps mit jenen des Alten Testaments. Der Tempel des zweiten Grades entspricht der Religion der „Weisen" — er ist mit den Vorgängen des Neuen Testaments, mit den Wundern und Parabeln Christi geschmückt.

„Denn," sagt er [2], „das Leben dieses göttlichen Mannes steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung: es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten; was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen; eine solche war die, welche

---

[1] Ebds. S. 169. [2] Ebds. S. 170.

Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deßwegen ist hier das Aeußere abgeschlossen."

Der Tempel des Heiden- und Judenthums steht das ganze Jahr und Allen offen; der Tempel der Weisen, d. h. die Lehre und Beispiele Christi während seines Lebens, ist zwar verschlossen, wird aber den Besonneneren mitunter gezeigt; der dritte Tempel endlich — eine Passionskirche, welche die Lehren und Beispiele des leidenden Erlösers darstellt, „kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlassen". Sonst wird dieses eminent christliche Heiligthum strengstens unter Schloß und Riegel gehalten:

„Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte (!).

„Aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren (!!). Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martyrgerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Antlitz verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint." [1]

Wir haben hier den Abriß eines neuen Religionssystems, welches, unter dem Scheine größerer Ehrfurcht, das eigentliche Wesen des Christenthums, den Gekreuzigten und seine Lehre vom Kreuze, aus seiner tausendjährigen allgemeinen Weltstellung in die Katakomben zurückdrängt, aus seinen Parabeln und allegorisch gedeuteten Wundern eine philosophische Sittenlehre braut, als allgemeine Weltreligion ein Gemisch von Heidenthum und Judenthum zurückführt, während der Einzelne im Grunde vor nichts

---

[1] Ebds. S. 173.

Ehrfurcht zu haben braucht, als vor sich selbst [1]. Wie das Christenthum in heldenmüthiger Verachtung seiner selbst um Gottes willen gipfelt, so legt diese neue Religion Gott, Welt und Menschheit dem eigenen kleinen Selbst zu Füßen. Es ist unschwer, in dieser „Ehrfurcht vor sich selbst" die praktische Religion der modernen sogen. „Gebildeten", die humanitäre Doctrin der Loge wiederzuerkennen [2].

An die Schrullen der vier Ehrfurchten hängt Göthe eine Art politisch-socialen Programms, das nicht weniger schrullenhaft utopisch ist. Er proclamirt den ewigen Frieden. Justiz und stehende Heere fallen weg: nichts Gewaltsames stört mehr die vor lauter Ehrfurcht lammfromm gewordene Menschheit. Nur eine Sittenpolizei besteht noch, um das ganze Gemeinwesen im Sinne der drei Aeltesten zu leiten [3]. Branntweinschenken sind verboten, damit es keine Räusche und Händel mehr gibt; Leihbibliotheken sind verboten, damit die classischen Werke besser abgehen, Cotta die 40 000 Exemplare der Gesammtausgabe los

---

[1] Es freut mich, hier nur mit einer kleinen Abänderung den Satz unterschreiben zu können, mit welchem Julian Schmidt seinen Aufsatz „Göthe's Stellung zum Christenthum" (Göthe-Jahrbuch. II. 49–64) schließt: „Denen es aber Ernst ist mit ihrer sittlichen Bildung, und denen die Kraft nicht fehlt, dürfen und sollen, das ist Göthe's Meinung, auch das Heilige, das die geoffenbarte Religion ihnen überliefert, durch die Motive sich verständlicher machen, die Kunst und Alterthum, Wissenschaft und Poesie ihnen an die Hand geben." Das ist sehr schön gesagt; das war immer die leitende Idee des katholischen Humanismus; das hat die katholische Bildung immer angestrebt, aber Göthe leider — nicht!

[2] Sulpiz Boisserée war schwach genug, sich diese jämmerliche Mißhandlung des Christenthums gefallen zu lassen: „Besonders hat uns die nähere Ausführung jenes Gedankens angesprochen, dem gemäß nur die ruhigen, friedlichen Vorstellungen aus den heiligen Schriften öffentlich, die Leidensgeschichte aber in geheimen Räumen abgebildet werden sollte." Sulpiz Boisserée II. 315.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 369 ff.

werden und Göthe die gewünschten 120 000 Thaler einstreichen kann [1]. Für „Liebe" ist dagegen reichlich gesorgt: es wird von selbst zur allgemeinen Lebensaufgabe, einander zu „lieben" und Liebesgeschichten zu erzählen [2]. Eine himmlische Welt! Um Uebervölkerung vorzubeugen, wandern die Unternehmenden aus, aber nicht auf Gerathewohl, sondern nach wohlerwogenem kosmopolitischem Plane; die Friedlichen aber bleiben zu Hause und betrachten ihren Grundbesitz nicht als Domäne, um sich zu bereichern, sondern als Mittel, sich und Anderen das Leben möglichst genußreich zu machen [3]. Um gesund und genußfähig zu bleiben, müssen Alle arbeiten und sich auf ein solides Geschäft verlegen — Ackerbau, Gartencultur, Industrie, Handwerk [4]. Selbst die liederliche Philine bekehrt sich, wird eine Nähterin und trägt beständig eine Scheere bei sich, um Kinderröckchen zuzuschneiden [5]. Damit das Leben aber darob nicht zu philisterhaft wird, treibt Jedermann zugleich schöne Künste, Musik, Malerei, Zeichnen, Baukunst, Poesie. Sulpiz Boisserée bedauerte nur, „daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen" [6]. Das ist aber ganz natürlich bei der heidnisch-antiken Grundrichtung des kosmopolitischen Ordens. Sehr auffallend dagegen ist, daß Göthe das Theater, dem er als Dichter und Intendant die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte, nunmehr vollständig preisgibt und verurtheilt. „Man glaubt," sagt Gottschall [7], „den ‚Hund des Aubry' dabei bellen zu hören."

„Die sämmtlichen Künste," läßt Göthe einen der ‚Aufseher' sagen [8], „kommen mir vor, wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eines aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu ver-

---

[1] Ebds. S. 372. [2] Ebds. [3] Ebds. S. 350 ff.

[4] Ebds. S. 375 ff. Vgl. dazu die aus Berichten von H. Meyer geschöpfte Schilderung der schweiz. Baumwollenindustrie. S. 310 ff.

[5] Ebds. S. 401. [6] Sulpiz Boisserée II. 315.

[7] Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur. I. 91.

[8] Göthe's Werke [Hempel]. XVIII. 259. 260.

zehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle; es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei, verleugnen kann.

„Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegungen, Sprache. Dies fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt, und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebens-Gewackel und -Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde."

So hat Göthe seine eigene Jugend- und Blüthezeit, seine langjährigen dramaturgischen Bemühungen im Verein mit Schiller, die Weimarer Hofbühne und die Glanzperiode Weimars selbst zu gutem Schluß auf den Entenpfuhl gesetzt. Es war Alles Gewackel und Geschnatter!

Welch einen Gegensatz bietet Calderon, der, nachdem er Jugend- und Mannesjahre der weltlichen Bühne gewidmet, mit fünfzig Jahren in den Dienst des Altars tritt und allen Reichthum der Poesie zum Kranze um das hochheilige Sacrament windet, die Bühne zum Vorhof der Kirche, die Dichtung zum erhabensten Gottesdienst gestaltet, und das Lob Gottes auf den Lippen, die Lust freudigen Schaffens nicht verliert bis zum letzten Augenblick!

Wie kläglich nimmt sich neben dem priesterlichen Dramatiker der verabschiedete Theaterintendant von Weimar aus, der in einem solchen Flickroman sein eigenes Schauspielerleben dem Gespött preisgibt und mit süßsaurem Gesicht dann beifügt:

„Mag doch der Redakteur dieser Bogen hier selbst gestehen, daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn

wohl überzeugen, daß dies ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?"

Es war die naturgemäße Folge seines ganzen Treibens. Der alte Herr hatte nicht mehr die physische Kraft, revolutionär zu sein, er hatte auch nicht die moralische Kraft, sich der gottgewollten Ordnung zu unterwerfen und in ihr den verjüngenden Muth der christlichen Hoffnung zu finden. So sitzt er denn da in seinem liberalen juste-milieu und verquickt längst gedruckte Liebesgeschichtchen mit moralisirenden Utopien.

„Er gibt," wie Gottschall richtig sagt[1], „nur Tabellen und Formulare, da seine poetische Schöpfungskraft zu sehr eingetrocknet war, um sie mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Die Figuren darin sind so blaß, daß man Mühe hat, ihr Bild zu erkennen; die Verwicklungen bieten gar kein Interesse. Der rüben- und kohlbauende, kartoffelfeindliche Onkel, die rhabdomantisch-siderische Makarie mit ihrer kosmischen Schwärmerei mögen allen denjenigen imponiren, welche den Geist unserer großen Dichter bis auf den letzten Tropfen auszupressen suchen und sich dabei nicht vor der Selbsttäuschung hüten, die Suppe mit dem Gewürz zu verwechseln, das sie selbst hinzugethan, um sie schmackhaft zu machen."

---

[1] A. a. O.

6. Letzte Lebensjahre. Tod.

1827—1832.

„Deßhalb denn, manchmal zurückschauend, in diesem Gänsespiel getrost vorwärts!"
Göthe an Zelter, 14. Dec. 1830.

„Vier sah ich kommen, drei nur geh'n;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht versteh'n.
Es klang so nach, als hieß' es — Noth;
Ein düst'res Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft;
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft."
Göthe, Faust.

Wovon Göthe zeitlebens am unliebsten hörte, das war — vom Sterben. Er hätte gar zu gerne sein Leben und Dichten, Sammeln und Ordnen, Lesen und Dictiren ewig so fortgetrieben. Starb ein näherer Freund und Bekannter, so wurde er gewöhnlich unsichtbar, bis die Beerdigung vorüber war, suchte sich in irgend einer Arbeit zu zerstreuen und durch neue gesellige Beziehungen den „Glauben an's Leben" zu erhalten. Er nahm mit regstem Antheil von allen neuen literarischen Erscheinungen Kenntniß, knüpfte mit den Schriftstellern des Tages an, lebte sich in alle „Fortschritte" hinein, schaute mit jugendlichem Sinn in die Zukunft, ohne griesgrämig der Vergangenheit nachzubrüten.

Die Welt ging indeß ihren alten Lauf. Den Männern der Aufklärungsperiode, welche schon längst im Grabe verschwunden waren, folgten bald die Helden der Revolutionszeit, und allmählich jene der Freiheitskriege und der Restaurationsepoche. Die österreichische Kaiserin Maria Ludovica, welche Göthe in Karlsbad besungen, verschied im April 1816 zu Verona. Napoleon I., zu dem er so bewundernd aufgeschaut, starb am 5. Mai 1821 auf Helena — verbannt und gehaßt von der ganzen Welt. Sein Gegner, Kaiser Alexander, mit dem ihn Göthe zu Erfurt

beisammen gesehen, starb 1825 in Taganrog. Lord Byrons kurzes, meteorhaftes Dichterleben erlosch schon 1824; Walter Scott ward 1830 in Folge von Ueberanstrengung von einem Schlagfluß getroffen und der Literatur für immer entzogen, wenn er auch Göthe noch um ein paar Monate überlebte.

Von den Stammvätern der neuern deutschen Philosophie verschwand Kant schon 1804, Fichte 1814, Hegel 1831 aus den Reihen der Lebenden. Nur Schelling überlebte den weimarischen Minister, der ihn einst in Jena angestellt.

Den Führern der classischen Literatur, Herder, Schiller, Wieland, folgten bereits 1814 Iffland und Joh. Georg Jacobi in's Grab nach, 1817 Jung-Stilling, 1819 Friedrich Leopold zu Stolberg, Kotzebue und Fritz Jacobi, 1821 Christian zu Stolberg, 1825 der Maler Müller und Jean Paul Friedrich Richter, 1826 der alte Joh. Heinrich Voß.

Von den Sängern der Freiheitskriege starb Theodor Körner 1813 den Heldentod; Max von Schenkendorf überlebte ihn nur um vier Jahre.

Die Romantiker, die Göthe als junge Generation um sich hatte aufwachsen sehen, waren zur Hälfte schon entschwunden, ehe er selbst die Augen schloß. Novalis starb 1801, Kleist 1811, Ernst Schulze 1817, Th. Amadeus Hoffmann 1822, Zacharias Werner 1823, Löben 1825. Sogar Friedrich von Schlegel, der geistige Führer der ganzen Bewegung († 11. Januar 1829), und Achim von Arnim, der Sammler des Wunderhorns († 21. Juni 1831), erlebten die Vollendung des „Faust" nicht mehr.

Wie ein Mathusala stand der Alte von Weimar zuletzt unter den Poeten und Schriftstellern einer späten Epigonenzeit, empfahl Rückert, kritisirte Platen, empfing Grillparzer und Heine, lobte Uhland, nahm die Huldigungen des Königs Ludwig von Bayern entgegen und erfuhr, daß Wolfgang Menzel, noch keine dreißig Jahre alt, „ein rechter Lumpenkönig" [1], sich an seinem Dichter-

[1] So nennt ihn Zelter (V. 65). Göthe scheint Menzels Buch nicht gelesen zu haben: „Ich wußte bisher weiter nichts von ihm,

lorbeer vergriffen habe, aber von den Franzosen dafür zurechtgewiesen worden sei.

Neben Göthe lebte in Weimar noch immer das großherzogliche Paar und eine Anzahl emeritirter alter Herren und Damen, die beim Liebhabertheater von 1776 mit dabei gewesen waren, in Jena der ehemalige Prinzenerzieher Knebel, sogar um fünf Jahre älter als Göthe, ein zäher Geselle. Noch in seinem 69. Jahre (1813) bekam er einen Sohn[1], mit 85 Jahren (1829) übersetzte er den „Saul" des Alfieri und mit 87 gab er seine Uebersetzung des Lucrez noch einmal neu heraus. Göthe's Jugendfreund, der General Klinger in Petersburg, dichtete zwar nicht mehr, aber er lebte noch immer, und man schrieb sich zum Jubiläum der 50jährigen Freundschaft[2]. Diese „Genies" waren rüstigere Naturen als Herder und Schiller, und versagten dem längst entschlummerten Klopstock die Gefälligkeit, seiner Prophezeiung gemäß eines frühen Todes zu sterben.

Auch in die nächsten Kreise Göthe's drang indeß allgemach der Tod ein. Der treue, alte Minister Voigt erlebte das Jubelfest Göthe's und des großherzoglichen Paares nicht mehr. Er starb schon den 22. März 1819. Ziemlich nahe ging Göthe ebenfalls der Tod des Philologen F. A. Wolf, welcher noch im Frühjahr 1824 zum Besuch in Weimar war, den 8. August aber schon in Marseille verschied. Eine volle Harmonie hatte zwar zwischen den beiden Männern nie geherrscht. Als echter Dichter kam Göthe von Wolfs künstlichen Homer-Hypothesen schließlich wieder auf

---

denn ich hätte viel zu thun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Criticus sich verhält: Le Globe vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmuthig, zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unserer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz" (V. 354).

[1] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 387.

[2] Göthe-Jahrbuch. III. 270; IV. 182.

seine eigenen früheren Anschauungen zurück. Was die beiden Männer aber immerhin noch zusammenhielt, das war ihre völlig heidnische, von allem Christlichen absehende, blinde und, bei aller Kritik, im tiefsten Grunde kritiklose Verehrung des classischen Alterthums[1].

Nachmittags den 9. Januar 1827 ging ein vornehmer Leichenzug an Göthe's Haus vorbei über den Frauenplan nach dem städtischen Kirchhof. Es wurde jene Charlotte von Stein zu Grabe getragen, an die er einst seine tausend Liebesbriefe geschrieben, an der er so innig gehangen und von der er sich so schnöde getrennt hatte. Das Alter hatte Alles wieder ausgeglichen. Charlottens Briefe waren verbrannt. Die 84jährige Greisin hatte in ihrem letzten Willen noch verordnet, daß ihr Leichenzug nicht an Göthe's Haus vorbeigehen sollte; aber die städtischen Leichenordner hielten das für einen Verstoß gegen alle Ordnung. Göthe ließ sich dabei durch seinen Sohn August vertreten. Ueber den Eindruck, den der Todesfall auf ihn gemacht, liegt keine Aufzeichnung vor. Dagegen wird von Knebel berichtet, daß er seinen Schmerz nicht zu beherrschen gewußt, sondern ausgerufen habe: „Es ist doch recht niederträchtig von mir altem, 80jährigem Kerl, daß ich heulen muß wie ein altes Weib! Aber eine solche Freundin zu verlieren, ist auch eine schwere Prüfung.“[2] Eine der größeren Verdrießlichkeiten ihrer letzten Lebenszeit war es, daß ihre kleine Schwägerin Sophie von Schardt 1817 katholisch wurde.

„Was meine Ansicht betrifft,“ schrieb sie ihr indeß, „so gönne ich Dir, wo Du kannst, am glücklichsten zu sein, und wäre

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XXIX. 557—559. Vgl. Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 53. — Schiller kam „der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung (der homerischen Epen) nothwendig barbarisch vor“. Ebds. II. 58. Und Walter Scott sagte von Wolfs Hypothese: „that it was the most irreligious one he heard of and could never be believed in by any poet.“ M. Bernays, Göthe's Briefe an Wolf. S. 21.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein. II. 519 ff.

es ja selbst türkischer Glaube. Unsere äußeren Religionsgebräuche sind ja nur Zeichen des Göttlichen in uns und Gott in jedem reinen Herzen willkommen, unter was für einer Form sein Geschöpf es ihm auch darbringt.“ [1]

Anderthalb Jahre hatte Göthe Zeit, von diesem Trauerfall aufzuathmen — da kam die Reihe an den Großherzog Karl August. Dieser war erst 70 Jahre alt und hatte sich bis dahin stramm gehalten. Am 29. Mai 1828 verließ er Weimar, um seine Tochter Marie in Potsdam zu besuchen, welche, das Jahr zuvor mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt, jetzt eben eines Söhnchens genesen war. Nach diesem Besuche blieb er vom 4. bis 12. Juni in Berlin, um nach alter Gewohnheit alles Sehenswürdige zu beschauen [2]. Am 7. Juni wurden Versuche mit einer neuen Percussionsflinte auf der Hasenheide gemacht, am 8. besuchte er die Pfaueninsel und war im Theater, am 9. sah er sich Sanssouci an. Obwohl ermüdet, angegriffen, krank, hatte er mit Alexander von Humboldt lange naturwissenschaftliche Unterredungen.

„Er fragte,“ wie dieser erzählt, „noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometenschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten ... In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner

---

[1] Ebds. S. 446.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. V. 57 ff. 62 ff.

Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir.‘ Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche,‘ rief er, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.‘ Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. ‚Das ist eine menschenfreundliche Lehre,‘ sagte er, ‚aber vom Anfange an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's.‘“ [1]

Am Mittag des 13. Juni verließ er Berlin. Eine unruhige Hast trieb ihn, weiterzureisen. Abends halb acht erreichte er Wittenberg, von Brustkrämpfen hart mitgenommen. Schon fünf Uhr Morgens war er am andern Tage reisefertig.

„Eine halbe Stunde später setzten sich Höchstdieselben auf die Troischke und befahlen dem Postillon, langsam um das — Dr. Luther errichtete — Standbild zu fahren, welches Höchst Sie auf allen Seiten betrachteten.“ [2]

So erzählt sein Adjutant, der Major von Germar. Ueber Bretsch und Torgau fuhren sie dann nach dem Gestüte zu Gradnitz. Nachdem Karl August dasselbe spät Abends noch besichtigt hatte, suchte er seine Zimmer auf. Unterwegs entrang sich ihm der Schrei: „Daß Gott erbarm!“ Er fuhr dann aber noch

---

[1] A. Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 150. 151.

[2] Nach den handschriftlichen „Acta, betr. die Krankheit, das Ableben und die Beisetzung des Großherzogs Karl August“. — Großh. sächs. Hausarchiv in Weimar. A. 844. — Nr. 10. „Letzte Lebenstage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl August.“ (Von Major Germar.)

fort, über Verschiedenes zu sprechen, besonders von der Schlacht von Torgau. Als er in ein zweites Zimmer gelangt war, gab er indeß plötzlich keine Antwort mehr, sondern sank todt in die Arme seines Adjutanten. Die Nachricht erschütterte Göthe auf's Tiefste.

„Ich hatte gedacht," sagte er zu Eckermann, der Abends spät ihn besuchte und ihn ganz niedergeschlagen fand, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will." [1]

Um den Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, zog er sich am 7. Juli auf das Schloß Dornburg zurück und blieb da zehn Wochen [2]. Der Thronfolger bot Alles auf, dem greisen Freunde seines Vaters den harten Schlag zu versüßen, und Göthe überstand die schwere Zeit wiederum glücklich in seinem Landaufenthalt. Auf ein Beileidsschreiben des neuen Fürsten antwortete er u. A.:

„Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: ‚Die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.'" [3]

In ruhig stiller Thätigkeit flossen abermals anderthalb Jahre hin, da folgte die verwittwete Großherzogin Luise (am 14. Februar 1830) ihrem Gatten in's Grab. Auch jetzt suchte sich Göthe wieder mit Arbeiten über Wasser zu halten; aber es wurde ihm dießmal schwerer.

---

[1] Eckermann, Gespräche. II. 4.

[2] Ebds. S. 5 ff. — Göthe-Zelter Briefwechsel. V. 67—115.

[3] Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834. S. 252. Vgl. S. 248—254.

„Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er[1], „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuern Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt."

Jetzt stand er allein, gleich dem letzten Baume eines gehauenen Waldes, um ihn eine neue Generation, die nur durch Bücher und Hörensagen von seinen Jugendstreichen wußte. Noch ein Jubiläum sollte er indeß feiern. Am Vorabend des Johannistages 1830 und der Julirevolution beging die Weimarer Loge festlich seinen Eintritt in ihren Bund. Daß die 50 Jahre eine bedeutende Lücke aufwiesen und daß er die Brüder zeitweilig für „Schelme und Narren" ansah, scheint beiderseits vergessen worden zu sein. Man dachte nur der Lieder, welche er seit 1808 der Loge gewidmet, der salbungsvollen Reden, worin er die heimgegangenen „Br." Wieland, Ridel, Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann gefeiert, und der Klugheit, womit er nach den Umtrieben und Zwistigkeiten der Jahre 1817 bis 1819 die etwas aus den Fugen gekommene Brüderschaft wieder hatte zusammenleimen helfen[2]. Er erwiederte die Jubiläumsgrüße mit den folgenden, ziemlich greisenhaften Strophen:

---

[1] J. W. Schäfer, Göthe's Leben. Bremen 1858. II. 347. — Vgl. Göthe-Zelter Briefwechsel. V. 396. 412.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXVII. 2. Abth. S. 54—83; II. 423—428. — „Wir dürfen uns glücklich preisen," so gestand er selbst, „daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowohl als das gestörte Vertrauen nach und nach wiederherstellen. — Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir, in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt, ausdauernd und wirkend, uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Theil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen." — Werke. XXVII. 2. Abth. S. 84.

„Funfzig Jahre sind vorüber,
Wie gemischte Tage flohn;
Funfzig Jahre sind hinüber
In das ernst Vergangne schon.

Doch lebendig stets auf's Neue
Thut sich edles Wirken kund,
Freundesliebe, Männertreue
Und ein ewig sich'rer Bund.

Ausgesä't in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernstes Reich,
Schimmern sie, bescheidner Sterne
Leis wohlthät'gem Lichte gleich.

So, die Menschheit fort zu ehren,
Lasset freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen sein!" [1]

Nur wenige Monate nach dieser Logenfeier traf Göthe der härteste Schlag seines ganzen langen Lebens, der härteste Schlag, der einen Vater treffen kann — der Tod des einzigen Kindes.

Während August von Göthe immer den Trieb fühlte, im Ausland oder wenigstens auf Reisen das Glück zu suchen, das er im väterlichen Haus und in Weimar nicht fand, sträubte sich der Vater, trotz aller Ausschweifungen des Sohnes und trotz allen häuslichen Unfriedens, der daraus erwuchs, Jahre lang dagegen. Im Frühjahr 1830 willigte er indeß endlich ein. Am 22. April ward die Reise angetreten. Eckermann ging mit [2]. Briefe und Tagebücher ließen anfänglich eine bessere Wendung hoffen. Doch schon am 25. Juli hielt es Eckermann nicht mehr bei August aus. Er trennte sich von ihm, um nach Weimar zurückzukehren, während August über Genua, Spezzia und Livorno

---

[1] Ebds. III. 361. 362.

[2] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 147. 158—160. — Schäfer, Göthe's Leben. II. 349. — Düntzer, Göthe's Leben. S. 645. 647 ff. — Viehoff, Göthe's Leben. IV. 180. — Seb. Brunner, Hau- und Bausteine. Wien 1885. I. 102 ff.

nach Neapel fuhr. Den Geburtstag seines Vaters (28. August) brachte er in Pompeji zu, wo an diesem Tage gerade ein Haus ausgegraben wurde. Auch jetzt noch weckten seine Berichte in des Vaters Herz die freudigste Hoffnung[1]. Da machte am 28. October, zwei Uhr früh, plötzlich ein Schlaganfall all diesen Hoffnungen ein Ende. August starb, erst 41 Jahre alt, in Rom und ward an der Pyramide des Cestius begraben. Ueber seine Krankheit lauten die Berichte verschieden; gewiß ist, daß andauernde Ausschweifungen seine Gesundheit längst untergraben hatten[2]. Nach Weimar gelangte die Todesnachricht durch den Ministerresidenten August Kestner, einen Sohn der Wetzlarer Lotte. Dem Vater sie mitzutheilen, übernahm der Kanzler Friedrich von Müller.

Göthe nahm dieselbe mit ziemlicher Fassung auf[3]. Als aber am 23. November Eckermann von der unglücklichen italienischen Reise zurückkehrte und auf den Wunsch des Vaters von den Schicksalen und Gesprächen des Verstorbenen zu erzählen begann, da überwältigte Schmerz und Aufregung den 81jährigen Greis. In der Nacht vom 24. auf den 25. November befiel ihn ein heftiger Blutsturz und drohte seinem Leben ein jähes Ende zu bereiten. Die Todesnachricht ging schon in Weimar herum, als es den Aerzten gelang, den furchtbar erschütterten Organismus wieder zu beruhigen. Am 29. konnte Göthe seinem Freunde Zelter eigenhändig melden[4]:

---

[1] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 291.

[2] „Das Traurigste ist," schrieb Alwine Frommann den 16. November an Marianne Willemer, „daß Alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er gleich nicht Alles wußte, fühlen müssen, daß dieß das Mildeste war, was geschehen konnte." Creizenach, Göthe und Marianne von Willemer. Stuttgart 1878. S. 293.

[3] Creizenach a. a. O. S. 292. — Vgl. den Brief von Göthe's Secretär Kräuter an Christian Wenig. — Schnorr von Carolsfeld, Archiv. III. 485—487. — Eckermann, Gespräche. II. 167. 168. [4] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 74 ff.

„Noch ist das Individuum beisammen und bey Sinnen. Glück auf! Mit der leidigen Krankheitsgeschichte verschon' ich Dich. Hör! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung sagt:

„‚Man kann behaupten, daß jetzt alle Funktionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, Verdauung regelmäßig. Die Kräfte sind bey weitem nicht so geringe, als man bey solchen Vorgängen befürchten mußte. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

Weimar, den 29. November 1830. Dr. Vogel.'"

Vor Freude über diese Nachricht ließ sich Zelter einen Kalbskopf braten, und „da des täglichen Erkundens bey mir viel ist," meldet er, „so können gestern und heut ein Schock und mehr Kalbsköpfe hier in Berlin seyn verspeist worden" [1]. Dazu berichtet der 72jährige Freund [2] dem Reconvalescenten, der noch eben am Rande des Grabes stand, von den „verwünschten Theaterballetten und dem kleinen Opernzeug", seiner ersten Sängerin, „dem angenehmsten Mädchen, mit schönster Stimme, unverwüstlicher Lust, Folgsamkeit und Keckheit", und von zwei Wiener Tänzerinnen, ausgezeichnet „durch Wohlgestalt, Leichtigkeit und Anmuth in den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen" u. s. w. u. s. w. [3], im lüsternsten und leichtfertigsten Stile. An solchen Nachrichten tröstete sich der greise Dichter über den Verlust seines einzigen Sohnes. Denn Zelter war sein intimster Vertrauter und wußte, womit er aufzuheitern war. Ein späterer Brief Göthe's vom 8. Juli 1831 bezeugt, daß Zelter das Richtige getroffen und daß das wollüstige Bild einer Danae noch jetzt den alten Götterverehrer in das höchste Entzücken versetzte [4].

Obwohl von Krankheit nicht ganz verschont, hatte Göthe doch eine ungemein starke, gesunde Körperconstitution.

---

[1] Ebds. S. 76. 77 ff.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. III. 225 ff.

[3] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 81. Vgl. S. 371. 400. 401.

[4] Ebds. S. 231—233.

„Kein System," erklärt Hufeland, der lange mit ihm zusammenlebte, zehn Jahre (1783 bis 1793) sein Arzt und Hausfreund war, „keine Function hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. Aber Productivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als Physischen, und im letztern zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äußerst schnelle und reichliche Sanguification, Reproduction, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten, und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfniß des Aderlasses." [1]

Genauere Aufzeichnungen hat Dr. Vogel zusammengestellt, welcher die letzten sechs Jahre sein Hausarzt war und ihm in seinen letzten Tagen Beistand leistete.

„Göthe war groß und von starkem, regelmäßigem Knochenbau; nur die untern Gliedmaßen hätten, um eines schönen Verhältnisses zum Rumpfe willen, ein Geringes länger sein dürfen . . Noch in den letzten Jahren hielt er sich mit etwas vorragendem Unterleibe und rückwärts gezogenen Schultern sehr gerade, ja etwas steif, und schob dieß auf die von ihm Behufs besserer Ausdehnung der Brust frühzeitig angenommene und auch Andern zu gleichem Zwecke häufig empfohlene Gewohnheit, die Hände möglichst viel hinter dem Rücken vereinigt zu tragen. Seine Brust war breit und hochgewölbt, der Athem meistens ruhig und kräftig, dann und wann mit Seufzern untermischt; der Puls weich, mäßig voll, im Verhältniß zum Alter immer frequent, etwa wie bei einem Manne von vierzig Jahren . . . . Das greise Haupt war mit seideweichem, grauem, täglich sorgfältig gekräuseltem Haar dicht besetzt. Der Hals fiel durch bedeutende Torosität auf. Den ganzen Körper bedeckte reichliches Fleisch. Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl blieben bis zum Tode

[1] Dr. Vogel, Die letzte Krankheit Göthe's. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. (Aus Hufelands und Osanns Journal der prakt. Heilkunde besonders abgedruckt.) Berlin, Reimer, 1833. S. 39. 40.

sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Göthe gehörig verstanden sein wollte.“ [1]

Von Jugend auf zu Bedächtigkeit und Umständlichkeit geneigt, wurde er im Alter immer unentschlossener; war indeß einmal ein Entschluß gefaßt, so war er in der Ausführung beharrlich und, wenn nöthig, selbst kühn, „wobei er, als Geschäftsmann, die päpstliche Commissorialformel: ‚non obstantibus quibuscunque‘, gern im Munde führte und vorkommenden Falles darnach zu verfahren liebte“. Häuften sich die Geschäfte, besonders solche, die raschen Entscheid verlangten, so wurde er leicht grämlich. Gedächtniß und Arbeitskraft nahmen ab, und er mußte sich öfters zu den Geschäften zwingen; nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme.

„Rühmte Göthe seine Productivität, so machte mich das stets besorgt, weil die vermehrte Productivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affection seiner productiven Organe endigte. Dies war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Göthe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, so weit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach längerem geistigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.“ [2]

Seine Phantasie blieb bis zum letzten Augenblick empfänglich und wirksam. Das Schöne war sein Element. Allem Häßlichen und Düstern ging er aus dem Weg. Unerfreuliche Nachrichten (wie besonders Todesnachrichten) suchte er auf's Sorgfältigste und Vorsichtigste von sich abzuhalten. Bis zum Tode genoß er eines nur selten gestörten Schlafes. Wurde derselbe etwa unterbrochen, so vertrieb er sich die Zeit mit Dichten und Träumen. „In früheren Jahren trank Göthe viel Wein und geistige Getränke.“ [3] Aus Gesundheitsbedenken schränkte er sich im Alter

[1] Ebds. S. 22. 23. 24. [2] Ebds. S. 25.
[3] Ebds. S. 27.

jedoch etwas ein. Punsch und Champagner versagte er sich gänzlich; doch genoß er zum Frühstück sein Gläschen Madeira und Mittags eine Flasche leichten Würzburger Tischwein und zum Nachtisch ein Gläschen Tinto di Rota. Kaffee mit Milch nahm er nur zum Frühstück, Bier und andere Getränke mied er in den letzten fünf Jahren. Weniger ängstlich war er im Essen.

„In der That aß Göthe sehr viel, und selbst dann, wenn er sich über Mangel an Appetit ernstlich beklagte, häufig doch noch weit mehr, als andere, jüngere, gesunde Personen. Er liebte vorzugsweise Fische, Fleisch, Mehlspeisen, Kuchen und Süßigkeiten. Diätfehler begangen zu haben, räumte er niemals ein, wie häufig er sich derselben auch schuldig machte. Seine Unenthaltsamkeit im Essen bewirkte natürlich nicht gar selten Indigestionen. Dem häufig überfüllten Unterleibe kam man täglich durch Pillen aus Asa foetida, Rhabarber und Jalappenseife — — — zu Hilfe u. s. w. Merkwürdig war, — neben der Richtigkeit seines unter gesunden und krankhaften Verhältnissen sehr feinen Instinkts — in wie ungemein kleinen Gaben alle Mittel auf Göthe's Organisation ihre gehörige Wirkung ausübten.“ [1]

„Krankheit hielt Göthe für das größte irdische Uebel. Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise mit Sicherheit rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er; — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen?

„Schmerzen waren ihm unter allen körperlichen Leiden am peinlichsten, nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Uebel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit eiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustand erhalten.“ [2]

---

[1] Ebds. S. 28. 30.

[2] Vgl. Düntzer. Göthe's Leben. S. 566. „Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.“ Daß er sich nur mit Mühe aufrecht hielt, bezeugt Grillparzer (Werke. X. 172).

Wie Schiller die Ausdünstung faulender Aepfel liebte, so hing Göthe an geschlossener Zimmerluft. Es war schwierig, ihn zum Lüften zu bewegen. Gegen üble Gerüche war er nicht empfindlich, wohl aber gegen die geringste Unordnung oder Veränderung in seinem Zimmer. Bücher, Papier, Alles mußte immer in bestimmter regelmäßiger Ordnung liegen. Licht und Wärme waren ihm unentbehrlich. Der Winter war ihm gräßlich; erst im Frühjahr lebte er recht wieder auf. Zeitweilig schädigte er selbst seine Gesundheit ein wenig, indem er auf eigene Faust medicinirte und namentlich fortfuhr, Heilmittel, die einmal gut gethan, lange einzunehmen. Dr. Vogel brachte ihn jedoch davon ab, und so erfreute er sich die letzte Zeit seines Lebens ziemlichen Wohlseins.

An der sorgfältigsten Pflege fehlte es dem Greise nie. Seine Schwiegertochter Ottilie ehrte, liebte und pflegte ihn mit der freundlichsten Hingabe. Seine Enkelchen Walther und Wolfgang durften schon beim Frühstück um ihn spielen. Das brachte ihn in jugendfröhliche Stimmung. Sein Liebling war „Wölfchen". Dann zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück. So bescheiden und schlicht dieses war, fühlte er sich da wohlig und heimisch. Der Herausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken widmete sich von 1825 bis 1831 mit nur kurzer Unterbrechung Karl Wilhelm Göttling, Professor der classischen Philologie in Jena[1]. Als Amanuensis hatte Göthe im Juni 1823 Johann Peter Eckermann in's Haus aufgenommen, einen Autodidakten —, geboren 1792 zu Winsen an der Lühe, zwischen Hamburg und Lüneburg —, der erst als Schreiber gedient, dann als Freiwilliger die Freiheitskriege mitgemacht und sich dann auf philologische Studien, Poesie und Schriftstellerei verlegt hatte. Neben diesem unbedingt ergebenen und zuverlässigen Hausgeist fand Göthe bei Ordnung seiner Papiere und bei literarischen Arbeiten auch noch immer treue Hilfe an dem Dr. Riemer, der Gymnasialprofessor

[1] Briefwechsel zwischen Göthe und K. Göttling in den Jahren 1824 bis 1831. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Kuno Fischer. München 1880.

und von 1828 an Oberbibliothekar zu Weimar war. Als dritter vertrauter Hausfreund fand sich fast täglich der Kanzler Friedrich von Müller ein, dem sein Staatsdienst noch immer literarische Muße übrig ließ und der Göthe auf's Innigste verehrte. Diese drei Freunde unterstützten den greisen Dichter nicht nur in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, sie führten auch — jeder in seiner Weise — Buch über seine Unterredungen und hielten ihn über die näheren und ferneren Tagesneuigkeiten, Politik und Literatur, Amtsgeschäfte und allgemeine Fragen auf dem Laufenden. Dabei wurden sie von der ansehnlichen Correspondenz unterstützt, die Göthe bis zum Tode aufrecht erhielt. Bis in seine letzten Tage versorgte ihn der Musiker Zelter mit Berliner Nachrichten, Graf Reinhard mit Berichten aus Paris. Zu dem kleinen Hofstaat von Hausfreunden und Correspondenten aber gesellten sich noch Schreiber und Copisten, welche theils für den Briefwechsel, theils für die literarischen Arbeiten in Anspruch genommen wurden. Es war ein vollständiges kleines Literatur- und Preßbureau, das mit und für Göthe arbeitete. So wurde es ihm möglich, nicht nur seine Papiere bis fast auf die letzten Reste noch drucken zu lassen, sondern auch bis in die letzten Tage hinein das ganze bunte Netz von Fäden weiterzuführen, das er sich dilettantisch über alle Zweige der Naturwissenschaft, der Kunst und Literatur gesponnen hatte. Die Notizen darüber füllen ganze Bände.

Neben der Herausgabe der „Gesammelten Werke in 40 Bänden“, die 1825 unternommen wurde, läuft noch bis 1828 die Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ (Heft XIV—XVII), die Fortsetzung der „Annalen“, die Neubearbeitung der „Wanderjahre“ sowohl als der „Helena“. Je nach Stimmung wechselte er an diesen Hauptarbeiten ab oder beschäftigte sich auch mit anderen, kleineren Stoffen.

Die „Helena“, der dritte Act des zweiten „Faust“, wurde im December 1826 vollendet. Faust und Helena, die Repräsentanten der classischen und romantischen Poesie, vermählten sich darin, und ihrer Ehe entsproßte Euphorion als Genius der neueren Poesie, der sich indeß, mit Anspielung auf Lord Byron, den Hals

bricht. In demselben Jahre zweigte sich die „Erzählung vom Kinde und Löwen“ als selbständige „Novelle“ von den „Wanderjahren“ ab.

Im Jahre 1827 wurde der vierte Act des zweiten „Faust“ in Angriff genommen, erhielt aber noch keinen Schluß; dann versuchte der Dichter einen ersten und zweiten Act zu gewinnen, der zwischen dem vollendeten ersten Theil und der „Helena“ vermittelte. Ehe dieß jedoch gelang, machte es die Herausgabe der „Gesammelten Werke“ nöthig, erst die „Wanderjahre“ umzuarbeiten. Damit verfloß der Sommer 1828 und die Arbeit zog sich noch bis in den Februar 1829 hinüber.

Bereits von 1824 an redigirte Göthe, später mit Hilfe Riemers, seine Correspondenz mit Schiller, die ihm selbst schon historisch vorkam. Sie erschien in den Jahren 1828 und 1829, mit einer Widmung an König Ludwig von Bayern. An der Hand seiner früheren Reisenotizen und Briefe führte er, ebenfalls in den Jahren 1828 und 1829, seinen „Zweiten römischen Aufenthalt“ aus. Daneben arbeitete er bruchstückweise immer am „Faust“ weiter; allein die „classische Walpurgisnacht“ blieb wie eine unübersteigliche Höhe vor ihm liegen.

Durch die Julirevolution 1830 ließ er sich nicht stören; er versagte sich alles Zeitunglesen, um nur seinen „Faust“ voranzubringen. Doch fesselten ihn jetzt der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy-St.-Hilaire über die Principien der Anatomie — und andere kleine Arbeiten. Seine Schwiegertochter Ottilie fing 1830 eine dem Tiefurter Journal ähnliche Zeitschrift an, „Chaos“ betitelt, die nur unter der Haute-Volée von Weimar circuliren sollte und an der sich auch Franzosen und Engländer in ihrer Sprache betheiligten. Die 40 Bände der „Werke“ wurden vollendet, aber der „Faust“ wiederum in das folgende Jahr zurückgedrängt.

Endlich, endlich — 1831 — fast 60 Jahre nach den ersten Plänen und Ideen, ward die merkwürdige Dichtung zum Abschluß gebracht, und zwar nun zunächst die ersten beiden Acte (4. Januar 1831), dann der vierte und der noch fehlende Anfang des fünften. Um nicht zu weiteren Aenderungen versucht zu werden, siegelte Göthe Ende Juli die Handschrift ein. Sie sollte

erst nach seinem Tode gedruckt werden. Doch widerstand er der Versuchung nicht, im Januar 1832 noch einige Aenderungen zu machen und die Dichtung wenigstens seiner Schwiegertochter Ottilie vorzulesen. Dann ward sie wieder versiegelt zurückgelegt.

Damit war das Tagewerk des Dichters abgeschlossen. Im Laufe des Sommers 1831 gönnte er sich einige Rast, verweilte ein paar Tage in Ilmenau und besuchte noch einmal den Gickelhahn, an dessen Bretterhütte er einst in den Tagen der Genieperiode mit Bleistift die Worte gekritzelt hatte:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.“ [1]

Eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner, während er diesen Ruf seiner Jugend las und dabei all der dahingeschiedenen Freunde, besonders des Herzogs Karl August, gedachte. Unter Thränen wiederholte er den Schluß [2].

Auf seinen Geburtstag erhielt er dieses Jahr ein Geschenk, das sprechend seinen Weltruf ausdrückte: ein goldenes Petschaft, von englischen Verehrern gesandt, von den ersten englischen Goldschmieden ausgeführt [3]. Unter den 19 Unterschriften des Begleit-

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. I. 63. — Vgl. die Version der Frau von Stein. Schöll (Fielitz), Göthe's Briefe an Frau von Stein. I. 276.

[2] Nach dem Bericht des Berginspectors Mahr. S. Schäfer, Göthe's Leben. II. 358 ff. An Zelter (VI. 280. 281) berichtet Göthe nichts von seiner Rührung: „Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle nach wie vor rc.“

[3] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 255 ff.

schreibens befanden sich die Namen der angesehensten englischen Dichter und Schriftsteller: Thomas Carlyle, W. Fraser, Dr. Magie, Professor Wilson, Sir Walter Scott, Lockhart, Lord Francis Gower, Southey, Wordsworth und Procter.

Im Herbst puppte sich Göthe wieder auf seinem Studierzimmer ein. Nachdem schon 1831 eine neue Ausgabe seiner „Metamorphose der Pflanzen" und zugleich eine französische Uebersetzung dieses Werkchens von Soret erschienen war, beschäftigte er sich von Neuem angelegentlich mit Botanik. Besonders interessirte ihn die zuerst von Martius nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen [1]. Mit höchstem Interesse verfolgte er die Discussionen der berühmtesten französischen Zoologen über osteologische und anatomische Systematik [2]. Im Winter wandte er sich abermals der Farbenlehre zu und entwickelte seinem Freunde Boisserée die Theorie des Regenbogens [3]. Der Architekt Zahn, der die Ausgrabungen in Pompeji geleitet und eines der aufgefundenen Häuser casa di Goethe genannt hatte, unterbrach diese naturwissenschaftlichen Studien mit höchst interessanten kunstgeschichtlichen Briefen, Berichten und Sendungen. Dazu wurden, wie ehedem, Bücher des verschiedensten Inhalts gelesen. „Ohne Rast, doch ohne Hast" — hatten ihm die englischen Freunde auf das Siegel geschrieben. Und so war es. Sein reges Auge hörte nicht auf, nach allen Seiten auszublicken, bis der Tod es schloß — freilich mehr auf die Dinge dieser Erde, als in das Jenseits, das nun so nahe vor ihm lag.

Auch die religiöse Frage lehnte er in dieser letzten Lebenszeit nicht ganz ab und sprach vom Christenthum sogar mit einer

[1] J. W. de Goethe, Essai sur la métamorphose des plantes. Traduit par Frédéric Soret etc. Stuttgart, Cotta, 1831. — Göthe's Werke [Hempel]. XXXIII. 165—185. — Soret, Notice sur Goethe. Bibl. Univers. 1832. L. 131. — H. Uhde, Göthe's Briefe an Soret. Stuttgart 1877.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XXXIV. 146—174. — Eckermann, Gespräche. II. 239; III. 234. 235. 243.

[3] Sulpiz Boisserée II. 587—591.

gewissen Freundlichkeit. Darunter verstand er aber nicht die positive göttliche Religion Jesu Christi. Den Haß gegen das Kreuz bewahrte er vielmehr bis an's Ende.

„Das leidige Martyrholz," schrieb er noch am 9. Juni 1831 an Zelter, „das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht sein. Das war ein Geschäft für eine bigotte Kaiserin-Mutter (die hl. Helena), wir sollten uns schämen, ihre Schleppe zu tragen. Verzeih! aber wenn Du gegenwärtig wärst, müßtest Du noch mehr erdulden. Mit 82 Jahren nimmt man es wirklich ernster in sich und für sich selbst, indem man die liebe leidige Welt in ihrem vieltausendjährigen Narrenleben in Gottesnamen fortwandeln läßt. Es ist schrecklich, wie sich das ein über das andere Mal wieder in seinen Irrthümern brüstet!" [1]

Das letzte Gespräch, das Eckermann aufgezeichnet hat [2], ist eine Art von religiösem Testament. Göthe spricht dabei mit großer Ehrfurcht von dem Evangelium, aber nur als von dem schönsten und reinsten Ausdruck der Naturreligion, eines freisinnigen Deismus, der eine pantheistische Deutung nicht ausschließt. Alles Uebernatürliche, alle positive Offenbarung lehnt er ab, die Kirche und ihre hierarchische Organisation mit großer Härte. Er betrachtet sie wie ehedem als ein bloßes Werk menschlicher Herrschsucht und heuchlerischen Betruges. Die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts lobt er als die Befreiung aus den Fesseln jenes trügerischen Zwanges, das „leidige protestantische Sectenwesen" dagegen verwirft er als einen Hemmschuh und Störenfried der wahren Religion. Diese verlegte er hauptsächlich in die Moral, mit höchster Gleichgiltigkeit für Dogma und Cultus:

„Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie

---

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 197. Vgl. dazu die Ausfälle auf Friedrich von Schlegel ebds. S. 319. Die ernsten Forschungen, welche diesen zur Conversion führten, nennt er ein „Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten".

[2] Vom 11. März 1832. Eckermann, Gespräche. III. 253 ff.

sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. — — Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."

So steht er denn zu Luther und zum alten Protestantismus, um alle päpstliche Autorität und kirchliche Hierarchie für immer zu beseitigen; dann stellt er sich aber mit Voltaire und den Encyklopädisten zugleich gegen Katholicismus und Protestantismus, um die vollständige Gleichgiltigkeit der Lehre und des Cultus zu proclamiren; doch hier hält er inne, wie Herder und die deutsche Aufklärung. Die seichte französische Revolutionsphilosophie genügt ihm ebenso wenig, als die verworrenen Lehrgebäude des deutschen Pantheismus. Er verlangt das Christenthum zurück, aber bloß ein natürliches, freies, dogmenloses, unkirchliches, unverbindliches Christenthum — die Lehren, Sprüche und Parabeln Christi, die ihm gerade gefallen, ohne festen Glauben an seine Gottheit und seinen Erlösungstod, ohne die Heilmittel, die er eingesetzt, ohne die sichtbare Kirche, die er gestiftet hat. Es ist ein bloßes Heidenthum mit christlichem Anstrich — ein antiker Tempel mit Fresken aus der biblischen Geschichte, aber ohne christlichen Gottesdienst. Weder Christus und seine Heiligen, noch Luther und dessen Genossen haben die eigentliche Liebe und Begeisterung des Dichters; weder die Encyklopädisten noch die deutschen Philosophen sind seine Leitsterne mehr; die ihm liebste Offenbarung Gottes ist jene in der menschlichen Kunst, und merkwürdiger Weise nennt er hier drei katholische Namen: Mozart, Raphael und Shakespeare. In solchen und ähnlichen Künstlern will er vor Allem „das tägliche, unsichtbare Anhauchen Gottes" anerkannt wissen.

„In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.

„Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene.“ [1]

An die Stelle des christlichen Gottesdienstes tritt hiermit der Genie-Cultus, an die Stelle der Religion die Kunst und an die Stelle des christlichen Gottesbegriffes die verschwommene Vorstellung eines höchsten Wesens, dem ein schönes Gedicht oder Gemälde mehr gilt, als Himmel und Hölle.

An jedem Donnerstag pflegte die Großherzogin Maria Paulowna den greisen Dichter zu besuchen. An einem solchen Donnerstag, den 15. März 1832, war Göthe ungewöhnlich heiter und lebendig. Wahrscheinlich beim Gehen über die Treppen zog er sich jedoch eine Erkältung zu. Am andern Morgen, als das kleine „Wölfchen“ zum Großvater kam, um bei ihm zu frühstücken, war dieser noch im Bett und fühlte Schmerzen in der Brust. Der Hausarzt Dr. Vogel ward gerufen. Er fand Göthe sehr matt, zerschlagen, müde im Kopf, unaufgelegt, niedergedrückt. „Wenn man kein Recht mehr hat, zu leben,“ klagte er, „so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt.“ Der Arzt war nicht ohne Besorgniß und hielt es für nöthig, die Großherzogin zu benachrichtigen; die von ihm verordneten Medicamente hatten indeß gute Wirkung; gegen Abend schon trat Besserung ein und Göthe konnte sich mit Dr. Riemer einige Zeit über Sprachstudien unterhalten [2]. An den folgenden Tagen besserten sich

---

[1] Ebds. S. 257.

[2] Soret, Notice sur Goethe l. c. — Dr. Karl Wilh. Müller, Göthe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden. Jena 1832. — Dr. Vogel, Die letzte Krankheit Göthe's.

auch Appetit und Schlaf wieder. Am 17. konnte er den folgenden, merkwürdigen Brief an Wilhelm von Humboldt dictiren, der ihm unter dem 6. Januar geschrieben und ihn besonders inständig gebeten hatte, den zweiten Theil des „Faust" recht bald zu veröffentlichen[1]:

„Weimar, den 17. März 1832.

„Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten[2]. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deßwegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundstimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

„Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches

[1] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 300.

[2] „Hier will ich nun," schrieb Göthe schon den 9. Juni 1831 an Zelter, „da noch etwas Raum ist, eines der größten Worte niederschreiben, welche unsere Altvordern zurückgelassen haben (!): ‚Die Thiere werden durch ihre Organe unterrichtet.' Nun denke man sich, wie viel vom Thiere im Menschen übrig bleibt (!) und daß dieser die Fähigkeit hat, seine Organe zu unterrichten, so wird man gern auf diese Betrachtungen immer zurückkehren." Göthe-Zelter Briefwechsel. V. 199.

Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gerne brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es sind über 60 Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vorneherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, so daß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

„Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnliche Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.“ [1]

Das war Göthe's letzter Brief. Aus seinen feierlich sibyllinischen Worten tönt uns seine letzte Dichtersorge entgegen: diejenige um das Schicksal seines „Faust“. Sollte es ihm gelungen

---

[1] Bratranek, Göthe-Humboldt Briefwechsel. S. 301.

sein, der vielversprechenden Jugenddichtung durch den ruhigen Fleiß seiner letzten Jahre einen vollständig gleichmäßigen, befriedigenden, harmonischen Abschluß zu geben? Er hoffte es; aber völlig war er seiner Sache nicht sicher.

Sonntag (den 18.) und Montag (den 19. März) konnte er einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Er las in einem französischen Hefte und musterte Kupferstiche. Doch in der Nacht vom 19. auf den 20. befiel ihn Fieberschauer und Schmerz im ganzen Leib, Athembeklemmung und große Angst und Unruhe. Erst am Morgen erlaubte er indeß, den Arzt zu rufen.

„Ein jammervoller Anblick," erzählt dieser[1], „erwartete mich! Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald in's Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte vor Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen, der Unterleib war sehr aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wiederum ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein."

Nach anderthalb Stunden gelang es dem Arzt, die Qual dieses Krankheitsanfalls allmählich zu sänftigen. Die Angst des Todeskampfes wich. In seinem Lehnstuhl fand der Kranke endlich Ruhe; er vertauschte ihn nicht wieder mit dem Bette. Zum letzten Male setzte er seine officielle Unterschrift mit zitternder Hand unter ein Blatt: es war, um einer in der Fremde weilenden weimarischen Künstlerin eine Unterstützung zu verwilligen.

---

[1] Vogel a. a. O. S. 16.

Am folgenden Tage schien eine Besserung einzutreten; am Nachmittag nahmen jedoch die Kräfte zusehends ab, die äußeren Sinne versagten zeitweilig und es trat immer häufiger Besinnungslosigkeit ein. Das Antlitz wurde aschgrau, die Züge blieben aber ruhig. In seinem Lehnstuhl sitzend, das Haupt nach der linken Seite geneigt, antwortete Göthe noch zuweilen und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen. So erlebte er noch den 22. März. „Er schien," wie Dr. Vogel meint[1], „von den Beschwerden der Krankheit kaum etwas zu empfinden, sonst würde er bei der ihm eigenthümlichen Unfähigkeit, körperliche Uebel mit Geduld zu ertragen, mindestens durch unwillkürliche Aeußerungen seine Leiden zu erkennen gegeben haben." Nach seinen gewohnten Zeichen zu schließen, hoffte er, in den stets seltener werdenden Intervallen des Bewußtseins noch immer auf Genesung.

„Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. ‚Mehr Licht', sollen, während ich das Sterbezimmer auf einen Moment verlassen hatte, die letzten Worte des Mannes gewesen sein, dem Finsterniß in jeder Beziehung verhaßt war. Als später die Zunge den Gedanken ihren Dienst versagte, malte er, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seinen Geist lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied ich einigemale den Buchstaben W. und Interpunctionszeichen.

„Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls, und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Göthe ihnen entrissen sei." [2]

So schließt Dr. Vogels genauer, offenbar ungeschminkter Krankheitsbericht. Für das berühmte Wort „Mehr Licht" steht er nicht ein. Nach seiner ganzen Erzählung war Göthe nicht

---

[1] Ebds. S. 20. [2] Ebds. S. 21.

mehr in der Verfassung, sie in jenem hochmüthigen Sinne zu sprechen, der ihnen beigelegt wird. Der furchtbare Todeskampf hatte seine ganze Kraft gebrochen; halb dämmernd erlosch langsam das Licht des einst so hellen und so stolzen Geistes. Was in diesen letzten Stunden in ihm vorging, weiß Niemand.

Die Bestattung Göthe's erfolgte am 26. März, unter allgemeiner Trauer des Hofes, der Loge, des Landes und der zahllosen Verehrer, welche der Dichter durch ganz Deutschland und Europa hin besaß [1]. Der Sarg war nach derselben Zeichnung ausgeführt, welche Coudray einst auf seine Anregung entworfen hatte, als der Leichnam Schillers 1827 nebst dessen Schädel in der Fürstengruft beigesetzt wurde. In dieser Gruft fand auch er nun seine letzte Ruhestätte, neben dem Großherzog Karl August und dessen Gemahlin Luise, in deren Diensten er über 50 Jahre gestanden, und neben Schiller, dessen Dichterruhm sich schon längst mit dem seinigen verschmolzen hatte. Die Leichenpredigt hielt der Generalsuperintendent Röhr. Der Chor sang nach Zelters Composition das (1825) von Göthe gedichtete Logenlied.

„Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.
Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand." [2]

Nah und fern ward dem Dahingeschiedenen das glänzendste Lob zu Theil. Die englische „Foreign Quarterly Review"

---

[1] Schäfer, Göthe's Leben. II. 368.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. II. 427.

nannte ihn „einen Charakter im höchsten Stile“ [1], ein Franzose feierte ihn als „den Wundermenschen des Jahrhunderts, das eminenteste philosophische Genie Deutschlands“ [2]. Professor Eichstädt in Jena fand, „daß in der stufenweisen harmonischen Entwicklung seines Geistes alle die verschiedenen Perioden antiker griechischer Cultur in ihren Hauptmomenten nachzuweisen seien“ [3]. Joh. Fr. H. Schlosser trauerte, daß „endlich auch die alte und hohe Ceder auf unserem deutschen Helikon dem gemeinsamen Loose der Vergänglichkeit erlegen“ [4].

In der Akademie der Wissenschaften zu München erklärte Schelling den Tod Göthe's für den schmerzlichsten Verlust, den Deutschland erleiden konnte [5].

„Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußeren Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst (!) gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist, und wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte, versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Göthe lebte!“

Besonders war es die Loge, welche sich den Ruhm eines so bedeutenden Mitgliedes sehr angelegen sein ließ. Nach dem Vorbild der Todtenfeier, welche 1813 für Wieland gehalten worden

---

[1] Foreign Quarterly Review. August 1832.

[2] „L'homme prodigieux du siècle, le Génie le plus éminemment philosophique de l'Allemagne.“ Le livre des Cent-et-un. Tome V.

[3] H. E. A. Eichstadii D. oratio Goethii Memoriae dicata. Jenae 1832.

[4] Rosenthal, Convertitenbilder. I. 300.

[5] Blätter für lit. Unterh. 1832. Beil. Nr. 19.

war, wurde am 9. November 1832 in Weimar eine ähnliche Trauerversammlung zu Ehren Göthe's veranstaltet. Die Gedächtnißrede hielt der Kanzler Friedrich von Müller[1]. Es finden sich darin schon alle jene Ideen, welche den heutigen Göthecult beherrschen.

„Ja, fürwahr," sagt Müller[2], „die Feier des Andenkens an ein solches Leben verträgt sich nicht mit den hergebrachten Zeichen und Symbolen äußerer Trauer — sie muß zum höchsten Gefühl menschlicher Würde, sie muß zum frommen Danke gegen den ewigen Baumeister der Welten aufrufen, der solch' eine segensvolle Erscheinung uns gegönnt, solch' ein Leben bis zum spätesten Erdenziel bewahrt, geschützt, gesegnet hat!"

Göthe wurde nicht, wie er es wirklich verdiente, als ein großer Dichter, sondern als ein großer Charakter, ein großer Mensch, ja als ein Idealmensch hingestellt.

„Ohne Uebertreibung" glaubt Müller sagen zu können: „es scheine, daß in ihm, dem Einzelnen, die Natur den ganzen Kreislauf menschlichen Strebens und menschlicher Bestimmung habe abspiegeln, in ihm, in seinem Individuum, den Grundcharakter allgemeiner Menschheit, so in Tugenden wie in unvermeidlichen Schwächen habe aufstellen wollen."[3]

Schon Müller bezeichnet Göthe's Leben als einen von der Nachwelt unkritisirbaren, weil einfach nothwendigen Naturproceß:

„Hat doch überhaupt sein großer Geist immer in's Heitere gestrebt, dem Unvermeidlichen stets mit würdiger Ergebung sich gefügt, und beharrlich alles abgelehnt, was frischer Lebenswirkung (!) und heiterer Pflichtübung (!) Hemmniß drohte. Denn ihm war das Leben ernste (!) Kunstaufgabe, und es auf's edelste vielseitig zu ergreifen und zu gestalten, innere Naturnothwendigkeit."[4]

---

[1] Friedrich von Müller, Göthe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Weimar, W. Hoffmann, 1832.

[2] Ebds. S. 3. [3] Ebds. S. 5.

[4] Ebds. S. 4.

Ebenso unverhohlen spricht Müller auch den Gedanken aus, daß wir in Göthe's Leben, diesem nothwendigen Naturproceß, auch das Lebensideal, das Menschheitsideal der Freimaurerei vor uns haben[1]:

„Denn mit jedem zunehmenden Lebensjahre bestätigte sich ihm mehr und mehr jenes schöne, einst von ihm ausgesprochene Wort: ‚daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.'

„Und kann wohl der tiefste Sinn des Maurerbundes jemals klarer aufgefaßt, würdiger ausgedrückt werden, als Göthe es in diesen wenigen Worten gethan hat?[2]

„Der Begriff, daß große und edle Zwecke nur durch ein treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnten erreicht werden können, daß jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Thätigkeit streng geordneter Formen und Regeln bedürfe, war ihm eigenthümlich, ging aus seiner vollsten Ueberzeugung, aus seinem tiefen Studium der Geschichte und der Natur hervor. Diesen Begriff zu befestigen, auch im Maurerbunde zu bethätigen, hat er nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gelassen.

„Er war es, der den Großherzog Karl August den Maurerischen Hallen zuführte, Er, der mit dem edlen, zartsinnigen Herzog Ernst von Gotha langjährige, vertrauteste Maurerverbindung unterhielt. Gleich fern von aberwitziger Schwärmerei, wie von politischer Einwirkungssucht — die jene, übrigens zum Theil ausgezeichneten Männer des Illuminaten-Ordens ergriff — hat er nie die hohe Bedeutung verkannt, die der Bund nach seinem

[1] Ebds. S. 15 ff.

[2] „Ueberhaupt," schreibt Görres am 26. Nov. 1825 an Clemens Brentano, „trennen sich jetzt mehr und mehr die Geister und die Freimaurerei scheint wirklich der allgemeine Sammelplatz für die von der Gegenseite werden zu wollen. . . . Göthe hat sich auch, wie ich höre, für die Freimaurerei erklärt, ganz consequent mit allem Andern; die Sache passirt immer noch im obern Stockwerk des Thurmes von Wilhelm Meister." Görres, Freundesbriefe. III. 211.

reinen Grundcharakter für edlere Gesittung und Ausbildung seiner Glieder, für echte Humanität und Civilisation, und dadurch für die Ruhe und Sicherheit der Staaten haben kann und soll.

„Heilig für immer werden in dem Gedächtnisse wie in den Archiven der Maurer die goldenen Worte bleiben, die er bei Wieland's, bei Ridel's, Jagemann's, Müller's und anderer Brüder Todtenfeier ihnen zugesprochen, dreifach heilig jene seelenvolle (!) Erwiederung ihres Grußes bei seiner maurerischen Jubelfeier (25. Juni 1830):

,So! Die Menschheit fort zu ehren,
Lasset, freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen sein.'"

Das sind nicht die schönsten Verse, die Göthe gedichtet hat; aber das „Zusammensein", das sie aussprechen, hat zu seinem Weltruhm mehr beigetragen, als „Iphigenie" und „Tasso". Durch die Loge hat sich die dem Dichter zukommende Anerkennung in eine Art von religiösem Cult verwandelt. Sie hat den Alten von Weimar zum Idealmenschen erhoben.

Siebentes Buch.

Faust.

1771—1831.

> „So schreitet in dem engen Bretterhaus
> Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
> Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!“
>
> Vorspiel auf dem Theater.

> „Göthe's ‚Faust‘ ist bis jetzt der Höhepunkt deutscher Poesie. Erst im Weltalter des Geistes konnte der ‚Faust‘ gedichtet werden, bis jetzt seine genialste Schöpfung.“
>
> Moriz Carrière.



1. Die Faustsage.

„In ihrer letzten Umwandlung, mit den andern Richtungen der Zeit ganz und gar in die spekulativen Gebiete übergehend, und mit der Skepsis auch den Witz, die Ironie und den Humor in sich aufnehmend, hat die Zaubersage wohl im Beginne noch einige Versuche gemacht, sich auf irgend einem hochragenden Haupte niederzulassen; diese aber bald aufgebend, zuletzt bei einem gemeinen Abenteurer verweilt und ihn zu ihrem Günstlinge erlesen."

Joseph von Görres.

„Die literarische Entwickelung der Faustsage beginnt mit den Volksbüchern, gestaltet sich zur dramatischen Volksdichtung und erhebt sich zuletzt auf die Höhe unserer nationalen Poesie."

Kuno Fischer.

Seinen Enkeln hinterließ Göthe außer der Erbschaft eines weltberühmten Namens sein gastlich gemüthliches Haus, sein poetisches Gartenhaus, höchst merkwürdige Sammlungen von Zeichnungen, Kunstgegenständen, Münzen und Mineralien und ein nicht unbeträchtliches Vermögen, — dem deutschen Volke die vollendete Ausgabe seiner Gesammelten Werke — und in einem versiegelten Paket die großartigste und gefeiertste Dichtung, die seit Dante's Göttlicher Komödie und seit Shakespeare's Dramen die Runde um die Welt machen sollte — seinen „Faust".

In zahllosen Ausgaben ist sie heute durch ganz Deutschland verbreitet, das berühmteste und verehrteste deutsche Gedicht neuerer Zeit, von Vielen einer Offenbarung, einem heiligen Buche gleichgeachtet, von Anderen wie ein frivoles Ketzerbuch verabscheut, von zahlreichen Commentatoren verarbeitet, verhimmelt und mißhandelt, von gebildetem und ungebildetem Pöbel angestaunt, von den bedeutendsten Denkern viel erforscht, von allen Freunden der Literatur und Poesie den größten Meisterwerken beigezählt. Mehr als dreißig englische Uebersetzungen haben sie über den Canal,

den Atlantischen und Stillen Ocean in alle Regionen des britischen Weltreiches hinausgetragen. Franzosen haben sich dafür begeistert, italienische Dichter sie nachgeahmt, Spanier sie mit dem Magico prodigioso verglichen, katholische und schismatische Slaven sich zu neuen Dichtungen daran inspirirt. Sie gehört der ganzen civilisirten Welt an und ist in diesem Sinne Weltdichtung geworden.

Nächst „Götz von Berlichingen" war „Faust" die glücklichste Stoffwahl, die Göthe je getroffen hat — oder vielleicht besser gesagt, der reichste, glücklichste Stoff, den sein Geist in früher Jugend liebgewann, um ihn dichtend sein ganzes Leben lang — über 60 Jahre — mit sich zu tragen. Denn die Bekanntschaft ward schon im Knabenalter gemacht. Mitten in der Blüthenperiode der seichtesten deutschen Aufklärerei, während Voltaire und seine Freunde eben die Encyklopädie unternahmen, um Literatur, Wissenschaft und Leben auf ewig von allem Uebernatürlichen, Wunder und Weissagung, Kirche und Offenbarung, allen Vorstellungen und Ueberlieferungen des katholischen Mittelalters zu befreien: gerade in dieser Zeit lernte der Frankfurter Knabe die deutschen Volksbücher kennen, den Eulenspiegel und die vier Haimonskinder, den Kaiser Octavian und die schöne Melusine, den Fortunat und die schöne Magelone, den ewigen Juden und „die ganze Sippschaft". Für ein paar Kreuzer waren die löschpapierenen Hefte zu haben, in welchen diese Reste des poetischen Mittelalters noch im Volke circulirten; aber der Knabe war poetisch genug, den Geist zu fühlen, der darin wehte: den Geist echter deutscher Volkspoesie[1]. Der Faust gehörte mit zu dieser Sippschaft, er war ihr letzter Ausläufer, schon aus der Zeit, wo der gewaltige Dom des mittelalterlichen Europa zu wanken begann, Irrglaube, Unglaube und Aberglaube mit verwegener Hand an seinen Pfeilern rüttelten. Die gottesfreudige Harmonie zwischen Glauben und Wissen, Religion und Leben, dichterischer Phantasie und Wirklichkeit, wie sie den meisten älteren Volksbüchern zu Grunde liegt, ist hier schon getrübt. Der kindlich

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XX. 30. 264 ff.

abenteuerlichen Einbildung, dem übersprudelnden Volkshumor stellt sich ein widerstrebendes Element des Zweifels, der Rebellion, des Kampfes gegenüber. Das Finstere, Schauerliche, Dämonische übertönt das fröhliche Spiel eines kindlichen Wunderglaubens, obschon die religiös-christliche Lebensanschauung noch festgehalten ist. Die Sage steht am Uebergang einer weltgeschichtlichen Epoche. Es ist, als ahnte der Volksgeist schon die Trennung und Auflösung, die ihm bevorsteht, die furchtbaren geistigen Kämpfe, die über ihn hereinbrechen sollen. Er warnt sich selbst in der ergreifenden Sage vor dem Abfall von Gott als dem Keime alles zeitlichen und ewigen Verderbens [1].

Wie alle großen Volkssagen, hat auch diejenige vom Faust ihre religiösen, ihre mythischen, ihre geschichtlichen Elemente. Der tiefste Kern, die Wurzel, aus der sie hervorgesproßt, sind die religiösen: es ist der altbiblische und christliche Glaube an

---

[1] Das allgemeine, beharrende und immer wachsende Interesse, welches die Faustsage in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus fand, spiegelt sich schon in dem heute fast unabsehbar gewordenen Umfang der Faustliteratur. S. darüber Sommers Abhandlung bei Ersch und Gruber, Sect. I. Bd. 42. — Düntzer, Die Sage von Dr. Johannes Faust. Stuttgart 1846. — Reichlin-Meldegg, Die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner. 3 Bde. Stuttgart 1848. — Scheible, Das Kloster. Bd. 2. 3. 5 u. 11. Stuttgart 1846—1849. — Peter, Die Literatur der Faustsage. 3. Aufl. Leipzig 1857. — Carl Engel, Bibliotheca Faustina. Die Literatur der Faustsage von 1510 bis Mitte 1873. Oldenburg 1874. 2. Aufl. 1885. — Während Engels erstes Verzeichniß bereits 742 Nummern enthielt, ist das zweite auf 2714 angewachsen und füllt, obwohl rein bibliographisch, 48 Druckbogen. — Düntzer führte in seinem Faustcommentar (Leipzig) schon 1850 ein Verzeichniß von 101 „Beurtheilungen und Erklärungen von Göthe's Faust“ auf (II. 398—402); dieselben haben sich progressiv mit jedem Jahr gemehrt und machen schon für sich wieder eine Literatur aus. Eine genaue Scheidelinie zwischen der allgemeinen Faustliteratur und der Literatur über „Göthe's Faust“ läßt sich kaum ziehen. Sie berühren sich vielfach und haben sich gegenseitig gesteigert.

die Existenz eines wirklichen Teufels, d. h. eines ursprünglich hehren, mächtigen, von Gott geschaffenen reinen Geistes, der, vor allen bevorzugt, sich sein glänzendes Loos nicht genügen ließ, sich in frevelm Stolze gegen Gott empörte, ganze Schaaren von Geistern mit sich in's Verderben riß, aus Neid den ersten Menschen im Paradies versuchte und ebenfalls in's Verderben stürzte, und seither als „Herr der Welt" unaufhörlich das Reich Gottes auf Erden bekämpft. Wie einst an Job, den auserwählten Patriarchen, so tritt er auch an das menschgewordene Wort heran und versucht an ihm die drei großen Lockmittel, mit welchen er die Menschheit gängelt: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens. Er wird zurückgewiesen. Er wird am Kreuze durch die Armuth, die Schmach, das Leiden des Gottessohnes überwunden. Die Macht, die er vier Jahrtausende über die Menschheit ausgeübt, ist damit gebrochen. Im Anschluß an Christus kann ihn der Aermste, der Schwächste überwinden. Die äußere Weltherrschaft, die er durch das Heidenthum ausgeübt, wird von dem Christenthum siegreich zurückgedrängt. Die Orakel verstummen, die Götzenbilder fallen, der Wahn heidnischer Lehre weicht vor dem Lichte des Evangeliums. Doch wie die Erbschuld im Menschengeschlechte weiter sich fortpflanzt, so wird auch dem Teufel die Macht belassen, jeden Menschen zu versuchen, die Gnade, den Siegespreis der Erlösung, im Einzelnen wie in der Menschheit zu bekriegen und Jene mit sich in den ewigen Untergang zu reißen, die freiwillig seinen Lockungen folgen, sich von Gott abwenden und in seine Knechtschaft begeben. Der böse Geist hat, obwohl nur dem Bösen zugewandt, seine früheren natürlichen Geisteskräfte bewahrt. Sein Wissen übersteigt jenes des Menschengeistes bei weitem; seine Macht und sein Einfluß erstreckt sich innerhalb bestimmter Grenzen über alle Wesen und Kräfte der Natur. Als Affe Gottes kann er sogar Wunder und Weissagung durch falsche nachahmen, das heiligste und reinste Streben der Menschenseele durch Täuschungen verwirren. Tausende verworfener Geister stehen ihm unsichtbar in seinem Verführungswerke bei, Tausende von Gott abgewandter Menschen wirken

dabei mit. Das Dämonische und die Sünde der Menschen vereinigen sich zu einem furchtbaren Weltsystem, das alle Schönheit und Pracht der geschaffenen Welt zu seinen Zwecken ausnützt. So kommt es, daß das Heidenthum und der heidnische Aberglaube nicht in der Welt erlischt, sondern kämpfend das Reich Christi, die Kirche, in ihrem Walten unter den Völkern begleitet[1]. In jeder schweren Sünde wiederholt sich einigermaßen der Fall des ersten Engels. Der Mensch will mehr sein, als Gott ihm bestimmt, und geräth dafür in die Herrschaft des Teufels. Dieser aber begnügt sich nicht mit dem allgemeinen Einfluß, den er durch die Sünde auf die Menschenseele erhält. Durch alle Jahrhunderte zeigt er das Bemühen, sich ganz an Gottes Stelle zu setzen und sich jenen innern und äußern Cultus zu verschaffen, der Gott allein gebührt. Wo es ihm nicht gelingt, das Heidenthum aufrecht zu erhalten, da sucht er wenigstens durch dämonischen Aberglauben und Wahnglauben dasselbe zu ersetzen. Es ist kein Zweifel, daß er, wie früher im Heidenthum, so auch in

---

[1] D. Thomae Aquinatis Summa Theol. P. I. q. 63. a. 3 sq. — Suarez, De Angelis. Lib. VII et VIII. — De vitiis religioni contrariis. Lib. II. c. 7—9. — Die Faustcommentatoren vernachlässigen sammt und sonders diesen tieferen dogmatischen Kern der Sage, d. h. die katholische Lehre über die Engel und über die gefallenen Engel, wie sie bei allen bedeutenderen Theologen und wenigstens auszugsweise in den theologischen Handbüchern zu finden wäre. Statt dessen tragen sie aus alten Legenden unzusammenhängende Stücke jener Doctrin zusammen, worin Unsicheres oder auch Abergläubisches, vor Allem aber willkürliche Erfindungen, Entstellungen und Zuthaten den eigentlichen Kern der Lehre völlig verdunkeln. So hat noch neuerlich Erich Schmidt sich sogar in Rosweyds Vitae Patrum umgesehen, aber nur zu Costümzwecken. Dafür versichert er dann großartig: „In schaffender Werdelust streifte der Mensch die mittelalterlichen Fesseln ab und entlief aus der Schule der Scholastik und Möncherei." Göthe-Jahrbuch. III. 78. — Hat wohl E. S. je gleich einem Leibniz jene altehrwürdige Schule der größten Denker besucht? Man merkt es kaum, daß er ihr entlaufen.

der christlichen Zeit, durch Besessenheit, Verträge, trügerische Erscheinungen mit einzelnen Menschen in nähere Verbindung getreten ist. Stolze Geister haben sich ausdrücklich an ihn gewandt, um ihren vermessenen Wissenstrieb oder ihre Genußsucht zu befriedigen; sie haben sich ihm ausdrücklich oder durch stillschweigenden Vertrag verpfändet und sind so seiner Macht anheimgefallen. „Alle übrigen Arten des Aberglaubens," lehrt der hl. Thomas von Aquin [1], „gehen aus einem ausdrücklich oder stillschweigend mit den Dämonen eingegangenen Vertrag hervor, und deßhalb sind sie offenbar an der Stelle verboten, welche sagt: ‚Du sollst keine fremden Götter haben'."

Das ist der tiefe religiöse Kern, welcher allen dämonischen Zaubersagen des Mittelalters und auch ihrem letzten Ausläufer, der Faustsage, zu Grunde liegt. In „Cyprian", „Theophil", „Militarius", „Virgilius", „Robert dem Teufel", „Merlin" kehrt derselbe Grundgedanke wieder. Der von Gott geschaffene Menschengeist begnügt sich nicht mit dem Maße von Wissen, Macht und Genuß, das Gott ihm zugewiesen; wie einst Lucifer, möchte er Gott gleich sein — und da er von Gott die Erfüllung seiner Gelüste nicht erhoffen kann, wendet er sich an den bösen Geist, verschreibt ihm Gut und Blut, Leib und Seele, erhält hierfür dämonisches Wissen, außergewöhnliche Kräfte, unbeschränkten Sinnengenuß, Antheil an aller Pracht der Welt, verfällt aber dafür dem ewigen Untergang, wofern er sich nicht rechtzeitig des furchtbaren Betruges bewußt wird, dem Satan abschwört und reuig zu Gott zurückkehrt [2]. In den Zaubersagen des Mittel-

[1] „Dicendum quod omnes aliae superstitiones procedunt ex aliquo pacto cum daemonibus inito, tacito vel expresso: et ideo omnes intelliguntur prohiberi in hoc quod dicitur: Non habebis deos alienos." Summa Theol. 2. 2ae. q. 122. a. 2. ad 3m. — Vgl. ebds. q. 95. a. 2.

[2] Martini Del-Rio S. J. Disputationum Magicarum libri sex. Coloniae Agrippinae 1679. (Die Approbation des Werkes ist von 1599.) Lib. 2. q. 4. p. 112 sq. De basi magiae daemoniacae sive de pacto expresso vel implicito. — Joseph von

alters trifft durchweg das Letztere ein. Theophil und so die meisten übrigen Zauberer bekehren sich und sterben als reumüthige Büßer. Die Barmherzigkeit Gottes, die Gnade, meist an die Anrufung und Fürbitte der Mutter Gottes geknüpft, triumphirt schließlich über alle List des Satans, über alle Schwäche und Schuld des Menschen[1]. Erst gegen das Ende des Mittelalters und namentlich in der sogen. Reformationszeit nehmen die Sagen überhand, in welchen nicht mehr Maria, sondern der Teufel obsiegt. Aus dieser Uebergangszeit stammt die Sage vom Faust. Der Glaube an die Macht der Gnade, an die Fürbitte Maria's ist im Sinken. Der Glaube an die finstere Macht des Dämons hat das Uebergewicht erlangt.

Weit bunter und mannigfaltiger als die religiösen, sind die eigentlich mythischen, fabelhaften Elemente, welche den mittelalterlichen Zaubersagen zu Grunde liegen. Sie wurzeln in den phantastischen, vielfach abergläubischen Vorstellungen, welche sich die Phantasie des Volkes über alles schuf, was über die im Mittelalter sehr begrenzte Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte hinausging[2]. Alle Gelehrten, welche sich ernstlicher mit naturwissenschaftlicher Forschung beschäftigten: Albert der Große, Roger Baco, Michael Scott, Johannes Teutonicus, Abt Erloff zu Fulda, Tritheimius, Theophrastus Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, geriethen in den Verdacht der Zauberei[3];

Görres, Die christliche Mystik. Regensburg 1840. III. 43 ff. 70 ff. 102 ff. — Reichlin=Meldegg a. a. O. I. 14 ff.

[1] Reichlin=Meldegg a. a. O. I. S. 45. 46.

[2] Daß dieser Volksaberglaube nicht der Kirche zur Last gelegt werden kann, bezeugt die naturwissenschaftliche Thätigkeit und Kenntniß der hervorragendsten kirchlichen Gelehrten. S. Zöckler, Geschichte der Beziehung zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Gütersloh 1877. S. 347 ff. — Franz Ehrle, Der selige Albert der Große (Stimmen aus Maria=Laach. XIX. 395—406). — Franz von Hummelauer, Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft (Stimmen aus Maria=Laach. XVIII. 408—420; XIX. 279—301).

[3] Düntzer, Göthe's Faust. Leipzig 1850. I. 8 ff.

selbst Papst Sylvester II. entging diesem Loose nicht. Was sich nicht auf landläufigem Wege oder als Wunder erklären ließ, wurde dämonischem Einfluß zugeschrieben. Aus den fleißigen Gelehrten wurden Zauberer gemacht, die mit dem Schwarzen im Bunde standen. Doch erscheint dieser Zauberglaube eher in heiterem, als düsterem Gewande. Es spiegelt sich darin mehr das komische Erstaunen eines Bauern, der zum ersten Mal einen Schlag von der Elektrisirmaschine erhält, als ein finsteres Grauen vor einer wirklich diabolischen Macht. Noch weit mehr heftete sich der Volkshumor an die „fahrenden Schüler", welche als Wahrsager, Schatzgräber, Kalendermacher, Geisterseher und Zauberer Land auf, Land ab wanderten und aus der Leichtgläubigkeit des Volkes ihren Vortheil zogen. Doch fehlten auch hier wirklich abergläubische Vorstellungen nicht, sondern entwickelten sich mit den Jahrmarktstreichen dieser Charlatane in wunderlicher Phantastik weiter, bis endlich die Gestalt des frühern Magus, jene des räthselhaften Gelehrten und jene des Charlatans in der Volksphantasie zu einer Person zusammenfloß und das war — der geschichtliche Faust.

Eine ganze Schaar von gelehrten Gewährsmännern — unter ihnen der Abt Trithemius, Mutian Rufus und die beiden Schüler Melanchthons: Johann Mennel (Manlius) aus Ansbach und Augustin Lercheimer aus Steinfelden — bezeugen die Existenz eines Dr. Johannes Faust, der als Schwarzkünstler und Zauberer eines ungeheuern Rufes genoß, nach fast allgemeiner Ansicht mit dem Teufel im Bunde stand und nach zahllosen Abenteuern endlich ein unglückliches Ende nahm, d. h. vom Teufel erwürgt, mit umgedrehtem Halse in seinem Bette vorgefunden ward[1]. Als

[1] Trithemii Epistolae (ed. Spiegel). Hagenoae 1580. p. 312. Opera. Francof. 1601. II. 559. — Briefe von Conrad Mutianus Rufus bei Tentzel, Suppl. Hist. Gothanae. Jenae 1701. I. 95. — J. Manlii Locorum communium collectanea. Francof. 1566. — Aug. Lercheimer von Steinfelden (Wittekind), Ein christlich Bedenken vnd Erinnerung vor Zauberey. Frankfurt 1585.

sein Geburtsort wird Kundlingen oder Knittlingen angegeben, ein Ort in der Nähe von Bretten, dem Geburtsorte Melanchthons. Trithemius charakterisirt ihn einfach als einen Charlatan — einen Landstreicher, Schwätzer, Betrüger, einen Menschen voll der übertiebensten Anmaßung. Conrad Mutian Rufus, Canonicus zu Gotha, nennt ihn ebenfalls einen „Chiromanten, einen reinen Prahler und Gaukler". Der Abt Johannes Entenfuß zu Maulbronn gab ihm von 1516 bis 1525 „Unterschlauf" in seinem Kloster, wo noch der „Faustthurm" und die „Faustküche" sein Andenken verewigen. In den reformatorischen Kreisen dagegen, wo man sich mit dem Teufel merkwürdig viel zu schaffen machte und alle Philosophie und Naturerforschung, ebenso wie Alchymie, als Teufelswerk verabscheute, galt Faust als ein durch und durch verworfener Mensch. „Es steckt nichts anders in jhm," erklärte Luther, „denn ein hoffertiger stoltzer vnd ehrgeitziger Teuffel." Melanchthon, den er in Wittenberg besuchte, „laß jhm einen guten text, schalt und vermant jn, daß er von dem Ding beyzeit abstünd, er würd sonst ein böß end nemmen, wie es auch geschah". Man wollte ihn einkerkern; er entkam aber, wie Lercheimer meint, von seinem Geiste gemahnt. Als Ort seiner Studien wird Krakau genannt, als Schauplatz seiner magischen Charlatanskünste Venedig, Würzburg, Kreuznach, Erfurt, Heidelberg, Wittenberg, Leipzig, Prag und Wien. Seinen Tod verlegen Gast und Weyer in ein württembergisches Dorf.

Schon in den zerstreuten chronistischen Angaben schwankend zwischen einem friedlichen Alchymisten und einem gefährlichen

---

Kap. 7. 13. 15. 16. 19. — Colloquia oder Tischreden des thewren Mannes Gottes Dr. Martin Luthers ꝛc. Eisleben 1566. Kap. 1. — Joh. Gast, Sermones Convivales. Basil. 1554. II. 274. 275. — Joh. Wieri De praestigiis daemonum. Basil. 1568. — Philipp Begardi Index Sanitatis. Wormbs 1539. — Lud. Lavater, Tractatus vere aureus de spectris etc. Genevae 1575. — Andr. Hondorff, Promptuarium Exemplorum. Frankf. 1572, u. s. w. Weitere Literatur s. bei Reichlin-Meldegg a. a. O. und K. Engel a. a. O.

Magus und Zauberer, einem betrügerischen Landstreicher und angesehenen Professor, einem Teufelskind und einem gewöhnlichen Taschenspieler, ward die Gestalt Fausts in der Phantasie und im Munde des Volkes rasch zu einer der abenteuerlichsten und seltsamsten Sagengestalten, die es überhaupt gibt. Dem Zauberer wurden die außerordentlichsten Wunderdinge, dem Taschenspieler die drolligsten Aeffereien, dem Alchymisten die geheimnißvollste Wissenschaft, dem Teufelsbanner eine fast unbegrenzte Macht, aber schließlich auch das grauenvollste Ende zugeschrieben. So entstand gegen Ende des Jahrhunderts, etwa fünfzig Jahre nach dem muthmaßlichen Ende des historischen Faust, das erste deutsche Volksbuch dieses Namens:

Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheuwlichen Exempel, vnd treuwhertziger Warnung zusammengezogen, vnd in den Druck verfertiget. Jacobi IIII. Seyt Gott vnderthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn durch Johann Spies. M. D. LXXXVII.[1]

Faust ist hier der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, wird von einem Oheim in Wittenberg an Kindesstatt gehalten, studirt, erlangt den Magistergrad, überflügelt beim Examen sechzehn andere Candidaten und wird Doctor der Theologie.

„Daneben hat er auch einen thummen, unsinnigen vnnd hoffertigen Kopff gehabt, wie man ihn ja denn allezeit den Speculierer genannt hat. Ist zur bösen Gesellschafft gerahten, hat die H. Schrifft ein weil hinder die Thür vnd vnter die Banck gelegt, ruch- vnd Gottloß gelebt (wie denn diese Historia hernach gnugsam gibt). Aber es ist ein wahr Sprichwort: Was zum Teuffel wil, das

[1] Neu herausgegeben von Wilh. Scherer. Berlin, Grote, 1885.

läßt sich nicht auffhalten noch jm wehren. Zudem fand D. Faustus seines gleichen, die giengen mit Chaldeischen, Persischen, Arabischen vnd Griechischen Worten, figuris, characteribus, coniurationibus, incantationibus, vnnd wie solche Namen der Beschwerung vnd Zauberey mögen genennet werden. Vnd diese erzehlte Stück waren lauter Dardaniae artes, Nigromantiae, carmina, veneficium, vaticinium, incantatio, vnnd wie solche Bücher, Wörter vnd Namen genennet werden mögen. Das gefiel D. Fausto wol, speculiert vnd studiert Nacht vnd Tag darinnen, wollte sich hernacher keinen Theologum mehr nennen lassen, ward ein Weltmensch, nandte sich ein D. Medicinae, ward ein Astrologus vnnd Mathematicus, vnd zum Glimpff ward er ein Artzt, halff erstlich vielen Leuten mit der Artzeney, mit Kräutern, Wurtzeln, Wassern, Träncken, Recepten vnd Clistiern, darneben ohne Ruhm war er Redsprechig, in der Göttlichen Schrifft wol erfahren u. s. w.[1]

„Wie obgemeldt worden, stunde D. Fausti Datum dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag vnd Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit vnd Leichtfertigkeit stache vnnd reitzte jhn also, daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres, vnd coniurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen vnd zu probiern jm fürname."

Die Beschwörung gelingt. Es erscheint ihm zwar nicht Lucifer, aber in dessen Auftrag ein vielvermögender Dämon, „Mephostophiles" genannt. Ihm verschreibt Faust bei der dritten Zusammenkunft seine Seele mit dem eigenen Blute.

„Eben in dieser Stundt fellt dieser Gottloß Mann von seinem Gott vnd Schöpffer ab, der jhne erschaffen hatt, ja er wirdt ein Glied deß leidigen Teuffels vnnd ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuht, Verzweifflung, Verwegung vnd Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen tragen, vnd wider Gott kriegen wolten, ja

---

[1] W. Scherer a. a. O. S. 4. 5. 6. — Vgl. Simrock, Die deutschen Volksbücher. Frankfurt 1846. IV. 7. 8. 15.

wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt vnnd Vbermuht von Gott verstossen wurde." [1]

Was Faust in seinem Pact mit dem Teufel gesucht, wird ihm voll und ganz zu Theil. Mephostophiles stellt sich ihm für 24 Jahre mit allem zur Verfügung, was die Hölle bieten kann. Faust begnügt sich zuerst mit Wenigem. Er richtet sich als Gelehrter im Hause seines Oheims ein und lebt da mit seinem jungen Famulus Christoph Wagner. Mephostophiles hat einstweilen nur für seine Nahrung und Kleidung zu sorgen. Dann verlangt Faust sich zu verehelichen. Die Ehe wird ihm aber als ein „Werk des Höchsten" verweigert, und da er auf dem Wunsch beharrt, durch grausigen Höllenspuk verwehrt. Faust zieht nun sein Begehren nach der Ehe zurück und versinkt dafür in den Pfuhl der Unzucht. Der Dämon schafft ihm alle Weiber herbei, die er nur wünscht.

Jetzt, bereits im Schlamme der niedrigsten Begierden watend, studirt der Nekromant abergläubische Bücher und verlangt von seinem dienenden Geist Aufschluß über das Jenseits, über den Ursprung, die Natur, den Fall, das Loos, die Thätigkeit und die Qualen der gefallenen Geister. Die Schilderung Lucifers und seines Unglücks rührt ihn tief; Reue beschleicht ihn; doch Zweifel und Unglaube behalten die Oberhand. Selbst die Versicherung des bösen Geistes, er würde, wenn er an seiner Stelle wäre, sich reuig an Gott wenden, vermag ihn nicht mehr zu erschüttern. Er verhärtet im Bösen.

Acht Jahre verbringt Faust mit Lesen, Studiren, Fragen. Ueber Gott und himmlische Dinge erhält er keinen Bericht mehr; er sucht deßhalb durch Fragen aus dem Gebiet der Physik und Astrologie hinter das Wesen und den Ursprung der Dinge zu kommen. So lange sich seine Fragen um die körperlichen Dinge drehen, erhält er erwünschten Aufschluß; sobald er aber weiter dringen will, fertigt ihn der Geist mit Irrthümern ab, mit Materialismus und Pantheismus:

---

[1] Scherer S. 19. — Simrock IV. 15.

„Die Welt, mein Fauste, ist unerboren vnnd unsterblich. So ist das Menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest vnd hat Anfangs kein Vrsprung gehabt, so hat sich die Erden selbsten nehren müssen, vnnd das Meer hat sich von der Erden zertheilet.“[1]

Nachdem ihm Belial seine vorzüglichsten Räthe und Diener in seiner Studirstube vorgeführt, zieht Faust sodann zur Weltfahrt aus, hinab in die Hölle, hinauf in die Gestirne, hinaus in alle Hauptstädte und Länder der Welt, zum Sultan in Constantinopel, zum Papst nach Rom, zu Kaiser Karl V. nach Innsbruck, zu den Studenten in Leipzig, zu Fürsten, Bürgern und Bauern im ganzen Reich herum. Die griechische Helena, welche er den Studenten zu Leipzig mittelst seiner Zauberkünste vom Grabe aufbeschworen, wird im 23. Jahre seine Concubine. Dann naht die unheimliche Frist heran. Vergeblich versucht Faust noch einmal zu beten. Es gelingt ihm nicht. Der Dämon holt endlich seine Beute.

Voll der tiefsten religiösen Ideen, nur in wenigen Zügen von protestantischer Auffassung angehaucht, voll der erschütterndsten Motive neben dem köstlichsten deutschen Volkshumor, bietet dieses älteste Volksbuch den eigentlichen Kern der Sage, zwar sehr mangelhaft angeordnet, oft nicht eben musterhaft erzählt, aber in seiner ganzen naiven, ursprünglichen Kraft[2] als echte Volksdichtung.

Daß das Buch im Volke zündete, beweisen die sehr rasch aufeinanderfolgenden Ausgaben[3] und neuen Bearbeitungen[4], sowie

---

[1] Scherer S. 75. — Simrock IV. 33.

[2] Scherer (Einleitung S. IX ff.) unterscheidet eine dreifache „Ueberlieferung“: eine Erfurter, eine Wittenberger, eine oberrheinische; die erstere humanistisch gefärbt und von freundlicher Sympathie für Faust getragen, die beiden anderen dagegen theologisch aufgefaßt und mit ernster Wendung gegen Faust als ein „greuliches Exempel“. Ein sicheres und zugleich vollständiges Denkmal liegt jedoch bis jetzt nur für die dritte in dem Frankfurter Volksbuch vor.

[3] Frankfurt 1588. 1590. 1591. 1592. 1593; Lübeck 1588; Hamburg 1589; Berlin 1589, u. s. w.

[4] Die wichtigsten Bearbeitungen von: G. R. Widmann. Ham=

die Uebersetzungen[1], in welchen es nach Frankreich und England, Dänemark und den Niederlanden drang. Der englische Dramatiker Marlowe griff den gewaltigen Stoff auf und schuf eine erschütternde Tragödie daraus, die 1594 schon aufgeführt, 1604 gedruckt wurde[2]. Bald darauf wurde der Faust auch als Volksschauspiel in Deutschland auf die Bühne gebracht und erhielt sich da bis tief in das 18. Jahrhundert hinein. Von der Herrschaft des französischen Geschmacks verdrängt, flüchtete er in das Puppentheater[3]. Auch in dieser Form lernte Göthe die Sage frühe kennen.

„Die bedeutende Puppenfabel," so erzählt er von seinem Straßburger Aufenthalt[4], „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf mancherlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum

burg 1599; J. N. Pfitzer. Nürnberg 1694, und von dem Christlich Meynenden. Frankfurt und Leipzig 1728. — Widmann schlug die Sage breit als Rüstzeug gegen das Papstthum

[1] De Historie van Doct. J. Faustus etc. Emmerich 1592. — Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Faust etc. par Victor Palma Cayet. Paris 1598. — History of the damnable life and deserved death of Dr. John Faustus (1590?).

[2] The Tragicale History of D. Faustus. As it has been Acted by the Right Honorable the Earle of Nottingham his servants. Written by Ch. Marlowe. London 1604. — Deutsch von v. d. Velde. Breslau 1870.

[3] Doctor Faust, Schauspiel. Berlin 1832. — Simrock, Doctor Johannes Faust, Puppenspiel. — Deutsche Volksbücher. IV. 153—223. — (Boneschki; Hamm), Das Puppenspiel vom Doctor Faust. Leipzig 1850. — Oskar Schade, Das Puppenspiel Doctor Faust. Weimar 1856. — Karl Engel, Doctor Johann Faust, Volksschauspiel. Oldenburg 1874.

[4] Göthe's Werke [Hempel]. XXI. 184.

und ergetzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herder meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte."

Das Puppenspiel läßt den tiefen theologischen Gehalt der Sage bei weitem nicht zu so gewaltiger, poetischer Entwicklung kommen, wie das Volksbuch. Doch meint Simrock: „Von dem Werk des großen Meisters (Göthe's) wird es nicht in den Schatten gestellt; es ist in seiner volksmäßigen Art ebenso kühn und geistreich erfunden und durchgeführt; als Bühnenspiel runder und von stärkerer, wenn auch nicht so tiefgreifender Wirkung." [1] Jedenfalls fand Göthe hier nicht bloß den Sagenstoff schon scenisch zerlegt und dramatisch aufgefaßt, sondern die drei Hauptfiguren: Faust, Wagner und Mephistopheles, überaus charakteristisch gezeichnet und in Scenen versetzt, welche die mächtigste Anregung boten.

Ungleich bedeutender für den Dichter war die Sage selbst. Sie verknüpft wie kaum eine andere Ernst und Scherz, die tiefsten religiösen Ideen und die tollsten Abenteuer, Gelehrtenleben und Volksleben, Welt und Wissenschaft, Himmel und Hölle. Sie faßt die dämonologischen Volksanschauungen des Mittelalters wie in einem Brennpunkte zusammen, leitet von ihnen zu jenen des Protestantismus über und eilt in der Charakteristik der Hauptgestalt schon der neueren Zeit voraus.

Der Kern und die religiös-ethischen Grundlinien der Sage sind noch aus dem katholischen Mittelalter herübergenommen — sind wesentlich katholisch. Gott — die Erschaffung und der Fall der Engel — die Erbsünde — die Erlösung — die Nothwendigkeit der Gnade und des Gebetes — die Existenz und Thätigkeit der bösen Geister — die Zulassung der Versuchung und die verschiedenen Arten der Versuchung — die Nothwendigkeit wahrer innerer Reue zur Bekehrung — die Existenz ewiger

[1] Simrock, Die deutschen Volksbücher. IV. 155.

Strafen für die bösen Geister und für den unbußfertigen Sünder — also fast alle großen Grunddogmen des Christenthums — sind in den Gesprächen und Erzählungen des Volksbuches völlig rechtgläubig aufgefaßt. Faust ist ein ungemein wahr gezeichnetes Bild der Apostasie, wie sie sich in allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte wiederholt hat. Es waren immer hochbegabte, hochstrebende, stolze Geister, welche zu Führern des Irrthums wurden. Fausts sittlicher Zersetzungsproceß bezeichnet alle Hauptstadien des Abfalls: Stolz, Wissensdünkel, ehrgeiziges Eindringen in die kirchliche Wissenschaft und in die kirchlichen Würden, Unbefriedigung in der Theologie wie im Glauben, Verweltlichung, eitles Wissensstreben, Weltlust, Unglaube, Aberglaube — endlich ausdrücklicher Anschluß und Verschreibung des ganzen Wesens an das Böse — und Untergang im Bösen [1].

---

[1] Obwohl die Faustsage heute allgemein als specifisch protestantisch ausgegeben wird, so hat deßhalb die Vermuthung, daß sie ursprünglich aus katholischen Kreisen stammt, ihre vollwerthigen Gründe. „Die Sage von Faust," sagt Wolfgang Menzel gerade heraus, „ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificirt sie in Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschooß der Kirche losreißt und der eigenen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Magie, Chemie; sie läßt ihn schmachten nach der Herrschaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu sein, der selbst über Himmel und Hölle steht, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisirt, also auch der Gegensatz von Gut und Böse für ihn verschwunden sei. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem sogen. Humanismus, der Wiederaufnahme der

Diese Auffassung des Abfalls von Gott ist im Wesentlichen katholisch, hat aber bei der Gestaltung der Sage zum Faustbuch eine protestantische Richtung erhalten. Der Cölibat ist als Werk des Teufels, das Papstthum als eine Grundsuppe des Bösen und als die Pflanzschule diabolischer Zauberei hingestellt, die Dazwischenkunft der Mutter Gottes ausgeschlossen. Der Kampf zwischen Gnade und Sünde ist in einen Kampf zwischen Glauben und Wissen umgestaltet. Faust wird nicht bloß als Zauberer verurtheilt, sondern auch als wissensdurstiges Genie, welches die Bibel „unter die Bank gelegt", um sich der Philosophie, der Mathematik, den Naturwissenschaften zu ergeben. Das ist nicht der Geist, der einen Albert den Großen, einen Nikolaus von Cues, einen Copernicus und Columbus beseelte, das ist ein echt wittenbergischer Zug, ein Wiederhall der Zornesworte, welche Luther gegen die hohen Schulen geschleudert hatte [1]. Indem aber das natürliche Wissen und besonders die Philosophie herabgesetzt wurde, erhielt gerade aller Aberglaube, alle Hinwendung zum Dämonischen recht offenen Spielraum. Die Theologie selbst betrat mit einer solchen Verketzerung der menschlichen Vernunft den Boden der Unwahrheit und deßhalb des Dämonischen [2].

classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt." Wolfgang Menzels Literaturblatt. Nr. 64. 12. Aug. 1857. — Das schließt nicht aus, daß die Sage früh in protestantische Kreise gedrungen ist und hier grundsätzlich eine andere Wendung erhalten hat.

[1] „Die hohen Schulen wären werth, daß man sie alle zu Pulver machet; nichts Höllischer und Teuflischer ist auf Erden kommen von Anbeginn der Welt." Sämmtliche Werke. VII. 63. S. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. II. 293 ff. — Noch in seiner letzten Predigt warnte Luther vor der Vernunft: „Aber des Teufels Braut, die Vernunft, die schöne Metze, fähret herein und will klug sein, und was sie saget, meint sie, es sei der heilige Geist. Es ist die höchste Hure, die der Teufel hat." Sämmtliche Werke. XVI. 142 ff. Janssen III. 536.

[2] Fr. von Hummelauer, Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft (Stimmen aus Maria-Laach. XIX. 295—299).

Denn die Lust zu speculiren, die Schwungkraft der Adlerflügel, die tiefe Sehnsucht, in alle Höhen und Gründe des Weltalls zu dringen, stammt nicht vom Dämon. Dieser charakteristische Zug des Genies ist von Gott selbst in jeden hochbegabten Geist gelegt, und im Anschluß an Gott kann dieses Sehnen hienieden wenigstens annähernd befriedigt werden.

Eine religiöse Lehre, die das verkannte, mußte früher oder später gerade die begabtesten Geister gegen sich herausfordern. Es mußte die Zeit kommen, wo der um seines philosophischen und naturwissenschaftlichen Strebens willen verfehmte Faust den immer tiefer in starrem Dünkel und Aberglauben verstrickten Theologen zurief: „Predigt was ihr wollt! Mich holt der Teufel nicht!“ Und so ragt die Faustsage bedeutsam, aber in ganz neuem Sinn, in eine dritte, spätere Zeit hinein, in die geistige Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Es kam wirklich die Zeit, wo der Charakter des Faust nicht mehr als ein greuliches und abscheuliches Exempel galt, sondern als Typus und Ideal einer neuen Cultur. Nicht Göthe, sondern Lessing, der Zertrümmerer der altprotestantischen Orthodoxie, war es, der die gewaltige alte Sage zuerst in diesem Sinne erfaßte [1]. Der Entwurf der ersten Scene, welcher erhalten ist, übertrifft an Großartigkeit alle seine ausgeführten Dramen. Beherzt zieht er den Inhalt des Faustbuchs und Puppenspiels an sich, nimmt die Dämonologie, wie sie da gegeben, beläßt die Teufel nicht nur bei ihren mittelalterlichen Hörnern, Feueraugen und Schwänzen, sondern versetzt sie auf die entweihten Altäre eines geschändeten Doms. Da erzählen sie sich triumphirend ihre Heldenthaten und weiteren Pläne. Da wird als schwierigste Aufgabe gestellt, einen Mann wie Faust — d. h. den genialen Repräsentanten des ernstesten wissenschaftlichen Strebens — in das ewige Ver-

---

[1] Lessings Werke [Hempel]. XI. II. 579—603. — Simrock, Deutsche Volksbücher. IV. 224—226. — Kuno Fischer, Göthe's Faust (Deutsche Rundschau. 4. Jahrg. 1877. S. 77—80). — Reichlin-Meldegg a. a. O. III. 24—32.

derben zu stürzen. Außer dieser Skizze ist nur noch eine dem Puppenspiel nachgebildete Scene erhalten, wo Faust sich den schnellsten der höllischen Geister zum Dienste aussucht. Das stand aber bei Lessing fest: Faust soll und muß gerettet werden! Das aufrichtige Streben nach Wahrheit kann den Menschen nicht unrettbar in's Verderben stürzen!

Luthers Lehre gegenüber hatte Lessing vollkommen Recht. Als Philosoph und Naturforscher ist Faust kein Teufelskind. Alle Höhen und Tiefen der Natur können und dürfen wir erforschen. Um aber in alle Höhen und Tiefen menschlichen Wissens zu dringen, braucht man Gott nicht den Rücken zu drehen, braucht man kein Apostat zu sein, braucht man sich noch weniger dem Teufel zu verschreiben. Es drängte sich deßhalb die Frage auf, ob Faust als trotziger und verstockter Rebell gegen Gott und dessen Offenbarung, als revolutionärer Titane auch noch auf Rettung Anspruch machen kann, oder ob die Sage, in katholischem Sinne aufgefaßt, nicht vollkommen wahr ist und das wirkliche Loos des von Gott abfallenden Genies zum ergreifendsten poetischen Ausdruck bringt.

Diese Frage ließ Lessing ungelöst. Nur als verworrene Sagengestalt, halb richtig, halb irrig, halb als redlicher Forscher, halb als gottloser Titane aufgefaßt, ging der Faust an Göthe über [1].

---

[1] Bevor Göthe den ersten Theil seines Faust vollendet hatte, versuchten sich noch sein Jugendfreund Klinger (1791) und Friedrich (Maler) Müller (1776 und 1778) an dem großen Sagenstoff, während Heinr. Leop. Wagner in seiner „Kindsmörderin" (1776) ein Seitenstück zur Gretchen-Episode lieferte. Keine dieser Dichtungen reichte indeß an die Bedeutung der Göthe'schen hinan.

2. Die Entstehung des Göthe'schen Faust.

„Der jugendlichen Epoche (Göthe's) gehört sein früh entworfener, aber erst spät erschienener Faust an, der auch in seiner neuesten Gestalt immer noch ein Bruchstück ist, und in dessen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchstück bleiben zu müssen."
Aug. Wilh. von Schlegel. 1817.

„Die lange Arbeit an dieser größten und schönsten Dichtung, die Göthe hervorgebracht, macht es begreiflich, daß sie, wie er selbst, verschiedene Epochen durchgemacht und in Gedankengehalt, Art der Composition und poetischer Darstellungs- und Ausdrucksweise das Charakteristische abweichender Bildungsstufen in sich bewahrt hat." Karl Gödeke.

Wie Göthe, unabhängig von Lessing, die Faustsage ergriff und, neben Götz und Werther, Clavigo und Stella, mitten im Wirrwarr der Sturm- und Drangperiode zu einer Reihe höchst bedeutender dramatischer Scenen gestaltete; wie das begonnene große Werk in Weimar nur kümmerlich weiter gedieh, in Italien nur zwei Scenen hinzutraten; wie Göthe es dann 1790 als Fragment herausgab, aber erst auf Schillers Anregung wieder weiterführte; wie der Plan eines zweiten Theils an dem Gegensatz des Classischen und Barbarischen scheiterte; wie Göthe erst am späten Lebensabend diesen Gegensatz zu überbrücken suchte und das ganze Werk endlich zum Abschluß brachte: das Alles wurde bereits erzählt [1]. Es erübrigt nur, die Hauptdaten der langwierigen Entstehungs-

---

[1] S. oben I. 182—186. 253. 280. 367. 484. 529. 590. II. 355 bis 362. III 325—327. 333. 334. — Die Dichtung spiegelt, mehr als irgend eine andere, die gesammte innere und äußere Entwicklung des Dichters.

geschichte, soweit sie sicher oder wenigstens annäherungsweise durch die wahrscheinlichsten Conjecturen zu erreichen sind, in eine kurze summarische Uebersicht zu bringen [1]. Das Scenarium vertheilt sich ungefähr folgendermaßen auf die 60 Jahre [2]:

1771—1775. Faust (Monolog). — Faust und Geist. — Faust und Wagner (V. 1—252). — Studirzimmer. Faust. Mephistopheles. — Auerbachs Keller in Leipzig. Zeche lustiger Gesellen (V. 1417—1983). — Straße. Faust. Margarete vorübergehend. — Abend. Ein kleines reinliches Zimmer. Margarete. Dann Faust und Mephistopheles. Dann Margarete. — Spaziergang. Faust in Gedanken auf- und abgehend. Zu ihm Mephistopheles. — Der Nachbarin Haus (Marthe, dann Margarete, dann Mephistopheles). — Straße. Faust. Mephistopheles. — Garten. Margarete an Faustens Arm. Marthe mit Mephistopheles. Ein Gartenhäuschen (V. 2252—2863). — Marthens Garten (V. 3061—3190). — Trüber Tag. Feld. — Nacht. Offen Feld [3].

? Kerker. Faust mit einem Bund Schlüssel ꝛc. (V. 4046 bis 4259) [4].

---

[1] W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. Straßburg 1879. S. 76—121. — K. J. Schröer, Faust. Heilbronn 1881. Bd. I. Einleitung. S. XI—LIII. Bd. II. Einleitung. S. XVIII—XXIV. — G. von Löper, Einleitung zu Göthe's Faust. — Göthe's Werke [Hempel]. Bd. XII u. Bd. XIII. — Düntzer, Göthe's Faust. I. 73—107. — Gödeke, Göthe's Leben. Stuttgart 1877. S. 455 bis 459.

[2] Die Verszählung nach K. J. Schröer. Vgl. dessen Einleitung Bd. I. S. LIV ff.

[3] W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. S. 76—78. 100.

[4] „Die Kerkerscene hat so sehr den Charakter eines ersten Entwurfs, der mit allen Unebenheiten und Dunkelheiten unverändert stehen blieb, daß ich sie nicht als Umarbeitung früherer Prosa ansehen kann. In den Versen pulst Leidenschaft und Gluth, die den

1776—1786. Gretchens Stube (V. 3020—3060). — Am Brunnen. Gretchen und Lieschen mit Krügen. — Zwinger (V. 3191—3266). — Dom. Amt, Orgel und Gesang (V. 3423—3482).

1787—1788. Hexenküche (V. 1984—2251). — Wald und Höhle (V. 2864—3020).

1797. Walpurgisnachtstraum oder Oberons und Titania's goldene Hochzeit (V. 3870—4045). — Zueignung. — Vorspiel auf dem Theater. — Prolog im Himmel.

1797—1801. Faust (Monolog). Selbstmordsversuch. Ostergesang. — Vor dem Thor. Spaziergänger. Faust und Wagner. — Studirzimmer. Beschwörung des Pudels. Mephistopheles. Zauberschlaf. Fausts Fluch. Geisterchor. Verschreibung (V. 253—1416).

1800 (?). Nacht. Straße vor Gretchens Thür. Valentin ꝛc. (V. 3267—3422).

1800—1801. Walpurgisnacht (V. 3482—3869).

1800—1802. Zweiter Theil. Vor dem Palaste des Menelas in Sparta. Helena (II. V. 3876 bis 4296 [?]).

1824—1827 III. Act (V. 4297—5426).

1828. I. Act (V. 1—452).

1829. I. Act (V. 453—1560). — II. Act (V. 1561—2392).

1830. V. Act. Schluß (V. 6771—7498). — II. Act (V. 2393 bis 3875).

1831. IV. Act (V. 5427—6429). — V. Act. Anfang (V. 6430 bis 6770) [1].

Obwohl Göthe über 60 Jahre lang den Faust mit sich trug, bis er endlich zum Abschluß gelangte, so hat er sich doch nur dreimal längere Zeit anhaltend demselben gewidmet: in den reg-

ganzen Menschen fordert, die Göthe doch nicht aufzuwenden hatte so nebenbei, indem er an Benvenuto Cellini arbeitete, über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins berichtete, oder den Plan zur Achilleis oder zum zweiten Theil der Zauberflöte entwarf." K. J. Schröer S. XLI. Vgl. Scherer S. 96. 97.

[1] Ganz vollendet war Act I u. II 4. Jan. 1831, IV u. V 20. Juli 1831.

samsten und fruchtbarsten Jahren der Sturm- und Drangperiode (von 1770 oder 1771 bis 1775), dann zur Zeit seines Zusammenlebens mit Schiller (von 1797 bis 1802) und endlich in den letzten Jahren seines Lebens (von 1824 bis 1831). Als Frucht solcher eingehender Beschäftigung mit dem großen Stoff erschien der Faust dreimal in neuer Gestalt vor dem deutschen Publikum: 1790 als Fragment, 1808 als vollendeter erster Theil, 1833 (nach des Dichters Tode) endlich vollständig in zwei Theilen.

Ein vollständig abgerundetes Werk aus einem Guß konnte bei einer solchen Art des Schaffens nicht zu Stande kommen[1]. Der 75jährige Greis, der mit einem Eckermann und Riemer seine letzten Papiere ordnete, war ein ganz anderes Wesen, als der rüstige Mann, der an Schillers Seite antike und deutsche Bildung zugleich theoretisch und praktisch verschmelzen wollte, und dieser schon bedächtige Geheimrath und Künstler war ein ganz anderes Wesen, als der von jugendlicher Phantasiefülle übersprudelnde Frankfurter Advocat, der die ersten Scenen der Dichtung in einem Genierausch glücklich-unglücklicher Liebe dahingestürmt hatte. Indem der Dichter, wählerisch zaudernd, berechnend, umgestaltend, die Einfälle, Ideen, Studien, Erfahrungen, Eindrücke von sechzig Jahren in das Penelopegewebe seines Werkes einflocht, gewann dasselbe zwar einen bunten Gedanken- und Formenreichthum, wie es kein Werk Shakespeare's oder Calderons besitzt, aber es verlor die organische Einheit, Klarheit, Harmonie einer naturgemäßen Kunstschöpfung. Den ursprünglich gothischen Grundbau umschnörkeln und umkrusten griechische Tempelchen, römische Arkaden, wirre Renaissance- und Rococogestalten. Der kraftvolle Stamm der Jugenddichtung ist wie vom Sturm ge-

---

[1] Ueber den fragmentarischen Charakter der Dichtung und die Stilverschiedenheiten, welche die Göthe-Forscher gleichsam als Leitfossile für die Entwicklungsgeschichte derselben benützen, s. W. Scherer, Betrachtungen über Göthe's Faust. Göthe-Jahrbuch. VI. 231—261.

knickt, von späteren Schlingpflanzen in verschwenderischer Fülle umrankt, aber kein innerlich vom selben Geiste belebtes Ganze mehr. Ein 80jähriger, geheimnißthuerischer Greis hat aus den tausend verschiedenen Blumen und Blättern eine malerische Gruppe zusammengestellt; es ist eine Gruppe von bezaubernster Schönheit, aber es ist nicht derselbe Baum auf dem Gipfelpunkt seiner harmonischen Entwicklung.

3. Das Faust-Fragment von 1790.

„Das Tiefsinnigste und Erhabenste, was gedichtet worden ist, ist der ‚Faust‘; ich weiß außer dem ‚Götz‘ und den ‚Räubern‘ keine Dichtung, die so gewaltig auf mich eingewirkt hätte. Aber für mich schließt sie schon in den ältesten Fragmenten ab.“
Ludwig Tieck (Köpke. II. 189).

„Daß in der Dichtung vom Faust das ganze Streben jener dunkeln Sturm- und Drangperiode in seinen Tiefen und Höhen dargestellt, der Held ein Repräsentant, das Werk ein Symbol dieser Zeit geworden ist, hat wohl jeder gefühlt, der einmal einen Blick in das Treiben jener Jahre hineingeworfen hat.“
Gervinus.

Obwohl Fragment, ist Göthe's erster „Faust“ neben „Götz“ und „Werther“ die bedeutendste Dichtung seiner Jugend, eines der Hauptdenkmale der Sturm- und Drangperiode. Wie der „Werther“ ist es tief in das Naturgefühl, in die Liebesempfindsamkeit jener Zeit getaucht; wie „Götz“ greift es zurück an die Grenzen des Mittelalters, der katholischen Zeit, doch nur in revolutionärem, nicht in religiösem Geiste.

Einen großen Theil ihres Zaubers — das vergessen oft die Leser und die Commentatoren — dankt diese Dichtung der alten Sage, dem Volksbuch und dem Puppenspiel. Faust, Mephisto, Wagner — Faust's Ueberdruß an der Wissenschaft — die Verschreibung an den Teufel — Fausts Schwanken zwischen Himmel und Hölle — sein Umgang mit der Magie — die Weltfahrt — dazu eine Menge kleiner einzelner Züge hat Göthe nicht erfunden; sie sind oft kühner, drastischer, schärfer, markiger im Volksbuch gezeichnet. Ihre tiefen, gewaltigen Wurzeln, ihre Lebenskeime, ihren Saft hat seine Dichtung in dem alten Sagenbuch. Sein Verdienst beschränkt sich darauf, die Poesie desselben em-

pfunden, in sich aufgenommen, neu erweckt und in wahrhaft volksthümlicher Form und Sprache neugestaltet zu haben. Das Kostbarste der Sage, ihren tiefen theologischen Gehalt, hat der junge Göthe aber entweder nicht begriffen, oder nicht gewürdigt, oder nicht anerkennen wollen. Das Letzte ist das Wahrscheinlichste. Vom positiven Christenthum abgefallen, von den verschwommenen Ideen der Revolution beherrscht, zwischen den kühnsten Dichterplänen und dem weichherzigsten Liebesleben phantastisch hin- und herschwankend, geberdete er sich zwar selbst als Titane und sprach so von dem Trotz der Riesengeister gegen Gott, daß Stolberg davor graute; aber als Dichter hatte er nicht den Muth, die alte Sage im Sinne des Titanismus umzugestalten und wie Lessing beherzt auszusprechen: Faust darf um keinen Preis in die Hölle! Er ließ Himmel und Hölle, Theologie und Philosophie auf sich beruhen. Nach einer kurzen Skizzirung des Magus, in welcher seine Rettung oder sein Untergang unentschieden bleibt, verweilt er bei einer der untergeordnetsten Episoden der Sage: bei Fausts Liebe zu einer armen Krämersmagd.

Das Faust-Fragment hat weder Prolog, noch Vorspiel. Es beginnt mit dem ersten Monolog Fausts, den Göthe dem Anfang des Puppenspiels entnommen hat und der ursprünglich aus Marlowe's „Faust" stammt. Faust ist aller vier Facultäten überdrüssig und verlegt sich auf Magie. Er spricht aber durchaus nicht wie ein Teufelsbanner aus Luthers Zeit, voll Verzweiflung an Schrift und Offenbarung, voll düsteren Glaubens an des Dämons Macht; sondern wie ein echtes Kind der Sturm- und Drangperiode, voll Abneigung gegen die hergebrachte Schulweisheit der Pedanten, voll träumerischer, schwärmerischer Sehnsucht nach der „Natur" als dem Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen. In ihren Geheimnissen hofft sein Verstand Befriedigung, in ihrer Größe und Schönheit träumt sein Herz Ruhe und Seligkeit zu finden. Der Erdgeist, den er citirt, verspricht ihm in einem kühnen pantheistischen Weltbild das Ersehnte: da wird der Träumer durch den philisterhaften Wagner aufgescheucht. Alle folgenden Scenen des ersten Theils: Fausts Verzweiflungs-

und Selbstmordsmonolog, der Ostergesang der Engel, Weiber und Jünger, der Spaziergang vor dem Thor, die Erscheinung und Beschwörung des Pudels, Fausts Zauberschlaf, Fausts Fluch über Welt und Leben und der darauffolgende Geisterchor, fehlen noch. Vor Allem aber fehlt der Angelpunkt der ganzen Sage: die Verschreibung an den Teufel. Faust bricht nach der unwillkommenen Störung durch Wagner gleich in den Entschluß aus:

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern." [1]

Das weitere Zwiegespräch zwischen Faust und Mephistopheles entwickelt den Gedanken, daß dieses träumerische Ringen nach dem Unendlichen vergeblich ist. Faust anerkennt es mit Trauer, Mephistopheles spottet darüber:

„Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist." [2]

Drum mahnt er Faust, alles ideale, wissenschaftliche Streben fallen zu lassen und Welt und Leben zu genießen:

„Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und grad mit in die Welt hinein!" [3]

Nachdem Faust eingewilligt, verspottet Mephistopheles im Gespräche mit dem Schüler noch einmal zum Ueberfluß alle menschliche Schul- und Büchergelehrsamkeit in studentisch-übermüthiger Weise, im kecken Ton der „Frankfurter Recensionen".

Nun sollte nach der Sage die Weltfahrt beginnen, erst in engerem Kreise mit üppig wollüstigem Leben, dann hinunter in die Hölle, hinauf in die Gestirne, hinaus an die großen Höfe

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XII. 58.
[2] Ebds. S. 59. [3] Ebds. S. 59.

des Papstes, des Sultans, des Kaisers, in die kleineren fürstlichen Residenzen, an die deutschen Universitäten, in die Städte, Burgen, Bauernhöfe und Schenken des ganzen alten Reiches. Das Volksschauspiel und Puppenspiel versetzt Faust gleich an den Hof des Herzogs von Parma. Göthe's Faust kam aber nicht weiter, als in Auerbachs Keller zu Leipzig und — in Gretchens Stübchen und Garten. Da begegnete dem Dichter genau dasselbe, was ihm bei „Götz von Berlichingen" begegnet war. Wie der biedere Götz von der schönen Adelheid verdrängt ward, so mußte Faust vor Gretchen weichen. Aus der großartigen Magussage ward eine Liebesgeschichte. Statt in wildem Sinnenrausch von Genuß zu Genuß zu stürmen, Weiber aller Nationen und Länder und zuletzt die Helena als die Krone aller zu begehren, spinnt sich Faust in die Liebe zu dem ersten besten Bürgermädchen ein und — kommt nicht mehr weiter [1]. Die Dichtung gestaltet sich erst zum Liebesidyll und dann zur schlichten, bürgerlichen Tragödie.

Diese Gretchentragödie ist wohl Göthe's vollendetste dramatische Leistung; die Kerkerscene, mit welcher sie schließt, welche Göthe aber 1790 noch nicht veröffentlichte, sein tragisches Meisterwerk. Die erste Begegnung auf der Straße, Gretchens Stübchen, ihre kindische Freude an dem geschenkten Schmuck, ihre Scheu vor Mephistopheles, ihr Spaziergang mit Faust im Garten, ihr Liebesgeständniß mit Blumenzupfen, das ganze Aufkeimen der ersten Liebesneigung zur hingebendsten Leidenschaft ist so einfach, wahr und zart geschildert, mit so anmuthigen Genrebildern freundlicher Häuslichkeit umgeben, mit einem solchen Zauber von Kindlichkeit und harmloser Unbefangenheit verklärt, daß das Gesammtbild jedes weichere Gemüth unwiderstehlich fesseln muß [2]. „Die Farben sind dem wirklichen Leben entnommen, so daß jeder fühlt,

[1] „Gretchens rührende Gestalt lebte im Dichter fort und sie erschien ihm in einzelnen Bildern. Der titanische Faust und das Ganze der Handlung trat in den Hintergrund." Schröer a. a. O. S. XXXIX.

[2] Dr. Otto Vilmar, Zum Verständnisse Göthe's. Marburg 1861. S. 250—345.

die Geschichte habe sich schon tausendmal zugetragen. Aber ihre Mischung ist so meisterhaft, daß man auch hier die unmittelbarste Beziehung auf Selbsterlebtes bei Göthe annehmen muß . . . Ein großer Charakter ist Gretchen auf keine Weise. Sie ist nichts als Natur, aber eben darum unendlich reizend. Ihre Schönheit lockt den Verführer, ihre Wahrheit und Unschuld zwingt ihm Liebe ab." [1] Mit der erwachten Leidenschaft tritt Gretchen aber aus dem seligen Reich der Kindesunschuld heraus. Es ist kein edler, redlicher Bräutigam, der um ihre Hand freit, es ist der mit Gott und Welt zerfallene Faust, der einen Satan zum Begleiter und Helfer hat. Unvermerkt ist das Netz der Verführung um das arme, schwache Kind geschlungen, und mit dem Traum der Liebe zieht Unruhe, Leidenschaft, Schuld und Verbrechen in den engen, kleinen Kreis ihres Lebens ein. Die ganze Verwicklung, einigermaßen ein Bild jeder Sünde, ist mit dem tiefsten psychologischen Blick, mit der fesselnden Einfachheit wahrer Kunst, mit der ergreifendsten Gefühlswahrheit gezeichnet [2]. Mit erschüttern-

---

[1] F. Deycks, Göthe's Faust. Koblenz 1834. S. 23. 24. — Aehnlich sagt der dänische Schriftsteller Sören Kirkegaard: „Vi kende denne Pige fra Goethes Faust. Det var en borgerlig lille Pige, ikke, som Elvira, bestemt til et kloster; men dog opdragen i Herrens Frygt, om end hendes Sjael var for barnlig til at föle Alvoren, som Goethe saa uforlignelig siger: Halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen. Hvad vi elsker hos denne Pige er hendes rene Sjaels yndige Enfoldighed og Ydmyghed.“ Enten-Eller. Kjöbnhavn 1865. I. 201. — Molitor (Ueber Göthe's Faust Mainz 1869. S. 58 ff.) geht aber viel zu weit, wenn er Margarete als „die vollendetste Frauengestalt bezeichnet, welche Göthe geschaffen hat". Sie ist mehr Kind als Frau, und daß Göthe-Mephistopheles sie wie einst seine „Lili" gelegentlich „Grasaff" nennt, ist nicht ohne psychologische Bedeutung.

[2] Wenn der italienische Satansdichter Josue Carducci Gretchen „la stupida ragazza Goethiana“ nennt, „das alberne Göthe'sche Mädchen, das sich dem ersten Besten preisgibt, dann ihr Kind erdrosselt und schließlich in's Paradies kommt", so wird Mephisto's Ironie hiermit einseitig übertrieben. Wie jede Sünde, so schließt

der Tragik bricht die Katastrophe herein. Gretchens Unruhe am Spinnrad, ihre ersten Gewissensbisse am Brunnen, ihr Hilferuf zur Mater dolorosa, ihre Herzensqual beim Dies irae im Dom und endlich ihr Wahnsinn im Kerker bilden eine Reihe der wirksamsten Scenen. Sie sind bis auf den kleinsten Zug der Wirklichkeit abgelauscht, vom tiefsten Gefühl belebt und von einem poetischen Zauber, wie ihn nur die echtesten Volksballaden besitzen.

Aber Faust? Was hat die gewaltige, dämonische Faustsage mit dieser in sich abgeschlossenen, einheitlichen Liebestragödie zu schaffen? Braucht es einen Gelehrten, einen Magus, einen Titanen, um ein armes Kind, wie Gretchen, zu verführen? Oder gar vollends einen Dämon, ausgestattet mit allen Zauberkräften der Hölle? Könnte ein beliebiger, reicher Cavalier mit Hilfe der Kupplerin Marthe nicht ebenso gut dieses schnöde Werk der Verführung zu Stande bringen?[1]

auch Gretchens Schuld allerdings eine ungeheure Thorheit in sich, das Preisgeben des höchsten Gutes um einer elenden, hinfälligen Lust willen. Doch die Schuld wird gemildert und macht ein wirkliches dramatisches Mitgefühl möglich, indem Gretchen als unerfahrenes Kind der berechnetsten Verführungskunst fast wehrlos gegenübersteht und die Versuchung mit der bezaubernden Macht der ersten, scheinbar berechtigten Liebe an sie herantritt. Unrichtig wird die Auffassung Gretchens erst dadurch, daß Göthe sie am Schluß des zweiten Theiles (V. 7452 ff.) im Glorienschein des Himmels als völlig schuldlos hinstellt:

„Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen ungemessen."

Hierdurch wird nicht nur Gretchens Schuld, sondern die ganze Tragödie der Verführung mit einem höchst bedenklichen Strahlenglanz der Verklärung umgeben. Vgl. A. Müller, Ethischer Charakter von Göthe's Faust. Regensburg 1885. S. 184. 185.

[1] Sogar einer von Göthe's wärmsten neueren Lobrednern, Karl Lucae (Zur Götheforschung der Gegenwart. Marburg 1878. S. 14), meint, daß der „trunkene Totalitätsdrang, diese maßlose Selbst-

Unverkennbar gewinnt das Bild des anspruchslosen, einfachen Mädchens durch den schroffen Contrast zu dem hochfahrenden, an aller Wissenschaft verzweifelnden Gelehrten, welcher im Liebesgelispel Gretchens jene Befriedigung findet, die er in allen vier Facultäten umsonst gesucht[1]. Nicht minder wirksam ist es, daß dem frommen Kinde, das eben noch von der Beichte gekommen, das mitten im Liebesgetändel Faust über seine Religion katechisirt, das selbst nach dem Falle noch Zuflucht bei der Madonna sucht, der leibhaftige Dämon mit allem zündenden Witz, Spott und Sarkasmus eines Voltaire gegenübersteht, zugleich Fausts Sinnlichkeit erregend und verhöhnend, für ihn das Netz ausspannend und ihm den Genuß störend und vergällend, den ganzen Liebestraum aufbauend und vernichtend. Das sind sehr effectvolle Gegensätze. Aber Faust, der Held der alten Sage, sinkt durch dieses schäferhafte Liebesspiel zu einem weichlichen, träumerischen Poeten, zu einer Marionette des Mephistopheles, „zu einem ganz gewöhnlichen Liebhaber herab, der eigentlich für den Standpunkt der bürgerlichen Moral gemeine Streiche begeht". „Was ist ungenügender," ruft Gottschall mit Recht aus, „als einen mit dem Erdgeist Ringenden zuletzt mit Jugendstreichen enden zu sehen, die sich über das Triviale nur durch das Verbrecherische erheben?"[2]

Göthe selbst fühlte, daß ihm durch die breite Entwicklung der Gretchentragödie der eigentliche Plan der Dichtung entschlüpft sei. Er glaubte ihn in Italien wieder gefunden zu haben[3] und rückte in die bisherige Folge der Scenen zwei neue ein, welche

---

überhebung" Fausts, eigentlich in „flacher Unbedeutendheit" endigt: „denn um ein Gretchen unglücklich zu machen, war kein Titan, kein Faust erforderlich".

[1] Den Gegensatz des Faustcharakters zu jenem des Don Juan hat Sören Kirkegaard (Enten-Eller. I. 203) meisterlich gezeichnet.

[2] R. von Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur. I. 79. 81. — Vgl. Adam Müller, Ethischer Charakter von Göthe's Faust. S. 45—58. 78—87.

[3] Göthe's Werke [Hempel]. XXIV. 480. — Eckermann, Gespräche. II. 91.

offenbar darauf berechnet sind, die bürgerliche Gretchentragödie auf die Höhe der religiös-philosophischen Zaubersage emporzuheben. Es ist die „Hexenküche“[1] und die Scene „Wald und Höhle“. Bevor der kleine Liebesroman beginnt, wird Faust in die Hexenküche geführt, erblickt im Zauberspiegel die schönste aller Frauen und erhält jenen Trank, von welchem Mephistopheles sagt:

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Nach dem ersten Stelldichein mit Gretchen aber ist jene Scene „Wald und Höhle“ eingerückt, worin Faust als poetischer Naturschwärmer eine melancholische Felseneinsamkeit aufsucht, sein und Gretchens Loos betrauert, jedoch durch die kupplerischen Reden des Mephistopheles von Neuem in seine Sinnlichkeit verstrickt wird. Die Fortsetzung des Liebesabenteuers, das nun zum Verbrechen fortschreiten soll, wird hier allerdings als ein furchtbares Opfer hingestellt, das die Hölle fordert; aber Faust sinkt hier gerade mehr als je aus der Rolle eines himmelstürmenden Titanen zu jener eines thränenseligen, verliebt traurigen und traurig verliebten Poeten herab[2]. Der Gretchenroman wird durch ein fremdartiges Element unterbrochen, ohne dadurch an innerer Bedeutung zu gewinnen, und nach dem Untergang Gretchens stellt sich nun die bedenklichste Frage ein, was aus Faust werden soll? Er hat Gretchen in's Unglück gestürzt — soll er für diesen Frevel straflos ausgehen?

Abermals stand das Problem vor Göthe, das er beim Beginn der Dichtung nicht zu lösen wagte. Er wagte es auch jetzt nicht. Jahre verflossen, bis er endlich, unter Schillers Anregung, die ihm selbst fremd gewordene Dichtung wieder hervorzog und die wichtigste Frage derselben zu entscheiden suchte.

---

[1] Felix Bobertag, Faust und Helena. Göthe-Jahrbuch. I. 49—58.

[2] Ueber den pessimistischen Anhauch der ganzen Dichtung vgl. David Asher, Arthur Schopenhauer als Interpret des Göthe'schen Faust. Leipzig 1859.

4. Der vollendete erste Theil des Faust.

1808.

„Göthe mußte die Faustsage symbolisch behandeln, das war eine Forderung der Zeit; die Art dieser Behandlung entschied sein eigenes Genie.... Hier im ersten Theil bemerken wir an seiner Behandlung eine wunderbare Vereinigung des Sagenhaften und Symbolischen, des Mittelalterlichen und Modernen." G. H. Lewes.

„So überwältigend groß und tief und wahr Göthe die natürliche Welt um und in dem Menschen in seinem ‚Faust' geschildert hat, so unzulänglich ist die übernatürliche Seite der Faustsage behandelt."
Wilhelm Molitor.

Die Verlegenheit, in welcher sich der Dichter befand, malt sich sowohl in der Zueignung, welche er jetzt dem Stück vorausschickt, als noch deutlicher in dem Vorspiel auf dem Theater; dort elegisch-weinerlich, hier heiter mit fröhlichstem Galgenhumor. Dieser gemahnt schon, daß es mit der Trauer der Zueignung nicht allzu ernst zu nehmen ist. Er bedauert, daß schon dahingeschiedene Freunde die Fortsetzung nicht mehr zu hören bekommen; aber sein lispelnd Lied, den Aeolsharfen gleich, löst sich alsbald in das fröhliche Gekicher des Vorspiels auf. Der Dichter versucht sich da noch leidlich im Pathos zu halten und der Dichtkunst die höchsten Ziele zu stecken; allein in seiner Brust sitzt ein ganzes Triumvirat, d. h. außer dem Dichter noch die lustige Person und der Theaterdirector. Als fröhlicher Gracioso mahnt er sich, das Publikum zu unterhalten, und als Director nimmt er die Trauer des Dichters und den Witz des Narren, die Thränenseligkeit der Genieperiode und den skeptischen Spott der Revolution, das classische Schönheitsideal und die nordische Sage, die christlichen Anflüge der Romantik und den Hexenspuk der Reformationszeit, Natur und Menschheit in seine Dienste, um die Poesie zu commandiren

und das Widerstrebende womöglich zu einem starken Getränk, zu einem Weltgedicht, zu verarbeiten.

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Faust, das hatte sich bei Göthe, unter Schillers großen, idealistischen Anregungen entschieden, sollte aus dem engen Kreis einer bürgerlichen Liebschaft auf die ganze und volle Höhe eines Weltgedichtes gebracht werden. Gretchen mußte nun nothwendig zurücktreten. Es war zu unbedeutend — bloßes Kind und dann Verbrecherin. Faust mußte die Hauptperson werden, das war klar. Aber wie sollte ein Weltgedicht daraus entstehen, das mit Göthe's Weltanschauung übereinstimmte? Den Faust der Volkssage holte der Teufel. Die ganze Magie und Alchymie mitsammt der pantheistischen Weltansicht führte nach ihren Anschauungen direct in die Hölle. Göthe seinerseits hatte in dem gedruckten Fragment den Helden auch schon für die Hölle zubereitet. Dieser hatte sich finsteren Mächten anheimgegeben, mit Mephistopheles' Hilfe Gretchen verführt und es zur Muttermörderin und Kindsmörderin gemacht. Das Postulat des gesunden Menschenverstandes war, den bewußten Verführer dem Schicksal zu überlassen, das ihm die Sage anwies.

Aber für Göthe lag die Sache so einfach denn doch nicht. Der große theologische Kern der Faustsage war für ihn ein längst überwundener Standpunkt und ist es bis an sein Ende geblieben. Noch im November 1829 verglich er den Faust der Sage nicht etwa mit Prometheus und den Titanen, nicht mit den Zauberern und Hexenmeistern des Mittelalters, sondern mit seinem eigenen „Großkophta", dem größten Charlatan des ausgehenden 18. Jahrhunderts, setzte ihn damit auf die denkbar niedrigste Stufe eines gemeinen Betrügers herab [1] und gab dazu seinem Freunde Zelter folgende Erklärung:

[1] Sehr treffend ist Caro's Bemerkung, daß dem Skepticismus in der Geschichte immer auch Aberglaube und Charlatanerie zur

„Die Römische Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend und belegte sie beiderseits mit dem strengsten Bann, so wie alles, was Wahrsagerey und Zeichendeutung heißen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntnisse, der näheren Einsicht in die Wirkung der Natur scheint aber auch das Bestreben nach wunderbaren und geheimnißvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Protestantismus befreite die Menschen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenwesen wurde freyer, gab Gelegenheit zu frechen und liederlichen Streichen; und so scheint sich, in der Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, dieses Teufels- und Zauberwesen methodischer hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehauset hatte. Die Geschichte von Faust wurde nach Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus, und gewiß von Protestanten selbst; denn es ist in all den dahin gehörigen Schriften keine pfäffische Bigotterie zu spüren, die sich nie verläugnen läßt. — Um die hohe Würde des Mephistopheles anschaulich zu machen, liegt ein Auszug abschriftlich bey, einer Stelle von Fausts Höllenzwang. Dieses höchst merkwürdige Werk des raisonnirtesten Unsinns soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Passau 1612 gedruckt worden sein.“ [1]

Was sollte der Dichter, der in der ganzen Sage weiter nichts als Charlatanerie und Volksaberglauben sah, der weder an eine Hölle, noch an einen Teufel, kaum mehr in positiv-christlichem Sinne an Gott glaubte, mit den wesentlich religiösen Ideen anfangen, auf welchen die Sage beruhte, besonders mit dem Teufelspakt? Was bedeutet die Sage noch, wenn es keinen

---

Seite gehen, daß dieses auch im 18. Jahrhundert der Fall war, und daß Göthe sich auffallend von solchen Erscheinungen (Mesmer, Cagliostro, Saint-Martin) angezogen fühlte: „Si la foi positive a baissé parmi nous, ne semble-t-il pas que ce soit au profit d'une sorte de folie mystique? Goethe ressentit toujours un certain attrait pour ce côté nocturne de la science et de la nature.“ Revue des Deux Mondes. 1865. LIX. 856.

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. V. 331. 332.

Teufel gibt? Ob er Faust holt, oder nicht holt, bleibt sich in diesem Falle gleich. Aber wie soll die Dichtung dann ein tieferes geistiges Interesse gewinnen? — — Göthe hatte sich nur in die Sage hinein geträumt, und bat nun Schiller, ihm seine Träume zu deuten [1]. Auch Schiller war in Verlegenheit.

„So viel bemerke ich hier nur," erwiederte er am 23. Juni 1797 [2], „daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen.

„Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen."

„Den Faust," so fuhr Schiller am 26. Juni 1797 fort [3], „habe ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dieß ist indeß sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung (!), und so lang man die nicht hat (!), muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen

[1] Schiller-Göthe Briefwechsel. I. 262. [2] Ebds. S. 263.
[3] Ebds. S. 264.

poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

„Zum Beispiel: es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern.

„In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Fausts fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie die Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.

„Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen.

„Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird.“

Göthe antwortete [1]:

„Ihre Bemerkungen zu Faust waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Planen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Composition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwei Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um Abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und

[1] Ebds. S. 265

etwas denken lassen; bei dem Ganzen, das immer Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen."

Vergeblich sieht man sich in dem weiteren Briefwechsel der beiden Dichter nach einer Lösung jener bedeutsamen Grundfragen um, welche Schiller gestellt hatte und von welchen der philosophische Gehalt der Dichtung bedingt war. Der vage, naturalistische Pantheismus, welchem Göthe huldigte, gab keine Antwort darauf. Vier Jahre später, den 18. März 1801, schrieb er an Schiller[1]:

„Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht (!) gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, so habe ich mich freilich zusammenzunehmen."

Mit Recht nennt Friedrich Vischer dieses Geständniß „hoch naiv" und fügt bei:

„Also doch großer Respect und etwas Examens-Angst, während ganz unbewußt der Ausdruck ‚neugierig' trotzdem zugleich die Ironie der Ueberlegenheit verräth, die den Dichter in seinem Element weit über die Philosophen stellt. Aber wie es ihm gehen mußte, wenn er es in ihrem Element versuchte, es ihnen recht zu machen, von einem gedachten Begriff aus sein Gedicht zu bereichern und fortzuführen, das ergibt sich mit köstlicher Klarheit aus dem Worte zu Eckermann: ‚Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust verkörpert habe, als ob ich das selber wüßte!'"[2]

Wie er es Schiller vorausgesagt, so machte sich Göthe die Sache wirklich bequem. Statt sich über das Verhältniß von Gott, Welt und Mensch, über die beiden Elemente der menschlichen Natur, über die Freiheit, über die Sünde, über den Ursprung des Bösen, über das Dämonische u. s. w. eine klare, einheitliche, ethische Weltordnung aufzubauen, behielt er die drei Haupt-

---

[1] Ebds. II. 275.

[2] Friedrich Vischer, Göthe's Faust. Stuttgart 1875. S. 158.

gestalten des Fragments: Faust, Mephistopheles und Wagner, einfach bei, wie er sich dieselben im Saus und Braus der Genieperiode zurechtgeträumt — Faust als einen verworrenen, von hochmüthigen Luftidealen in brutale Leidenschaft herabgestürzten Naturpoeten; Mephistopheles als spöttischen, negirenden, Alles zersetzenden Skeptiker; Wagner als philisterhaften Schul- und Fachgelehrten der Zopfzeit [1] — und suchte dichtend und träumend, nicht philosophirend, wie Schiller sich's gedacht, einen Abschluß zu finden. Faust, das wirre Genie, der Poet und Universalmensch, der Naturphilosoph und Schwärmer, Mädchenliebhaber und Titane der Sturm- und Drangperiode — in allen Stücken das Abbild Göthe's selbst — konnte, das war klar, der Hölle nicht überlassen werden. Er war der gute Mensch — der neue Mensch κατ' ἐξοχήν. Göthe hätte sich selbst einen Platz in der Hölle bestellt, wenn er ihn dem Dämon überlassen hätte. Mit dem Dämon hatte es aber auch so viel nicht mehr auf sich. Mephistopheles war halb und halb schon zur lustigen Person geworden, bediente Faust nach Wunsch und ließ für phantastisch-abergläubische Fictionen, wie für geistreichen Spott das freieste Feld offen. Er war der Satan der alten Sage nicht mehr. Wenn der Dichter seiner Witze und Taschenspielerkünste überdrüssig wurde, so kostete es ihn nur einen Federstrich, ihm Faust aus den Händen zu spielen. Ohne langen Proceß machte Göthe von seinem Faustrecht Gebrauch und entwarf zur Lösung des Knotens folgende höchst einfache Maschinerie:

1. Statt Faust wird Gretchen hingerichtet und Gretchens Buße ihm einigermaßen zu Gute geschrieben.

---

[1] Wie sich in den drei Charakteren, ihren Monologen und Dialogen (Handlung ist eigentlich wenig dabei) alle Elemente der Sturm- und Drangperiode auf's Lebhafteste verkörpert beisammen finden, hat Gervinus (V. 110—134) ausführlich dargelegt. — Vgl. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur. I. 81. Die meisten falschen Erklärungen des Faust sind dadurch entstanden, daß man dieses Moment vernachlässigt und fremde Anschauungen in die Dichtung hineingetragen hat.

2. Fausts weiterer Lebensgang soll, wie bisher, ruhelos, ein stetes unbefriedigtes Weiterstreben sein und er hierdurch, ohne Buße und Bekehrung, zur ewigen Glückseligkeit gelangen.
3. Damit das Publikum sich über diese bisher ungewohnte Ordnung der Gerechtigkeit und Genugthuung nicht beklagen kann, wird dieselbe zum Voraus im Himmel festgesetzt. Faust wird zum Repräsentanten der Menschheit zugleich und des deutschen Volkes und aller Cultur erhoben — er ist der Liebling Gottes einfachhin. Gott wettet mit Satan (Mephistopheles), daß es diesem nicht gelingen werde, Faust von seinem Urquell abzubringen, und sichert sich die Wette dadurch, daß er Faust von vornherein alle Irrungen verzeiht, ja ihm Schuld und Verbrechen kaum anrechnet [1].
4. Der Teufelspakt der Volkssage wird dahin abgeändert, daß Faust dem Mephistopheles seine Seele verschreibt, aber nur unter der Bedingung, daß er je in irdischem Genuß Befriedigung finden und aufhören wolle, weiterzustreben. Verführung, Kindsmord, Muttermord, alle Verbrechen haben nichts auf sich, er soll jetzt sogar auf den Blocksberg und Teufelsanbetung treiben. Apostasie und Teufelsdienst können ihm nichts anhaben, wenn er nur weiterstrebt.

Das ist im Wesentlichen der Grundplan des neuen „Faust“, wie er sich von 1797 bis etwa 1802 entwickelte und 1808 zur Hälfte seine Vollendung fand. Die „Gretchentragödie“ konnte so unverändert bleiben, nur mußten ihr von allen Seiten Scenen hin-

[1] Vgl. Friedr. Vischer, Göthe's Faust. Stuttgart 1875. S. 210 ff. 229 ff. — Kuno Fischer, Göthe's Faust (Deutsche Rundschau. Nov. 1877. S. 251 ff.). — Egon Ipse, Faust und kein Ende. Crefeld 1883. S. 6 ff. — Adam Müller, Ethischer Charakter von Göthe's Faust. Regensburg 1885. S. 71 ff. — Molitor, Ueber Göthe's Faust. Mainz 1869. S. 21. 22. — P. Haffner, Göthe's Faust. Frankfurt 1880. S. 10. 11.

zugefügt werden, um Faust zur Hauptperson zu machen, ihn zum Vornherein loszusprechen und die gesammte christliche Weltanschauung auf den Kopf zu stellen.

Dem Stück wurde zunächst eine dreifache Einleitung vorangeschickt: die „Zueignung", das „Vorspiel auf dem Theater", der „Prolog im Himmel". Es war eine sehr kluge Idee. Denn lyrische Gelegenheitsdichtung, geistreiche kleine Maskenspiele und Theaterprologe waren Göthe's stärkste Seite. Daran hatte er lange Jahre verschwendet; in diesem bunten, spielerischen Genre war er unbedingt der größte Meister, während ihm der Plan einer großen historischen Tragödie sein ganzes Leben lang nie gelingen wollte. Die „Zueignung", obwohl ursprünglich ein Verlegenheitsgedicht, schlägt so rührende Accorde an, ladet so träumerisch in ein stilles Geisterreich ein, daß sie jede poetische Seele sympathisch anmuthen muß. Darauf das kecke, muntere „Vorspiel", eine gedankensprühende kleine Dramaturgie, ganz aus dem Leben gegriffen, für Jeden verständlich, ohne höhere Anforderung an die Kunst, als zu unterhalten, und doch in dem Versprechen endigend, das ganze bunte Weltschauspiel in einem Drama zu versammeln. Im „Prolog" wird dann der Stoff vollends auf die höchste Höhe gerückt, die überhaupt denkbar ist. In grandiosem Festgesang feiern die drei Erzengel Gottes Majestät, Macht und Güte. Faust — bisher nur der Held einer Gretchentragödie — ist der Auserwählte, der Knecht Gottes, ein erhabener Idealmensch, um den Himmel und Hölle sich streiten. Man könnte fast vergessen, daß dieser Himmel, diese Scene am Thron des Allerhöchsten ein bloßes Maskenspiel, ein bloßer coup de théâtre ist, wenn Mephistopheles — der Voltaire der Geisterwelt — es nicht in seiner fastnachtsmäßigen Sprache verriethe. Die Behandlung des Allerheiligsten nähert sich dadurch der Blasphemie. Denn diese Sprache gehört in die Hölle, nicht in den Himmel. Durch die Wette wird dann taschenspielerisch sowohl die Heiligkeit als die Gerechtigkeit Gottes hinweggezaubert. Statt eines Job, des vorbildlichen Typus Christi, wählt der Herr zur Rechtfertigung seiner moralischen Weltordnung einen wirren, ge-

nußsüchtigen, phantastischen Schwärmer, der am Glauben wie an der Wissenschaft schon völlig Bankerott gemacht hat.

„Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust."

Einen solchen hochmüthigen Zweifler und Träumer soll die Hölle nicht überwinden können, und zwar nicht in Folge übernatürlichen Gnadenbeistandes, sondern wegen der übermäßigen Trefflichkeit einer solchen „genialen" Natur:

„Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Diese Verse sind die entscheidenden für die ganze neue Dichtung. Das christliche Sittengesetz ist hiermit abgeschafft. „Der Herr" selbst erklärt, daß das Genie unsündlich und vom rechten Wege nicht abzubringen ist. Faust hat einen Freipaß für alle Sünden und Laster: seine gute Natur wird ihn durch alle hindurch in den Himmel bringen! Je dunkler und verworrener, desto besser! Gott selbst liebt die Finsterniß und das Dunkel, und sittliche Verworrenheit ist der beste Weg zu ihm!

Nach dieser feierlichen Vorbereitung erscheint der an aller Wissenschaft verzweifelnde Faust schon bedeutend großartiger. Göthe ließ den Anfang des Stückes, wie er war: Spottmonolog auf alles Wissen, Beschwörung des Erdgeistes, pantheistische Tiraden, Störung durch Wagner. Doch hier stockte das Fragment; es mußte hier ein Uebergang geschaffen werden, wenn Faust sich nicht allzuschnell als ein bankerotter Schwindler entpuppen sollte, der eben — ein Mädchen verführt.

Göthe löste die Aufgabe mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Für jeden, der keine klaren religiösen und philosophischen Ideen besitzt, ist Faust in einigen Scenen zu einem erhabenen Genie, einem Gelehrten, einer großartigen tragischen Persönlichkeit aufgebauscht, einer Art typischer Figur für das ernsteste, tiefste, wenn auch immer unbefriedigte Ringen nach Wahrheit. Diese ganze Maschinerie beruht zwar abermals auf Irrthum und Täuschung. Denn der aufrichtig nach Wahrheit ringende Genius kann nie so jämmerlich unbefriedigt bleiben, als Faust sich hier zeigt: Gott läßt ihm so viel natürliche Erkenntniß zu Theil werden, daß sie für sein natürliches Leben ausreicht, und so viel Gnade, daß er durch den Glauben demüthige Zufriedenheit in diesem Leben, feste Zuversicht für das Jenseits findet. Alles pomphafte Gerede des Faust von Streben nach Wahrheit und Gottähnlichkeit ist deßhalb bloßer Schein und im Grunde nichts weniger als erhaben und tragisch. Diese Armseligkeit und Schwäche hat Göthe aber meisterlich zu bedecken und zu beschönigen gewußt.

Mit einem fast unerschöpflichen Aufwand der schönsten Verse und Gedanken wird aus dem an Glauben und Wissen schiffbrüchigen, wirren, hochmüthigen, abergläubischen Zweifler und Zauberer, der gewissenlos genug ist, nebenher medicinische Charlatanerie zu treiben, ein idealer Dulder gemacht, der ohne jede Schuld, ja gerade weil er das Edelste anstrebt, Gott ähnlich werden möchte, namenlos unglücklich wird und das tiefste Mitleid einflößt. Nicht wegen toller Selbstüberschätzung und Vermessenheit, sondern aus dem edelsten Trieb nach Wahrheit fällt er der entsetzlichsten Seelenqual, ja der Verzweiflung anheim. Er setzt schon die Giftphiole an den Mund, um diesem Jammer ein Ende zu machen. Die Osterglocken und das Lied der Engel, Jünger und frommen Frauen halten ihn im Leben zurück; aber den Glauben seiner Kindheit kann er nicht mehr finden. Der Osterspaziergang mit Wagner versetzt ihn in neue Traurigkeit, weil er auch in seinem praktischen Leben nichts als Lüge und Täuschung zu finden glaubt. Er bringt einen schwarzen geheim-

nißvollen Pudel mit nach Hause, der sich beim Lesen des Johannis-Evangeliums als Dämon zu erkennen gibt. Durch magische Künste beschworen, bietet Mephistopheles dem unbefriedigten Forscher seine Dienste an. Faust willigt ein. Ein Zauberschlaf bietet ihm die erste Probe magischer Kräfte. Faust verflucht nun sich, die Welt, Glauben, Hoffnung, Liebe. Die Dichtung ist eine Strecke weit von der ganzen Kraft der alten Volkssage angehaucht. Aber schon in dem Geisterchor, der den Fall der alten Welt betrauert, taucht der fremde, moderne Gedanke auf, eine neue Welt zu erbauen. Faust nimmt Mephistopheles in seinen Dienst, er verschreibt sich ihm, doch ohne jeden Glauben an seine Macht. Der Teufel kann ihm nichts bieten, was er sich nicht auch selbst verschaffen könnte. Um das Jenseits kümmert er sich nicht:

„Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, gescheh'n."

Spöttisch und verächtlich verpfändet er sich Mephistopheles mit der Versicherung, es werde ihm nie gelingen, ihn zu befriedigen, zur Ruhe zu bringen, am Weiterstreben zu hemmen:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag;
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

Diese Wette ist der zweite große Angelpunkt der neuen Dichtung. Faust läßt sich die Moral wohl gefallen, die „der Herr" im Prolog aufgestellt. Auch ihm gelten die Sittengesetze der alten Welt nicht mehr. Die einzige Forderung, die Gott an den Menschen stellt, ist, sich immer weiter zu entwickeln, immer

weiterzustreben. Alle Sünden, alle Verbrechen können den Menschen nicht von Gott abbringen, wenn er sich nicht hier auf der Erde zur Ruhe setzt. Verführung der Unschuld schadet nichts, wenn man nur nicht bei der Verführten beharrt, sondern immer wieder neue Lüste und Genüsse sucht. Mord und Todtschlag haben nichts zu sagen, wenn der geniale Urheber des Mordes sich nur zeitig davonmacht und in neuen Kreisen strebend weiterwirkt.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Nachdem Göthe so alle alten „beschränkten" Sittenbegriffe bei Seite geräumt und mit dem dunkeln Phrasenthum eines ewigen Fortschritts ersetzt hatte, wagte er es nunmehr beherzt, die „Gretchentragödie" als Hauptbestandtheil in sein Weltgedicht aufzunehmen. Durch den Blick in den Zauberspiegel und den Hexentrank ist sie bereits in den Kreis dämonischer Magie gerückt und damit verbunden. Fausts Liebe ist kein bloßes Spiel mehr, sondern ein furchtbares Netz, in dem er sich und die Geliebte verstrickt. Die anscheinend harmlose Tändelei führt zur Schuld und zum Verbrechen. Die neu eingerückte Valentinsscene beleuchtet mit der packendsten volksthümlichen Gewalt die Niederträchtigkeit Fausts und die namenlose Schmach, zu der das unschuldsvolle, engelgleiche Gretchen herabgesunken. Faust verläßt sie jetzt, um mit Mephisto auf dem Brocken alle Orgien einer Walpurgisnacht durchzutoben. Da, mitten im wüstesten Hexenreigen und Zauberspuk sieht er das gespenstische Bild der Verlassenen mit dem rothen Streifen um den Hals. Er will sie retten. In zwei gedrängten Prosascenen ist Fausts Qual und Elend mitten im Saus und Braus der Leidenschaft mit hinreißender Kraft gezeichnet. Und nun folgt die gewaltigste, ergreifendste Scene, die Göthe je geschrieben hat: die Scene im Kerker. In Gretchens wahnsinnigen Fieberträumen schildert der Dichter das Schrecklichste, was sich der directen dramatischen Darstellung entzog: den Muttermord, den Kindsmord, Gret-

chens namenlose Qual und Schmach, im furchtbarsten Gegensatz zu dem erträumten und so schauerlich zerstörten Liebesglück. Ophelia und Lady Macbeth sind hier völlig erreicht, wenn nicht übertroffen. Die Liebestragödie hat den furchtbarsten, erschütterndsten Schluß, dessen sie fähig war. Scheu weicht die Entehrte vor dem Dämon und um seinetwillen vor dem Geliebten zurück und wendet sich in ihren Phantasien zu Gott und seinen Heiligen. Versöhnend mildert der Gedanke göttlicher Erbarmung das Schauspiel eines völlig zertrümmerten Daseins, eines durch schnöde Verführung grausam geknickten jungen Herzens.

Es liegt auf der Hand, daß man das so vollendete Drama — den ersten Theil des „Faust" — nicht mit den regelmäßigen classischen Tragödien eines Sophokles oder Racine oder mit Göthe's eigener Iphigenie vergleichen darf. Göthe selbst hat es in der Zeit, da er es zu vollenden suchte, „barbarisch" genannt. Sein hellenischer Kunstgeschmack war davon nicht befriedigt. Denn Aristoteles und die drei Einheiten sind darin völlig bei Seite gesetzt. Nicht einmal die freiere Architektonik der Shakespeare'schen Stücke ist innegehalten. Der „Faust" ist mehr Natur- als Kunstgewächs, das merkwürdigste deutsche Volksschauspiel der neuern Zeit. In Stoff und Gehalt, Form und Sprache, Geist und Ton reiht es sich als Weiterentwicklung an das alte deutsche Mysterienspiel, wie es Hans Sachs aus dem Mittelalter überkommen und wie es als Volksschauspiel, allerdings abgeblaßt und immer mehr verbauert, sein kümmerliches Dasein fristete bis in Göthe's Zeit. Es offenbart die gewinnende Zartheit des deutschen Gemüths, die ätzende Grübelei und den Tiefsinn des deutschen Geistes, die langsame aber furchtbare Gewalt deutscher Leidenschaft, die muntere, bis zur Derbheit kecke Frische deutschen Volkshumors, alle Arten und Unarten des deutschen Stammes. Was immer deßhalb auch gegen den „Faust" gesagt und geschrieben worden ist, er war aus der Liebe des deutschen Volkes nicht zu verdrängen. Gelehrte und Ungelehrte hielten ihn für das bedeutendste Nationalgedicht. Die mittelalterliche Ausstattung, die

rührend eingeflochtene Erinnerung an den katholischen Cultus und die, wenn auch vorwiegend dämonische, doch immerhin wunderbare, stets an's Uebernatürliche streifende Sphäre der Dichtung haben dieselbe zu einer Haupterscheinung der sogen. Romantik gemacht und auch weite katholische Kreise dafür gewonnen[1]. Fast die ganze Tragödie läßt sich in katholischem Sinne deuten, und es bleibt dann höchstens etwa der Vorwurf, daß das Liebesleben Fausts zu bezaubernd verführerisch, die dämonischen Hexenscenen stellenweise zu derb, ja obscön gehalten sind. Wäre nur die doppelte Wette, im Himmel und auf Erden, nicht! Aber durch jene sind alle religiösen und sittlichen Verirrungen Fausts von vornherein gutgeheißen, durch diese werden sie sogar zum Idealbild wahrhaft großer, edler, immer voranstrebender genialer Naturen erhoben. In diesen beiden Angelpunkten wendet sich

---

[1] Einen seiner wärmsten ersten Bewunderer fand Göthe's „Faust" an dem katholischen Fürsten Anton Heinrich Radziwill (geb. 1775, gest. 1833), welcher nicht nur die musikalischen Partien zu dem Stück selbst componirte, sondern auch den königlichen Hof in Berlin für dasselbe gewann, so daß Zelter über die erste Aufführung (24. Mai 1820) an Göthe melden konnte: „Denkst du dir nun den Kreis dazu, in dem dieß alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer, mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art wie man sie findet, und endlich einen Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Consistorialrath, ein Prediger, eine Consistorialrathstochter), Staats- und Justizräthen besteht, und dieß alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht; in der Residenz, in einem königlichen Schlosse; so sollst du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, dich unter uns gewünscht zu haben." Göthe-Zelter Briefwechsel. III. 100. 101. Vgl. ebds. II. 213. 215. 226—228; III. 98 ff.; VI. 67 ff. 414 ff. 422 ff.

das anscheinend so tief gedachte Mysterienspiel ganz von der christlichen Weltanschauung ab und wird aus einem Denkmal echten Volksgeistes und Volksglaubens zur bloßen Phantasmagorie eines Dichters, der weder das Göttliche noch das Dämonische, sondern bloß das Natürlich-Menschliche mit wahrer Ueberzeugung umfängt, alles Uebernatürliche bloß als Symbol betrachtet.

---

5. Der zweite Theil des Faust.

1831.

„Faust, den doch offenbar schon längst der Teufel geholt, erscheint hier auf einmal als völlig courfähiger Cavalier am himmlischen Hofe, Gott, dem himmlischen Hofstaate und dem vor lauter Respect ganz dummgewordenen Teufel mit seiner eminenten Weltbildung imponirend — eine opernartige Heiligsprechung dieser Bildung."

Joseph von Eichendorff.

„Die Aufgabe der Selbstbildung des Charakters und der Uebung in Selbstzucht und Selbstherrschung bleibt Faust völlig fremd, — er entbehrt kurz vor seinem Tode noch ebenso sehr jeder Ahnung von dieser Aufgabe des Menschen als bei Beginn der Dichtung."

Eduard von Hartmann, Studien. S. 371.

Nach Abschluß des ersten Theiles vergingen 17 Jahre, bis Göthe an die Arbeit herantrat, noch einen zweiten Theil zu schreiben. Es lagen für einen solchen nur Schemata und Fragmente vor. Die Hauptsache war noch zu thun. Der 75jährige Greis hatte den Plan schon aufgegeben, als Eckermann ihn zu dessen Ausführung ermunterte [1]. So viel Faust über Wagner sonst gespottet, er gehorchte ihm, und nach sechsjähriger Arbeit war der zweite Theil vollendet. Er zählt 7498 Verse, fast doppelt so viel als der erste Theil oder als Shakespeare's größere Dramen.

„Es ist keine Kleinigkeit," schrieb Göthe selbst am 1. Juni 1831 an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Ober-

---

[1] Eckermann, Gespräche. I. 112. 200. 201.

haut zu bekleiden, auch wohl dem fertig hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache." [1]

Wenn man bedenkt, daß ein Greis zwischen dem 76. und 82. Jahre diese Dichtung verfaßt hat, und wenn man von den religiösen Anschauungen absieht, die ihr zu Grunde liegen, so wird man unwillkürlich staunen über diese unermeßliche Fülle von Gestalten und Bildern, Phantasien und Träumen, Ideen und Sprüchen, Scenerien und Situationen, Versformen und Wortbildungen, die in wahrhaft verschwenderischer Pracht, künstlerischer Abrundung, melodischer Schönheit sich vor uns ergießt. Es ist ein wahres Magazin, ein Museum der Poetik, der Literatur- und Kunstgeschichte, der Mythologie — das bunteste und geistreichste Maskenspiel, das Göthe gedichtet hat — eine wirklich poetische Autobiographie des Dichters mit tausend geistreichen Anspielungen auf sein Dichten, Streben und Wirken, auf die ganze zeitgenössische Literatur, Wissenschaft und Politik. Wie in seinem eigenen Leben keine Einheit herrscht, so mangelt sie in diesem bunten Spiegel desselben:

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut."

Als allegorisch-symbolische Darstellung seines Lebens ist das seltsame Schauspiel auch zu großem Theil recht dramatisch ausgeführt und besonders der Schluß ein ergreifender Schwanengesang. Das war aber nur nebenher seine Absicht. Sein Hauptplan war wirklich, der frühern Faustdichtung einen ihrer würdigen Abschluß zu geben — und das ist ihm, selbst nach der Ansicht vieler seiner Verehrer, denn doch nicht gelungen [2].

---

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 193.

[2] So ist H. Marggraff z. B. der Ansicht, „daß mit dem zweiten Theil eine ganz neue Dichtung anfängt, die mit der Dich-

„Was läßt sich sagen?" meint Grillparzer, „Göthe hatte theils durch das höhere Alter, größtentheils wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestaltungen gibt und Gemüthsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Theilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Göthe's letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. Sowie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Theile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht für einander bestimmt waren, gewaltsam in Einen Verband zusammenzubringen, und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Theile auch der Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen Bestandtheile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Göthe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brocken-Scene ähnliche Monstruositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Göthe sie zu machen liebte." [1]

„An dem ersten Theil," so läßt der dänische Dichter Hans Christian Andersen seinen Niels Bryde sagen, „könnt ihr sicher-

---

tung des ersten Theiles nur noch an einigen kaum wahrnehmbaren Fäden, dünn wie Spinnfäden, ganz locker zusammenhängt". Blätter für lit. Unterh. 1860. I. 214.

[1] Grillparzer, Werke. X. 240. 241.

licher große Freude haben; der ist ein zusammenhängendes Ganze, wo Gretchen steht ‚gerichtet‘ und ‚gerettet‘. Der zweite Theil dagegen ist wie ein Kometenschweif, der sich ausbreitet und verschwindet; da ist kein Zusammenhang, kein dramatischer Faden, keine fortgesetzte Geschichte. Göthe ist alt geworden! — — — Ich wurde müde von diesen Maskenzügen und all diesen Allegorien. Die eigentliche Ganzheit der Composition hört mit dem ersten Theile auf.“ [1]

Zwischen der ergreifenden Schlußscene des ersten Theiles und dem Anfange des zweiten liegt eine unausgefüllte Kluft. Gretchen, die Verführte, hat sich von Faust losgerissen und betend und büßend in Gottes Hand übergeben. Faust, der Verführer, jetzt mit vierfacher Blutschuld beladen, bleibt in der Gesellschaft des Mephistopheles, und nun? büßt er? geht er an seiner Schlechtigkeit zu Grunde? — —

Nein! Wir finden ihn in einer anmuthigen Gegend, auf blumigem Rasen gebettet, unruhig träumend, von allerliebsten Elfen umtanzt. Ihr Gesang beruhigt ihn und erfüllt Ariels Mahnung:

„Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bitt're Pfeile,
Sein Inneres reinigt von erlebtem Graus! . . .
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht!“ [2]

---

[1] „Förste Deel kan De vist have megen glaede af, den er et sammenhaengende Heelt, hvor Gretchen staaer ‚gerichtet‘ og ‚gerettet‘. Anden Deel derimod er som et Komet-Hale, der breder sig og forsvinder; der er ingen sammenhold, ingen dramatisk Traad, ingen fortsat Historie. Goethe er bleven gammel! — — — Jeg blev kjed af disse Maskeoptog og alle disse Allegorier. Den egentlige Heelhed in Compositionen hörer op med förste Deel.“ At vaere eller ikke vaere. H. Chr. Andersen, Samlede Skrifter. XXIII. 168.

[2] Göthe's Werke [Hempel]. XIII. 3.

Die Sonne geht auf. Faust erwacht, ohne Reue, ohne Buße, ohne irgend einen Gedanken oder eine That geistig erneuert, jugendfrisch. Der Elfengesang hat ihn von all seinen Verbrechen geläutert. Die ganze Gretchentragödie ist vergessen und begraben. Als neuer Adam steht er da und huldigt der Sonne, wie ein Feueranbeter aus dem Westöstlichen Divan [1]. Es ist das wohl einer der größten lyrischen Sprünge in der ganzen menschlichen Literatur. Da hört nicht Vieles — sondern Alles auf [2]. Wir können uns jetzt getrost das Widerstreitendste gefallen lassen: daß der phantastische Mädchenfänger und Mörder Faust noch eine glänzende Weltrolle spielt, die Helena citirt und heirathet, als Gouverneur einer Küstenprovinz einen holländischen Waterstaat einrichtet, ein paar arme alte Leutchen aus ihrem kleinen Besitz verjagen und zufällig auch todtschlagen läßt, Oekonomie, Industrie, Handel und Colonialpolitik treibt, eine Seerepublik gründet, und, von den Engeln selbst den Fangarmen des Me-

[1] „Es ist etwas Alt-Parsisches in diesem doch modernen Menschenkind," sagt Friedr. Vischer von Göthe, „reine Freude am Sein, am tüchtig und gediegen Sein. . . . Nur vorübergehend konnte ihn Ahriman verfinstern." Göthe-Jahrbuch IV. 49.

[2] Die meisten Commentatoren ziehen sich damit aus der Verlegenheit, daß sie Gretchens Liebe eine erlösende Kraft und Fausts handelndem Leben eine sühnende Wirkung beimessen. „Faust," sagt H. Chr. Andersen (Samlede Skrifter. XXIII. 176), „hat in seines Erdenlebens Streben gefehlt, gesündigt, aber in seinem Willen erhob sich seine Seele hin zum Schönen, Wahren und Guten bis zu großer Klarheit, deßhalb kann und mag sie, von der Liebe getragen, zur Gnade aufsteigen." — Ein solcher Theaterdusel zum „Schönen, Wahren und Guten" reicht indeß offenbar nicht hin, einen Menschen von schwerer Schuld, ja von den schwersten Kriminalverbrechen reinzuwaschen. „Die ethische Weltanschauung," sagt Reichlin-Meldegg (a. a. O. III. 170) sehr richtig, „verlangt durchaus, daß der Mensch wirke, um sich zu läutern, während wir beinahe immer nur Mephisto thätig sehen, und zuletzt der Held in den Himmel hineingeliebelt wird, anstatt sich durch eigene Kraft (mit Hilfe der Gnade) zu läutern und zu verklären."

phistopheles entrissen, obwohl trotzig, geizig, stolz und egoistisch bis zum letzten Augenblick, auf die Fürbitte heiliger Anachoreten, Mystiker, Lehrer, Büßerinnen und speciell Gretchens, in die Gesellschaft der Madonna und durch sie in die ewige Herrlichkeit aufgenommen wird. Man vermißt nur Marthe und Mephistopheles. Denn da Faust um kein Haar besser ist, als diese beiden, so liegt durchaus kein Grund vor, weßhalb diese nicht auch in den Himmel kommen, ja auch der Himmel auf den Blocksberg oder der Blocksberg in den Himmel versetzt werden sollte.

Etwas, was einer sittlichen Umkehr, Läuterung und Genugthuung gliche, bietet Faust im Verlaufe des ganzen Stückes nicht. Von Christus, Erlösung oder Gnade ist nirgends die Rede. Faust bleibt, wie im ersten Theil, der vom Christenthum losgerissene, stolze Apostat, der weder beten noch glauben kann. Mephistopheles geleitet ihn als Freund, Rathgeber, ja als ein zweites unzertrennliches Ich bis zum Tode. Sie bilden durch das ganze Stück eine Firma, und das ganze innere und äußere Leben Fausts ruht auf dämonischen Helfersdiensten. Sie befinden sich in solcher Harmonie, daß dem Stück alle weitere Spannung fehlt und es, trotz des Aufgebots aller wirklichen und mythologischen Creatur, oft herzlich langweilig wird [1].

Zuerst treffen wir sie en compagnie an einer kaiserlichen Pfalz. Mephistopheles übernimmt das eben vacant gewordene Amt eines Hofnarren und schafft dem verschuldeten Monarchen Papiergeld; Faust dagegen ist maître des plaisirs bei Hofe, inscenirt Maskenzüge mit allen erdenklichen allegorischen und nicht allegorischen Gestalten (Herold, Gärtnerinnen, Olivenzweig, Aehrenkranz, Phantasiekranz, Phantasiestrauß, Rosenknospen, Gärtner, Mutter und Tochter, Holzhauer, Pulcinelle, Trunkener, Grazien, Parzen, Furcht, Hoffnung, Klugheit, Zoilo-Thersites,

---

[1] Alex. Schnetger (Der zweite Theil des Göthe'schen Faust. Jena 1858. S. 46. 47) gesteht, daß die Figuren fast alle Lebenswärme, fast alles Fleisch und Blut verloren hätten und uns kein herzliches Mitgefühl abzugewinnen vermöchten.

Knabe Wagenlenker, Plutus, Weibergeklatsch, der Abgemagerte, Hauptweib, Geiz, Wildgesang, Faunen, Satyr, Gnomen, Riesen, Nymphen)[1]. Er amüsirt die Hofdamen mit seiner Charlatanerie, und beschwört, nachdem er die „Mütter" — bis heute von den Commentatoren noch unenträthselte Zauberwesen — besucht, auf Wunsch des Kaisers die Helena. Unglücklicherweise verliebt er sich aber in das schöne classische Gespenst, und da er ihm vorwitzig zu nahe kömmt, stiebt unter einem ungeheuern Knall die ganze Erscheinung auseinander. Das ist der erste Act.

Im zweiten befinden wir uns zuerst in Fausts alter Behausung. Wagner treibt hier organische Chemie — er versucht in der Phiole einen „Menschen" darzustellen, und Mephistopheles macht seine Witze dazu. Ein phantastisches Lichtgespenst „Homunculus" zeigt sich dabei und ist willkommen, um als Führer für die classische Walpurgisnacht zu dienen. Faust und Mephistopheles fahren durch die Luft nach Griechenland und halten hier eine philologische Heerschau über allen antiken Gespensterspuk, den Göthe mit Riemer und andern Gehilfen aus den alten Classikern, Lexiken und Commentatoren zusammengetragen. Sie fahren erst auf die pharsalischen Felder, dann an den obern Peneios, an den untern Peneios, wieder an den obern Peneios, an die Felsbuchten des ägäischen Meeres. Es begegnen ihnen da die thessalische Hexe Erichtho, schnarrende Greife, Ameisen von der kolossalen Art, Sphinxe, Sirenen, Nymphen, Schwäne,

[1] Der wunderliche Welt-Maskenball hat durch den Dichter Giovanni Prati auch in Dante's Sprache eine Nachahmung gefunden. Sein Gedicht „Armando" (Firenze 1868) ist eine Nachdichtung des „Faust". „Prosa e poesia, l' epico, il lirico, il drammatico, voci della terra, voci dell' aria, voci dell' acqua, voci del fuoco, voci d' insetti e di fiori, d' uomini e di spiriti, fantasmi e personaggi reali, cori di moltitudini, soliloqui di dormenti e dialoghi di desti fanno insieme un turbinio, che continua per quattrocento e quaranta pagine, senza che se ne possa cogliere neppure il proposito sostanziale dell' autore." Gaetano Zocchi, L' ideale nell' arte. Prato 1883. p. 84. 85.

der Kentaur Chiron, die Seherin Manto, der Gott des Erdbebens Seismos, Pygmäen, Daktylen, Imsen, die Kraniche des Ibykus, Lamien, die Empuse, die alten Naturphilosophen Thales und Anaxagoras, Oreaden und Phorkyaden, Nereïden und Tritonen, Nereus und Proteus, die Telchinen von Rhodus, Psyllen, Marsen und Doriden, und endlich die Galatee, mit deren Triumphzug der Act schließt. Mit zärtlicher Liebe hat der alte Heide hier versucht, seine antike Mythologie neu zu beleben — die Verse sind oft wunderschön, artige Spruchverse zu mythologischen Gemälden — aber das Ganze ist und bleibt eine magnetisirte Rococo-Welt, gut für Tapeten in's alte Versailles. Es ist eine wahre Ironie des Schicksals, daß Göthe, nachdem er sich eingebildet, der Gründer und das Orakel des guten Geschmacks in Deutschland zu sein, alle bedeutenderen großen Sagen und Kunststoffe des Alterthums vergaß und dafür den ganzen Kleinkram eines Rococo-Museums um seinen Faust versammelte. Und dieser Faust ist auf der Reise nach dem höchsten altclassischen Schönheitsideal! Er sucht Helena![1]

Im dritten Act befinden wir uns vor dem Palaste des Menelaos in Sparta. Helena — die leibhaftige Frau des Menelaos und Geliebte des Paris — tritt auf, mit gefangenen Trojanerinnen und einem griechischen Chor. Obschon vor unserer Zeitrechnung geboren, ist sie noch so schön wie damals, eben von Troja heimgekehrt und will sich nun häuslich einrichten. Da erscheint Faust, wirbt um ihre Hand, heirathet sie und erhält noch im selben Act von ihr einen Sohn Euphorion, der auf den Felsen zu tolle Sprünge macht und noch im selben Act stirbt: eine Allegorie auf Lord Byron. Helena nimmt von Faust Abschied und entschwindet aus seinen Armen. Nach einem Trauergesang schließt der Act mit einem Bacchanal.

[1] H. Heine sagt über die Hochzeit Fausts mit Helena: „Le docteur Faust, qui, en véritable érudit Allemand, avait toujours idolâtré l'ideal antique, vient d'entrevoir la plus belle héroine de ses rêves savants.“ Méphistophéla (Revue des Deux Mondes. 1852. I. 638).

Was die Maskenspiele am Kaiserhof, die Reise am Peneios, der Triumph der Galatee, die Heirath mit Helena und das darauffolgende Bacchanal mit Fausts innerer Läuterung zu thun haben sollen, ist schwer zu sagen. Classische Bildung erlangt er nicht, wenn man nicht ein Bacchanal dafür halten will. Von religiösen Ideen ist nirgends die Rede. Im vierten Act aber erscheint Faust als kaiserlicher General[1] auf einem Gebirge, schlägt die feindlichen Truppen mit Hilfe des Mephistopheles und der „allegorischen Lumpe" Raufebold, Habebald und Eilebeute, und wird dafür vom Kaiser mit dem ganzen Strand der Meeresküste belehnt. Die Schlachten, die in diesem Act geschlagen werden, erinnern stark an die Heldenthaten und an den Küchenwagen bei Valmy, an den Untergang des deutschen Reiches und an den unrühmlichen Schlaf des Epimenides.

Im fünften Act sinkt „Faust" noch mehr zur flachen Prosa herab. Die nationalökonomischen Anmuthungen und Probleme der „Wanderjahre" sind hier — in Versen — auf Küstenbefestigung, Canalisirung, Trockenlegung von Meeresstrecken, Handel und Industrie näher angewandt. Faust ist ein alter geiziger Handelsminister geworden. Ein armes, greises Ehepaar, Philemon und Baucis, wohnen in der Nähe. Ihr Läuten in der nahestehenden Kapelle ärgert ihn. Er läßt sie durch Mephistopheles und dessen Gesellen vertreiben, ihr Haus anzünden, ihr Land confisciren, wobei sie von den drei „allegorischen Lumpen" todtgeschlagen werden. Nun kömmt der Tod heran — — und Göthe hat den Muth, den widerlichen Egoisten, Verführer, Mörder und Brandstifter, den Schwindler und Charlatan, den Oberhofnarren und den allegorischen Gemahl der Helena, den lächerlichen General und Handelsminister zum Schluß noch als sein eigenes Lebensideal zu glorificiren:

---

[1] Karl Friedr. Rinne (Speculation und Glaube. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Göthe. Zeitz 1859) meint, Faust wäre nach der Gretchen-Episode besser wieder „zum Katheder, wohin er doch von Haus aus gehörte", zurückgekehrt.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang.
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!" [1]

Das ist das Schlußbekenntniß Fausts. Auf dasselbe hin gewinnt er seine Wette; auf dasselbe hin vertheidigen die Engel sein Unsterbliches gegen Mephistopheles; auf dasselbe hin wird er in ascetischer Bergeseinsamkeit der Madonna zugeführt; auf dasselbe hin findet er, umgeben von heiligen Bekennern, Lehrern und Büßerinnen, am Throne der reinsten Himmelskönigin sein Gretchen wieder.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen." [2]

---

[1] Göthe's Werke [Hempel]. XIII. 220. [2] Ebds. S. 237.

Im alten Puppenspiel ist der Schluß ein ganz anderer. Faust versucht hier noch auf Erden zur Madonna zu beten und in letzter Stunde durch sie Rettung zu erlangen; doch er hat zu lange gewartet, zu tief sich in die Sünde verstrickt. Die jungfräulichen Züge der Himmelsherrin verwandeln sich für ihn in jene der Helena — er kann nicht mehr beten, sondern fällt rettungslos der Hölle anheim[1]. Die Sage kennt kein „Ewig Weibliches“, keine „Göttin“, welche den in Sünde verstorbenen Menschen retten, erlösen und in den Himmel führen kann. Das Heil des Menschen ist an dieses Erdenleben gekettet. Wenn er hinieden bereut und büßt, können ihm die schwersten Schulden vergeben werden. Bis zu seinem Ende kann der Sünder bei seinen Mitmenschen, bei den Engeln und Heiligen, bei der Mutter des Erlösers Hilfe und Fürbitte finden, um in Gottes Gnade wieder aufgenommen und selig zu werden. Doch nach dem Tode gibt es keine Rettung mehr, sondern nur ewige Belohnung und ewige Strafe. Auch hienieden schon kann der Sünder der Gnade ein Ziel setzen, wenn er sie leichtsinnig verscherzt und sich immer beharrlicher dem Bösen überläßt. Dann verhärtet sich der Wille im Bösen, und der Ruf nach Rettung selbst wird zum unfruchtbaren Wunsche.

---

[1] K. Simrock, Die deutschen Volksbücher. IV. 207. Vgl. S. 119. — W. Scherer, Das älteste Faustbuch. S. 223. Im Volksbuch wendet sich Faust nur unmittelbar an Christus selbst.

6. Göthe's Faust als heiliges Buch der modernen Welt.

„Les creencias de Göthe no son las del autor de los autos sacramentales, el teólogo poeta, el místico cantor de la fe cristiana: son las del escéptico que vaga por los inciertos caminos de la duda; las del protestante; las del hombre que, entre sus ideales rasgos, mezcla los sentimientos y afectos materiales, propios de ese realismo que pretende formar escuela en nuestros tiempos." Angel Lasso de la Vega.

„Aufschluß finden wir in der That im Faust nicht, sondern nur Probleme, die sich immer auf's neue verwirren. Aufschluß über Welt- und Menschenleben gibt nur die christliche Idee der Erlösung."
Dr. Paul Haffner.

So wenig der Zusammenhang des ganzen Schlusses den Grundbegriffen christlicher Lehre entspricht, so sehr bekundet derselbe doch eine gewisse Rückkehr aus dem crassesten Heidenthum zu christlichen Vorstellungen und Wünschen, eine wenigstens äußere Annäherung an die katholische Heiligen- und Marienverehrung und eine thatsächliche Anerkennung, daß der katholische Cult schön ist, Geist und Gemüth zugleich befriedigt.

„So hat aller heidnische Apparat," sagt Joseph von Görres [1], „nur zu einer Huldigung der Wahrheit hingeführt; und was der Mund ein ganzes bewegtes Leben hindurch verschwiegen, das hat im Kunstwerke sich verrathen .... Göthe hat eingesehen, daß der Faust nicht ohne Kirche zu Ende komme." — „Der größte kirchliche Heilige," meint der Convertit G. Fr.

---

[1] Joseph von Görres, Die Wallfahrt nach Trier. 1845. S. 92 ff.

Daumer[1] sogar, „könnte diese Stelle geschrieben haben." Friedr. Vischer dagegen fühlt sich davon unangenehm berührt, es weht ihm zu viel katholische Luft darin. „Göthe's Faust," sagt er[2], „noch in ganz anderem Sinne (als Dante's Göttliche Komödie) ein Weltgedicht, weltfrei, ein stürmendes Drama, den alten Himmel stürmend, der auch Dante's Himmel war, und zugleich gegen veralteten, classischen Geschmack mit genialen Stößen und Würfen vorstürmend, hat in seinem zweiten Theil gegen seine innerste Natur den Himmel Dante's wieder herabgeholt und mit dem gothischen Zirkel des Florentiners sich abgerundet; wir denken uns diese Art von Vollendung lieber hinweg und kehren, vom Ende zum Anfang umlenkend, zu unserem Motto, zu Fausts eigenem Worte zurück:

,O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun!'"

Auch Kuno Fischer anerkennt diese Rückkehr des Dichters zu Dante's Himmel, nimmt sie jedoch freundlicher auf und sucht sie in freierer Auffassung mit seiner eigenen, nichts weniger als katholischen Anschauung in Einklang zu bringen. „Wenn die Natur," sagt er[3], „sich im Innersten des Menschen vollendet, so ist der Magie ein Trieb eingeboren, der in der Mystik sein Ziel und seine Lösung findet[4]. Diese Magie und diese Mystik verhalten

---

[1] G. Fr. Daumer, Meine Conversion. Mainz 1859. S. 127. Vgl. S. 118 bis 136. „Dieß alles," schließt er seine Ausführungen über Göthe, „bestärkt mich in der Meinung, daß der Katholik und katholische Mystiker tief in diesem Mann stak und daß ihn nur Zeitumstände und äußere Verhältnisse abgehalten haben, dieß noch förmlicher und evidenter, als er gethan, an den Tag zu legen."

[2] Fr. Vischer, Göthe's Faust. S. 368.

[3] Kuno Fischer, Göthe's Faust (Deutsche Rundschau. Oct. 1877. S. 64).

[4] Nach katholischer Anschauung bildet die diabolische Magie den diametralen Gegensatz zur göttlichen Mystik. Vgl. P. Suso Denifle, Das geistliche Leben. Graz 1873. S. VIII ff.

sich wie Anfang und Ende des Göthe'schen Faust. Der Magus am Anfang des Gedichts steht entzückt vor dem Bilde des Weltalls: ‚Wie Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt, welch' Schauspiel!' Und ungeduldig fährt er fort: ‚Aber ach! ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?' Der mystische Chor am Ende des Gedichtes löst das Räthsel: er schaut in der göttlichen Liebe das enthüllte Mysterium, sinnbildlich dargestellt in der Mater gloriosa, wie sie einst der kirchlichen Mystik des Mittelalters in der Franziskanerpoesie vorgeschwebt:

‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß,
Das Unbeschreibliche, hier ist's gethan,
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.'"

Trotz allen Widersprüchen der Dichtung, trotz einzelnen Wendungen, die ein katholischer Dichter sich nicht erlaubt haben würde, trotz der sonderbaren Verbindung dieser feierlichen Schlußscene mit der üppig-sinnlichen Gretchentragödie — Eines ist in all diesen Zeugnissen anerkannt: Göthe hat hier sowohl den beschränkten heidnischen als den noch beschränkteren protestantischen Standpunkt verlassen und über der Natur, über der ganzen Culturentwicklung des Heidenthums, über aller Magie und allem Dämonischen etwas Höheres, Ueberirdisches anerkannt und es in der Madonna verkörpert. Faust, der stolze Apostat der Reformationszeit — Faust, der abergläubische Repräsentant des deutschen Hexenwesens — Faust, der sinnliche Anbeter der altclassischen, in Helena personificirten Schönheit — Faust, der himmelstürmende Titane der Revolutionszeit, kniet — das ist das Ende — wie auf einem alten Votivbilde zu Füßen Maria's, und Gretchen fleht mit drei der größten Büßerinnen des christlichen Alterthums, mit Maria Magdalena, mit der Samaritanerin, mit Maria von Aegypten — gleichsam in Fausts Namen — um Gnade und Barmherzigkeit[1]. Die Strophen dieses

[1] „Mais tout-à-coup dans le coeur du poète l'instinct vainqueur de la beauté l'emporte sur la haine de la vérité. D'un

Reuegebetes gehören zu dem Schönsten, was Göthe gedichtet hat. Christus und sein Erlösungswerk, Maria's bevorzugte Stellung als Mutter Gottes, die Fürbitte der Heiligen, die Nothwendigkeit von Reue und Buße sind in den innigsten, erhabensten Ausdrücken anerkannt. Alle früheren Dissonanzen scheinen sich harmonisch in den schönsten Feieraccord auflösen zu wollen; aber — — kam das dem Dichter wirklich vom Herzen? hat er das Alles in christlichem, katholischem Sinne gedacht?

Das läßt sich schwerlich von einem Manne annehmen, der kaum mehr in positiv christlichem Sinne an die Unsterblichkeit der Seele, an einen eigentlichen Himmel geglaubt hat.

„Wirken wir fort," schrieb der achtundsiebenzigjährige Dichtergreis (am 19. März 1827) an seinen Freund Zelter [1], „bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist (!) berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen (!!). — Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen. Verzeih diese abstrusen Ausdrücke! Man hat sich aber von jeher in solche Regionen verloren, in solchen Sprecharten sich mitzutheilen versucht, da wo die Vernunft nicht hinreichte und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten lassen."

Als Dichter kam er aber mit dieser verschwommenen, abstrusen Monadenlehre nicht aus, und so erklärte er denn eines

---

trait il supprime le libertin, le païen, le blasphémateur; toutes ces ignominies disparaissent comme les monstruosités d'un rêve, et Goethe, à la splendeur du jour, ne garde que le Faust pour qui Marguerite mourante a prié." Louis Veuillot, Le parfum de Rome. I. 283.

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. IV. 278. 279.

Tages Eckermann mit Bezug auf die Verse: „Wer immer strebend sich bemüht" u. s. w.:

„In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von Oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. — Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach Oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." [1]

Das Heidenthum ließ den Dichter im Stich, als er seinen Faust den dämonischen Mächten entreißen wollte, und der Protestantismus ließ ihn im Stich, als er der Rettung eine schöne Darstellung geben wollte. So gesellten sich zu Gretchen, Helena, Galatee auch schließlich die drei Büßerinnen und die Madonna. Aus Liebe zur Schönheit ward der Dichter wenigstens ästhetisch katholisch. Der Schritt war schon früher in der Charakteristik des katholischen Gretchens angebahnt, aber eben dadurch mit jenem trüben Element sinnlicher Liebe verbunden, das die gesammte Dichtung beherrscht. Während Magdalena in reinster seliger Gottesliebe fürbittend auf ihre Buße zurückblickt, denkt Gretchen auch im Himmel nur an ihren Faust, und die ewige Liebe, als das „Ewig-Weibliche" gefaßt, ist nur dazu da, eine sündige Weltliebe endlich im Himmel zur ewigen Ehe zu revalidiren [2]. Naturalismus und Sinnlichkeit geleiten den Dichter

---

[1] Eckermann, Gespräche. II. 236. 237.

[2] „Göthe's Religion erscheint als dichterische Neubelebung der antiken Naturansicht, welche das All als die ewige, hervorbringende und erhaltende Mutter verehrt. . . . Eine mittelalterlich-katholische

auch in diese mystischen Höhen hinauf, und er zieht ihre Lichtgestalten herab in die trüben Regionen seiner Bühne. Der Kirche unterwirft sich der Dichter nicht. Von den Wahrheiten göttlicher Offenbarung nimmt er auf, was ihm gerade schön dünkt. Und so spielt denn der Katholicismus im „Faust" keine andere Rolle, als in unseren modernen Kunstmuseen und Gemäldegallerien, wo neben eine Venus auch allenfalls eine Madonna gehängt wird, und neben indischen Götzenbildern und olympischen Göttern auch mittelalterliche Flügelaltäre und Crucifixe eine Stelle finden.

Die Dichtung drückt eben hierdurch einen Grundzug der gesammten modernen Cultur aus und hat diesen selbst wieder in weiten Kreisen verstärken helfen: jenen vom Protestantismus und Katholicismus gleich weit entfernten Menschheitscult, der, gegen natürliche und geoffenbarte Wahrheit völlig gleichgiltig, alle Erscheinungen der Menschheit in ihrer bunten Entwicklung vom Fetischismus bis zur höchsten christlichen Cultur gleichmäßig studirt, bewundert, ehrt, wissenschaftlich aufspeichert und künstlerisch ausnützt. Der Protestantismus bietet groß angelegten und besonders künstlerischen Naturen keine volle Befriedigung. Sich der katholischen Kirche zu unterwerfen, sind sie zu stolz, und so suchen sie sich denn aus dem Vorhandenen ein Christenthum eigener Erfindung, eine Religion der Zukunft zu gestalten.

Von allen Literaturhistorikern hat der geistreiche Franzose Taine, selbst ein echter Sohn und Ritter der modernen Cultur, ebenso ungläubig-gläubig wie Göthe, den Faust nach dieser Richtung hin von seinem Standpunkt aus am besten beleuchtet[1]:

„Im Contact mit der Wissenschaft ward das Heidenthum auf die Anerkennung von Naturkräften zurückgeführt, im Con-

---

Färbung der antiken Naturreligion bliebe uns also als letzte Stufe Göthischer Religiosität." H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841. S. 309.

[1] H. A. Taine, History of English Literature. Translated by H. Van Laun. Edinburgh 1874. IV. 35—38.

tact mit der Moralität (!) ward das Christenthum auf die Anbetung des Idealen beschränkt. Um wiederum physische Kräfte zu vergöttern, müßte der Mensch abermals ein gesundes Kind werden, wie in Homers Zeiten. Um wiederum geistige Kräfte zu vergöttern, müßte der Mensch abermals ein kränkliches (?) Kind werden, wie in Dante's Zeiten. Aber er war ein Erwachsener und konnte nicht zu Civilisationen und Epen zurückkehren, von welchen der Strom seines Denkens und seines Lebens ihn für immer abgewandt hatte. Wie sollte man ihm nun seine Götter zeigen? die modernen Götter? Wie konnte er sie in persönliche und sichtbare Form kleiden, nachdem er sich abgemüht, sie gerade jeder persönlichen und sinnlichen Form zu berauben, und nachdem ihm dieß gelungen war? Anstatt die Legende zu verwerfen, nahm Göthe sie wieder auf. Er wählte eine mittelalterliche Legende zu seinem Stoff. Sorgfältig, ängstlich genau zeichnete er alte Volkssitte und alten Volksglauben, die Werkstätte eines Alchimisten, die Beschwörungsbücher eines Zauberers, gewöhnliche Bauern, studentische Wirthshausscenen, einen Hexensabbat auf dem Brocken, eine Messe in der Kirche; man könnte glauben, einen Holzschnitt aus Luthers Zeit vor sich zu haben, kleinlich gewissenhaft ausgeführt: nichts ist übergangen. Himmlische Gestalten erscheinen in geheiligter Stellung nach dem Texte der Schrift, wie in den alten Mysterienspielen: der Herr mit seinen Engeln, dann mit dem Teufel, welcher sich Erlaubniß holt, Faust zu versuchen, wie er einst Job versucht; der Himmel, wie ihn der hl. Franciscus sich dachte und wie Van Eyck ihn malte, mit Anachoreten, heiligen Frauen und Lehrern — einige in einer Landschaft mit bläulichen Felsen, andere oben in den Lüften, in Chören, eine Schaar über der andern, um die verklärte Jungfrau schwebend. Göthe bemüht sich sogar, so orthodox zu erscheinen, daß er zu jeder der Büßerinnen ihren lateinischen Namen und ihr gebührendes Heiligenhäuschen aus der Vulgata setzt[1]. Und eben diese Treue

---

[1] Magna peccatrix, S. Lucae VII. 36; Mulier Samaritana, S. Joannis IV; Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum) etc.

verkündigt ihn als Skeptiker. Wir sehen es: wenn er die alte Welt wieder auferweckt, thut er es als Historiker, nicht als ein Gläubiger. Er ist bloß Christ aus Erinnerung und poetischem Gefühl. Der moderne Geist überfließt in ihm absichtlich das enge Gefäß, in welchem er ihn absichtlich einzuschließen scheint. Der Denker durchdringt sichtlich den Erzähler. Jeden Augenblick eröffnet ein anscheinend unbeabsichtigtes, aber doch berechnetes Wort hinter dem Schleier der Ueberlieferung philosophische Streiflichter. Was sind denn diese übernatürlichen Wesen, — dieser Gott, dieser Mephistopheles, diese Engel? Ihre Substanz löst sich unaufhörlich auf und bildet sich neu, um abwechselnd die Idee, welche sie füllt, zu zeigen oder zu verbergen. Sind es Abstractionen oder Charaktere? Ist dieser Mephistopheles, dieser Revolutionär, dieser Philosoph, der Voltaire's Candide gelesen und cynisch über alle höheren Mächte spottet, — ist er etwas Anderes als ‚der Geist der Negation'? Sind die Engel, wenigstens im Prolog, etwas Anderes, als die ideale Intelligenz, welche durch Mitgefühl dazu gelangt, Alles zu lieben, und durch Ideen, Alles zu verstehen? Was soll man von dieser Gottheit sagen, welche, erst biblisch und persönlich gedacht, nach und nach jede Form verliert, entschwindet, in die Tiefe versinkt und hinter dem Glanze der lebendigen Natur und mystischer Träumerei mit dem unnahbaren Absoluten zusammenschwimmt? So entfaltet sich die ganze Dichtung, Handlung und Charaktere, Menschen und Götter, Alterthum und Mittelalter, das Ganze und das Einzelne, stets am Grenzgebiet zweier Welten — die eine sichtbar und gestaltet, die andere geistig und gestaltlos; die eine umfaßt alle äußeren Regungen der Geschichte und des Lebens, all jenen farbenreichen, duftigen Zauber, welchen die Natur über die Oberfläche des Daseins ergossen hat; die andere enthält die tiefen Zeugungskräfte und unsichtbaren festen Gesetze, durch welche alle diese lebenden Wesen an das Licht des Tages treten. Endlich sehen wir unsere Götter: wir parodiren sie nicht länger, wie unsere Vorfahren, durch Idole und persönliche Gestalten; wir erkennen sie, wie sie in sich selbst sind, und um sie zu sehen, brauchen

wir nicht auf die Poesie zu verzichten oder mit der Vergangenheit zu brechen. Wir bleiben auf unseren Knieen vor den Altären, vor welchen die Menschen dreitausend (!) Jahre gebetet haben; wir reißen keine einzige Rose aus den Gewinden, mit welchen sie ihre göttlichen Madonnen umkränzten; wir blasen keine einzige Kerze aus, welche sie in dichter Menge an ihren Altarstufen aufgestellt; wir betrachten mit Künstlerfreude die kostbaren Altäre, wo sie, zwischen feingearbeiteten Leuchtern, Diamantensonnen, herrlichen Prachtgewändern, die reinsten Schätze ihres Genies und ihres Herzens ausgeschüttet haben. Aber unsere Gedanken dringen weiter als unsere Augen. Für uns wanken in gewissen Augenblicken diese Draperien, dieser Marmor, all dieser Pomp; es ist kein Etwas mehr, sondern bloß schöne Phantome; es entschwindet im Rauche, und wir entdecken durch denselben und dahinter das ungreifbare Ideal, das diese Pfeiler aufgethürmt, diese Gewölbe mit Glanz erfüllt und Jahrhunderte lang über der knieenden Menge geschwebt hat."

In Göthe's Faust kehrt der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der Geist Voltaire's und der Encyklopädisten, nach langer, unbefriedigender Weltfahrt, zweifelsmüde in die verlassenen Kathedralen des Mittelalters zurück, aber nicht um zu beten, nicht um zu glauben, sondern bloß um die dürren Gespenster des Rationalismus loszuwerden und für die Ideale natürlicher Ordnung wieder herzerfreuende Bilder und Gestalten, Töne und Melodien, Poesie und Kunst zu finden [1].

Ein Weltgedicht in wahrem und vollem Sinn ist der „Faust" eben deßhalb nicht geworden. In seinem Himmel fehlt das Allerwichtigste: ein gerechter, heiliger, allweiser Gott, und der Mittler zwischen Gott und den Menschen, das menschgewordene Wort, Jesus Christus; es fehlen die Apostel, die Märtyrer, die Jungfrauen; es fehlt das erhabene Lied derjenigen, die hienieden

---

[1] Daumer. Vgl. Meine Conversion S. 118. — W. Beyschlag, Göthe's Faust in seinem Verhältniß zum Christenthum. Berlin 1877. S. 37.

Leib und Seele makellos jungfräulich bewahrten[1]; es fehlt die demüthige Unterwerfung des geschaffenen Menschengeistes unter Gottes unendliche Majestät; es fehlt der Triumph Gottes über die Hölle, die Strafe des Bösen, die Belohnung der Tugend, die ewige Vergeltung. In die Hölle führt die Dichtung gar nicht, weil der Dichter selbst an keine Hölle glaubt. Seine Walpurgisnacht und seine classische Walpurgisnacht sind weiter nichts, als ein mit faunischem Behagen gezeichnetes Satyrspiel, durch dessen nordische Scenen der vom Protestantismus großgezogene Hexenaberglaube gespenstisch umhergeistert, während es am obern und untern Peneios schon erträglich hell ist, wie in einem altgriechischen Museum. Der Dichter gesteht am Schlusse ganz offen, daß uns die Aussicht in's Jenseits verrannt sei. Es bleibt also bloß das sichtbare Universum, und auch hier entwickelt sich die Dichtung nicht zum Weltgedicht. Die ganze Weltgeschichte bleibt außerhalb ihres Rahmens. Wie zum Spott auf sie marschirt am Schluß ein Phantasiekaiser auf, der, stets schlecht bei Kasse, sich von Zauberern mit Maskenzügen erlustigen und sein Reich vom Teufel vertheidigen läßt — die nichtssagendste und unwürdigste Carricatur der geschichtlichen Tragödie. An feiner Naturschilderung und besonders Kleinmalerei ist das Gedicht unerschöpflich reich; aber die Naturphilosophie, welche die tausend wirren Gestalten zum Ganzen verbinden sollte, ist ein verschwommener, pantheistischer Traum; beständig mit dem Dämonischen spielend, verscheucht der Dichter das Licht, aus welchem allein eine harmonische Naturbetrachtung hervorgehen kann; skeptisch am Uebernatürlichen zweifelnd, zerstört er das Band, das die wirkliche Welt an Gott knüpft. Gleich im Anfang schrumpft der Kosmos des verheißenen Weltgedichts auf den Mikrokosmos zusammen, und dieser erscheint in der beschränktesten Gestalt, in dem auf seine dumpfe Studirstube eingepferchten Gelehrten[2]. Es ist Göthe selbst.

---

[1] Qui cum mulieribus non sunt coinquinati. Apoc. XIV. 4. Der gerade Gegensatz der Andacht zum „Ewig-Weiblichen"!

[2] Faust ist kein Weltbild, sondern nur ein beschränktes Zeitbild.

Er hat sich in drei Personen zerlegt: den träumerisch-poetischen Faust, der in der Wissenschaft keine Befriedigung findet, deßhalb seine Stube verläßt, toll durch's Leben stürmt, alle Freuden und Leiden der Menschheit selbst erfahren will, auch hier sein Streben scheitern sieht und schließlich versauert; den pedantischen Wagner, der das Weltall wissenschaftlich nach Schablonen zu ordnen versucht und dabei zum komischen Kleinkrämer herabsinkt; den studentisch-frivolen Mephistopheles, Fausts anderes Ich, der in beständiger Selbstironie des Dichters Träume zerstört, seine idealen Aufflüge hemmt, ihn in allen nichtssagenden Eitelkeiten des Erdendaseins herumschleppt und auf den er alles Unwürdige abschaufelt, um sich selbst für ideal ansehen zu können. Faust ist der Dichter Göthe, eine herrlich ausgestattete Poetennatur, die aber erst in tollem Sinnenrausch und dann in unbedeutendem Hoftreiben verkümmert. Wagner ist der pedantische Sammler Göthe, der den Dichter actenmäßig registrirt und zum Naturforscher erzieht. Mephistopheles ist Voltaire-Göthe, der zersetzende, giftige, negirende Geist des achtzehnten Jahrhunderts, an welchem des Dichters glänzende Naturanlagen zum Theil Schiffbruch litten.

Viel Handlung boten drei solche Charaktere nicht. Faust hält unendliche Selbstgespräche, disputirt mit Wagner und Mephistopheles, und Mephistopheles verspottet alle beide. Aus allen großen Worten und Declamationen Fausts geht keine einzige große That hervor, nicht einmal der Versuch zu einer solchen. Sobald er in's Leben tritt, stürzt er von der andeclamirten Weltrolle herab und wird der Verführer des ersten besten Mädchens — und zwar noch auf die allertrivialste Weise — unter Vermittlung einer Kupplerin. Das versprochene Weltgedicht löst sich in ein Liebesdrama auf, das Liebesdrama in eine Kriminalgeschichte. Mag dieser jähe Sturz auch tragisch sein, kein edlerer Charakter, kein höheres Ideal, keine rettende That lichtet das

---

Siehe K. Köstlin, Göthe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen 1860. S. 150 ff. 165 ff.

düstere Nachtgemälde. Der zweite Theil „wird ein allegorisch schemenhaftes Product“ [1], aus dessen fastnachtsmäßigem Wirrwarr der Dichter endlich keinen Ausweg mehr findet, als Faust in trotzigem Unglauben sterben zu lassen und dann in eine Art von katholischem Vorhimmel zu versetzen. Nicht einmal in Bezug auf dämonische Mystik eröffnet der „Faust“ einen wahrhaft universellen und tiefgehenden Prospect.

„Die Dichtung,“ sagt Joseph von Görres [2], „ist ein großartiger Versuch, den Zauberglauben aller Zeiten, wie ihn die gegenwärtige Zeit versteht, zur poetischen Anschauung zu bringen; weil aber dieß Verständniß nur ein zeitlich beschränktes ist, und es beim Ignoriren und gänzlichen Ausschließen des Gegensatzes ohnmöglich zu einem irgend befriedigenden Ende gebracht werden konnte; darum ist sie immer nur ein Sang des großen Zauberliedes: der Sang des achtzehnten, kritisch- und speculativ-poetischen Jahrhunderts.“

Daß der „Faust“ nichtsdestoweniger in den weitesten Kreisen als das größte philosophische Weltgedicht aufgenommen wurde, dankt er einerseits dem magischen Dunkel, mit welchem er die wichtigsten Fragen umhüllt, andererseits der religiösen Verschwommenheit, welche seit der Revolution in immer steigendem Maße Deutschland beherrschte. Gläubige Protestanten hefteten sich an das Lied der Erzengel und deuteten sich die Dichtungen in christlichem Sinn; Katholiken glaubten in einzelnen Scenen, namentlich im Schluß, eine Annäherung, ja eine widerwillige Huldigung an die Kirche zu finden; Pantheisten der verschiedensten Systeme nahmen „Faust“ in ihrem Sinn und sahen in ihm den poetischen Typus des deutschen philosophischen Geistes. Auch der Christusläugner D. Fr. Strauß fand, nachdem er offen sich zum Materialismus erklärt hatte, im „Faust“ die höchste und universellste Leistung aller Poesie:

---

[1] D. Fr. Strauß, Der alte und der neue Glaube. 8. Aufl. Bonn 1875. S. 313.

[2] J. von Görres, Mystik. 1840. III. 128. 129.

„Er ist unser deutsches Centralgedicht, der großartigste und gelungenste Versuch, das Welt- und Lebensräthsel poetisch zu lösen, eine Dichtung, deren gleichen, an Tiefsinn und Ideenfülle, zu den naiv-lebensvollsten Bildern ausgestaltet, keine andere Nation aufzuweisen hat.“

Je weiter seither die religiöse Zersetzung fortgeschritten ist, desto weiter hat sich das Studium, die Bewunderung, die Verehrung des Gedichtes ausgebreitet. Für weite Kreise hat es — an Stelle der Evangelien — den Platz eines religiösen Buches erhalten. In der Form eines Mysterienspiels wurde es auf den größten Bühnen aufgeführt, wobei der zweite Theil, durch Scenerie, Musik und Ballet zur buntesten Oper aufgestutzt, nicht weniger fesselte, als der erste[1]. Es ist Göthe's gelesenstes und verbreitetstes Werk. Hunderte von Sprüchen daraus sind allgemeines Volkseigenthum geworden. Kein Mädchen ist so unbedeutend, das nicht meint, in Gretchen sich selbst wieder finden zu können; kein Professor und Student so anspruchslos, daß er sich nicht für einen zweiten Faust halten zu dürfen glaubte. Mephistopheles plagt Alle, und an Wagnern war in Deutschland niemals Mangel.

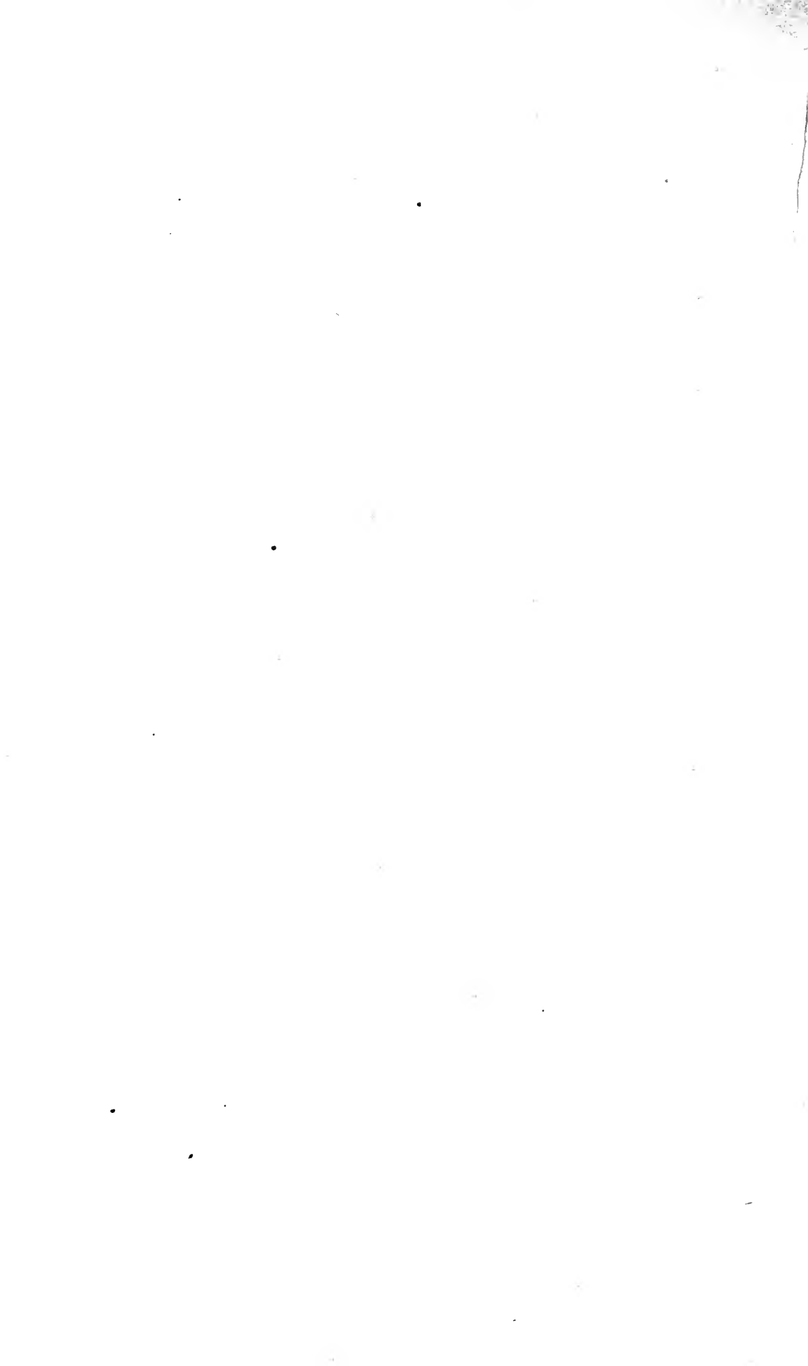
So echt volksthümlich aber auch die Dichtung in ihren Hauptgestalten, in Wort und Vers, Ton und Stimmung, in ihrer heitern Spruchweisheit und in ihren bunten Phantasien ist: so ist sie in ihrer Ganzheit doch mehr verführerisch und bethörend, als belehrend und veredelnd; sie zeigt den Weg in den Irrthum und in die Sünde hinein, aber nicht wieder hinaus; sie mischt Glauben und Unglauben, Wahrheit und Irrthum, Sitte und Unsittlichkeit, Göttliches und Dämonisches in so verhängnißvoller Weise, daß sie unendlich mehr Unheil als Segen gestiftet hat.

---

[1] Otto Devrient, Göthe's Faust als Mysterium. Karlsruhe 1881. — W. Creizenach, Die Bühnengeschichte des Göthe'schen Faust. Frankfurt 1881. — L. Holthof, Die Faust-Aufführungen in Hannover (Frankfurter Zeitung. April 1877). — Fr. Meyer v. Waldeck, Faust-Aufführungen (Magazin für Lit. des In- und Auslandes. 1883. Nr. 6 u. 7). — Gounod, Faust. Paris 1884.

Von den großen Räthseln des Lebens und der Welt löst sie kein einziges, weder philosophisch, noch poetisch. Sie stellt vielmehr Alles in Frage, was Gott durch positive Offenbarung längst gelehrt und entschieden hat. Aus dem Wirrsal dämonischen Truges und menschlicher Leidenschaft heraus gibt es nur einen Weg; für den wahrheitsdurstigen Geist des Menschen gibt es nur einen Lehrer der Wahrheit; für Individuum und Menschheit gibt es nur einen Führer zum Leben, der alle Welt- und Lebensräthsel löst: es ist derjenige, an dessen Auferstehung Faust nicht mehr glaubt und den der Heide Göthe sein ganzes Leben lang offen und versteckt bekämpfte — es ist derjenige, der gesagt hat und allein sagen konnte:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"



Schlußwort.

„Der in fast allen Arten der Dichtung gleich hervorragende Göthe begeisterte seine Leser für das alte Griechenthum und für das irdisch Schöne, war durchaus Naturalist, erklärte sich für einen Nichtchristen und haßte sogar die christlichen Ideen. Plastische Vollendung, sinnliches Behagen, Wechsel der Genüsse, maßlose Vergötterung des eigenen Ich treten allenthalben aus seinen Schriften hervor, aber kein Verständniß für das Leben der Völker, für die Erhabenheit der göttlichen Offenbarung und der Kirche, keine Spur von Gottesfurcht und Gottesminne wie sie die mittelalterlichen Sänger erfüllte."

Jos. Card. Hergenröther, Kirchengesch. II. 713.



Als Dichter und Schriftsteller ist Göthe die glänzendste Erscheinung der gesammten neueren Literatur. In weit höherem Grade, als Voltaire, hat er alle jene schillernden Eigenschaften in sich vereinigt, welche er an diesem Geistesführer des 18. Jahrhunderts hervorhob, und dazu ein deutsches Gemüth und wenigstens etwas von jener Tiefe und jenem Ernst, welcher dem deutschen Volksgeist eignet. „Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.“[1] Er ist für das 19. Jahrhundert das geworden, was Voltaire für das 18. war, ein tonangebender Führer nach allen Richtungen seines Geisteslebens hin, ein Inbegriff seiner geistigen Errungenschaften, der Höhepunkt seiner äußeren Weltbildung und darum sein Abgott.

Weit schwieriger als bei Voltaire ist es bei Göthe, den Schein vom Gehalt, die Spreu vom Weizen, das Gute vom Schlechten zu sondern. Des Guten ist weit mehr vorhanden, der Gehalt ist tiefer, und die Form — das eigentliche Geheimniß des poetischen Zauberers — verknüpft das Gute und Böse oft zu kaum entwirrbarem Gemisch.

Obwohl ganz in jener Zeit und Bildung aufgewachsen, welche Voltaire und die Encyklopädisten mit ihrem Einfluß beherrschten, hat Göthe den eigentlichen Grundzug Voltaire's, seinen dämonischen Haß gegen Offenbarung und Christenthum, seine absolut verneinende, zerstörende Richtung, seinen ätzenden Spott und Hohn auf alles Hohe und Heilige, nur in beschränktem Maße in sich aufgenommen, ja bis zu einem gewissen Grade dawider Front

[1] Göthe über Voltaire. — Werke [Hempel]. XXXI. 143.

gemacht und die Weiterentwicklung der revolutionären und encyklopädistischen Ideen in ruhigere Bahnen geleitet. Aber eben hierdurch hat er eine entschiedene, folgerichtige Ablehnung derselben in Deutschland verhindert und eine Bildung hervorgerufen, welche, wenn auch weniger schroff, doch dem Christenthum abgewandt blieb und sich immer weiter davon entfernte.

Göthe's Verdienste liegen wesentlich auf dem Gebiete deutscher Literatur und Sprache. Er hat unserer neueren deutschen Nationalliteratur, als sie bereits begründet und nach manchen Seiten hin ausgebaut war, ihre letzte classische Vollendung gegeben. Er ist nicht der einzige, nicht in jeder Hinsicht der größte, aber doch der vielseitigste der deutschen Classiker. Er ist den altgriechischen Vorbildern in Sprache, Stil, Form am nächsten gekommen; er hat das eigentlich deutsche Volkselement in Prosa und Poesie am glücklichsten erneuert; er hat aus fast allen Literaturgebieten Stoffe und Formen an sich gezogen und sie mit deutschem Geiste vermählt. Er ist unbedingt der größte Dichtergenius unserer neueren Literatur. Seine Schriften bieten nicht nur vollendete Muster der Form in jeder Dichtungsart, sondern auch die reichsten und mannigfachsten Vorbilder des Prosastils, die deutsche Sprache in ihrer höchsten Fülle, Reinheit und Schönheit. Diese Formvollendung war nicht die bloße Wirkung seiner glänzenden Naturanlagen, sondern eines echt künstlerischen Strebens.

Einen stetigen Fortschritt bis zum Ende erreichte er nicht. Wie bei Andern machte die schöpferische Dichterphantasie die gewöhnlichen Phasen durch: die verschwenderische Fülle der Jugend, die Reife der Mannheit, das Sinken des Greisenalters. Von Werther geht es aufwärts zu Wilhelm Meisters Lehrjahren und zu den Wahlverwandtschaften, dann abwärts zu den Wanderjahren. Der Dramatiker steigt von dem wilden, unförmlichen Götz zu der fast übervollendeten Iphigenie und zum Tasso empor, dann herab zu der abgezirkelten Eugenie, zu Uebersetzungen und Fragmenten. Faust vereinigt alle drei Epochen: die wilde Gluth der Sturm- und Drangperiode, die marmorglatte Vollendung der classischen Höhe, die Geheimnißthuerei, den testamentarischen

Sammelfleiß und die willenlose Unentschiedenheit des Greises. Aber nach Weiterentwicklung der schönen Form hat Göthe bis zum letzten Augenblick gestrebt: noch die spätesten Theile des Faust sind voll der herrlichsten Verse.

Zweifelhafter sind Göthe's Verdienste um die Kunst. Er hat zwar auf diesem Gebiete sehr anregend gewirkt; aber er besaß weder sicheres Urtheil noch umfassende Kenntnisse, und hat darum der Entwicklung der deutschen Kunst im Ganzen ebenso viel geschadet als genützt.

Die deutsche Naturwissenschaft hat sich ziemlich unabhängig von Göthe entwickelt. Er hat indessen das unbestreitbare Verdienst, sie durch sein Beispiel, sein Interesse und sein Ansehen vielfach gefördert zu haben. Indem er die Natur poetisch aufzufassen versuchte, hat er sie einer rein materialistischen Anschauungsweise entzogen und der philosophischen Betrachtung wieder nähergerückt, doch ohne hier zu eigentlich werthvollen Resultaten zu führen.

So sehr auch Göthe's wirkliche Verdienste Anerkennung heischen, so darf man dieselben doch nicht übertreiben, wie es nur zu oft geschieht. Seine glänzenden Geistesanlagen, seine Körperkraft und sein langes Leben, seine günstigen Lebensverhältnisse, das waren lauter Talente, die er sich nicht selbst gegeben hat. Er hat sie Jahre lang theilweise oder fast ganz brach liegen lassen oder an unbedeutende Ziele verschwendet. Die Begründung und erste Gestaltung der neueren classischen Literatur ist nicht sein Werk. Die mühsame, schwierige Pionierarbeit haben Andere, vorab Klopstock und seine Schüler, Wieland, Lessing und Herder, vollzogen. Die bedeutendsten und fruchtbarsten Impulse hat Göthe selbst von Herder erhalten. Auch untergeordnete Talente, wie Lavater und Merck, haben mächtig auf ihn eingewirkt, Lenz, Klinger und die übrigen Sturm- und Drangpoeten ihn wesentlich gefördert, Wieland und Knebel seine Thätigkeit bis an's Ende anregend begleitet. Als er im Hof- und Geschäftsleben von Weimar fast der Prosa anheimfiel, rief ihn Schiller in das Reich der Poesie zurück, und dem anregenden Verkehr mit ihm verdankt

er großentheils seine zweite Blüthenperiode. Noch ehe dieselbe vorüber war, eröffneten die Romantiker den Blick in die gesammte Weltliteratur. Göthe konnte sich nur hinsetzen und die schon gereiften Früchte sammeln. Sein Ruhm als Kunstforscher und Archäologe ruht großentheils auf Joh. Heinrich Meyers Kenntnissen und Papieren, und soweit er die christliche Kunst betrifft, auf den Mittheilungen Boisserée's. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten waren von einer ganzen Schaar dienstbarer Geister bedingt, die er, als Günstling des Herzogs, Minister und Präsident der Oberaufsicht zur Verfügung hatte, wie von einer Menge von Gelehrten, die er in seinen Dienst zu ziehen wußte. Dafür, daß das weimarische Staatsschiff unter seiner Leitung nicht strandete, sorgten Schmidt, Voigt, Fritsch, Gersdorff und andere erprobte Leute. Die Hauptlast der Theaterverwaltung trugen Kirms, Vulpius und andere Subalterne. Novitäten lieferten erst Iffland und Kotzebue; ihren idealen Aufschwung erhielt die Weimarer Bühne durch Schiller. Schiller organisirte die Horen, die Xenien und den Musenalmanach; Göthe erntete wiederum die Früchte. Iffland machte es ihm möglich, durch seinen Epimenides die Schlappe gutzumachen, die er sich durch seinen Mangel an Patriotismus zugezogen hatte; Alexander von Humboldt war artig genug, seine Geologie nicht auf eine ernstere, wissenschaftliche Probe zu stellen. Durch sein Verhältniß zu Jena kam ihm nicht bloß der Ruf der Romantiker, sondern auch jener der deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel zu Gute. Er war nicht, wie Schelling meinte, ein Pharos, der ganz Deutschland mit seinem eigenen Licht erleuchtete, sondern nach Bulwers richtigerem Vergleich ein großer Refractor, der von überall her Licht empfing, und es, allerdings verstärkt und vereinigt, dann weithin in die Ferne sandte[1].

Seine Werke, die in den verschiedenen Ausgaben 30, 40 oder

---

[1] Bulwer, Caxtonia. Collection of British Authors. Leipzig, Tauchnitz, 1864. Vol. 693. p. 233. 234.

36 Bände füllen, sind das Denkmal eines großen Fleißes, eines vielseitigen Wissens, eines unerschöpflich reichen Dichtergeistes. Sie enthalten die schönsten Muster der Form, der Darstellung, des Stils, der Sprache in allen Arten von Poesie und Prosa. Nur in der dramatischen Poesie hat ihn Schiller entschieden überflügelt. Wer sich indessen nicht vom Glanze seines Namens blenden lassen will, der wird finden, daß diese Bände von höchst ungleichem Werthe sind.

Ganze Bände füllen Uebersetzungen: Cellini, Rameau's Neffe, Diderot über die Farben, Müllers Rede auf Friedrich II., Frau von Staëls Versuch über die Dichtungen. Die übersetzten Werke sind weder von hohem Belang, noch musterhaft übersetzt.

Die Farbenlehre ist eine wissenschaftlich durchgefallene, werthlose Theorie; ähnlich ist es mit den geologischen Aufsätzen; die Abhandlung über den Zwischenkiefer hat fast nur geschichtlichen Werth; bloß die morphologischen Studien erfreuen sich noch einiger Theilnahme.

Göthe's Kunstaufsätze sind sämmtlich von der heutigen Kunstwissenschaft überholt; seine Aufsätze zur Literatur enthalten viele geistreiche, kritische und ästhetische Bemerkungen, aber sie gehören eben der Vergangenheit an und bieten immer nur literaturgeschichtliche Fragmente. Die Frankfurter Recensionen sind in keckem, übermüthigem Ton gehalten, die späteren athmen eine vornehme Gönnerschaft; eine gediegene objective Kritik enthalten weder die einen noch die andern. Auch die biographischen Schriften über Winckelmann und Hackert bieten kein besonders großes Interesse. Der Eine ist ein unbedeutender Maler; der große Kunstforscher aber ist durchaus unzureichend, theilweise unrichtig dargestellt.

Der wirklich classischen Prosaschriften sind im Grunde wenige; es sind die vier Romane: Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, die Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meisters Wanderjahre — dann die Novelle und die Novellensammlung: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (sechs Novellen und ein Märchen) — endlich die selbstbiographischen Schriften: Dichtung und Wahrheit, die italienische Reise, die Schweizerreisen, die

Reisen am Rhein und Main, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz. Die Annalen sind schon wieder bloße Skizzen und Bruchstücke.

Die Prosasprüche Göthe's, die einen reichen Schatz von geistreichen Ideen und Bemerkungen vereinigen [1], wurden erst nach seinem Tode gesammelt. Sie enthalten nach seiner eigenen Bemerkung „Eigenes und Fremdes", und das Eigene ist gar oft auch angeeignet.

Wenn auch ein Torso, ein Bruchstück schon die Meisterhand verrathen kann, so zeigt sich doch die volle Hervorbringungskraft, das Genie und der Fleiß des Künstlers erst im vollendeten, abgerundeten Meisterwerk. Bei Calderon und Shakespeare braucht man keine Fragmente zu sammeln: die völlig abgeschlossenen, durchgeführten Kunstwerke füllen eine ganze Reihe von Bänden. Bei Göthe ist es nicht so. Das Kleine und Fragmentarische nimmt ebenso viel, ja bedenklich mehr Raum ein, als das Große, Bedeutende. Da sind eine ganze Reihe von Dramen, die Göthe schreiben wollte, aber nicht geschrieben hat: Der ewige Jude, Mahomet, Prometheus, Nausikaa, Elpenor, Die Aufgeregten u. s. w. Auch Pandora ist nur Fragment und die Natürliche Tochter die Einleitung zu zwei anderen Stücken, die im Schema erstickten. Da sind eine Menge Prologe, Epiloge, Theaterreden, Maskenzüge — die Kleinigkeiten tragen das Gepräge eines genialen Dichters, aber schließlich sind es doch nur Kleinigkeiten. Die burlesken Satyrspiele und Farcen der Geniezeit, die in Italien ausgeglätteten Singspielchen erheben sich wenig über dieses Niveau. Der Großkophta und der Bürgergeneral sind Mittelmäßigkeiten. Auch Stella und Clavigo sind keine Schöpfungen eines Genius. Egmont ist eine in der Liebe versumpfte historische Tragödie, Götz trotz seines tiefen literaturgeschichtlichen Einflusses eine verfehlte Nachahmung Shakespeare's. Schon die drei Bearbeitungen zeigen die innere Schwäche der Tragödie. Mahomet und Tan-

---

[1] Vgl. Karl Lucae, Zur Göthe-Forschung der Gegenwart. Marburg 1878. S. 17—23.

cred sind Voltaire's, nicht Göthe's Eigenthum. Wirklich großartige, geistig bedeutende, künstlerisch vollendete dramatische Werke hat Göthe in den 60 Jahren seiner Dichterlaufbahn bei all seinem Genie nur drei geschrieben: Iphigenie, Tasso, Faust.

Von den größeren epischen Werken ist nur eines vollendet: Hermann und Dorothea. Reineke Fuchs ist eine bloße Bearbeitung, die Achilleis ein schwaches Bruchstück. Nun bleiben noch die Elegien, die Epigramme und Sprüche, der Westöstliche Divan, die Balladen und die lyrischen Gedichte. Von den letzteren sind über ein Drittel Gelegenheitsgedichte, weit über ein Drittel Liebesgedichte. Der Divan besteht weit über die Hälfte wieder aus Liebesgedichten. Stellt man einerseits das Didaktische, andererseits die Liebespoesie zusammen, so bleibt in der Mitte nicht viel übrig: Gott, Welt, Vaterland, Kunst, Geschichte, überhaupt alles Ideale ist sehr dürftig bedacht.

An Schönheit der Form übertrifft Göthe nicht bloß in seiner Lyrik und in seinen größeren Werken, sondern oft in seinen geringsten Fragmenten alle übrigen deutschen Dichter. Was er mit seinem Zauberstab berührt, das wird schön. Hierin zeigt sich sein Genius — und nicht nur sein Genius, sondern auch der Fleiß des echten Künstlers. Er wurde sein ganzes Leben lang nicht müde, die Schönheit der Form wie ein Juwel zu achten, zu pflegen und weiterzubilden. Wäre die schöne Form das Höchste in Kunst und Leben, so wäre Göthe, trotz seiner vielen unvollendeten Pläne, wirklich als ein Ideal deutscher Bildung zu betrachten. Kunst und Leben heischen aber mehr: sie verlangen als Seele der schönen Form Wahrheit und sittliche Güte.

Hier liegt nun der schwache Punkt in Göthe's gesammter Dichtung und schriftstellerischer Thätigkeit. Das beherrschende Grundprincip des glänzend begabten Dichters ist keine vom Himmel stammende und gen Himmel strebende Inspiration, es sind nicht die christlichen Ideale[1], sondern der mächtige Eros des

[1] Selbst sein Bewunderer Lytton Bulwer sieht sich zu dem Geständniß gedrängt, daß Göthe Tugend und Laster zu gleichgiltig

heidnischen Alterthums, eine um das Ewige und Göttliche unbekümmerte Lebenslust und Genußsucht, die sinnliche Liebe in ihrem vollen Frühlingszauber und Jugendreiz, wie in dem trüben Sturm und der öden Zerrissenheit, die sie nach kurzem Genuß im Menschenherzen zurückläßt.

Bei Göthe's Lyrik kann hierüber wohl kaum ein Zweifel sein. Bis auf einen geringen Bruchtheil ist sie nur Ein Liebeslied, das in allen Accorden und Melodien, Tonarten und Tonstufen die verschiedenen Phasen, Glück und Unglück der Liebe besingt. Die Elegien führen das Thema weiter bis an die Grenzen, wo der Realismus schön zu sein aufhört, das Tagebuch und die Walpurgisnacht noch weit darüber hinaus. Die vier Romane behandeln dasselbe Thema in weiterem Rahmen. Glühende Liebessehnsucht, Liebeslust und Liebesleid — eine Weiber-Manns-Atmosphäre, nach Fr. Vischers Ausdruck — schwebt drückend schwül über allen. Der Faust ist dicht von derselben Luft gesättigt; denn Gretchen und Helena sind es schließlich, um welche sich Fausts ganzes Sinnen und Trachten dreht. Tasso ist ein Liebesschwärmer, wie Faust und Werther. Selbst Hermann und Dorothea sind von jener Liebeslust nicht unberührt geblieben. Unter Göthe's Hand gestaltet sich der Götz schließlich zum Ehebruchsdrama, Egmont zur Liebestragödie, Achilles selbst zum verliebten Schwärmer. Im Großkophta wird eine Verführung, in der Stella die Bigamie breit ausgemalt, in der Pandora die Schwärmerei eines verliebten Greises gefeiert. In den fastnachtsmäßigen Jugendspäßen macht sich des Dichters Leidenschaft in derben Zoten Luft, in den Singspielen tändelt und wiegt sie sich in reizenden

---

aufgefaßt habe, wie bloße Farben für seine Künstler-Palette. „This want of indignation for the bad, this want of enthusiasm for the good, and this want of worship for the heroic, have been much dwelt upon by his adversaries or depreciators, and the charge is not without some foundation, when confined to him as artist.“ — Caxtonia. Coll. of Brit. Authors. Leipzig, Tauchnitz. Vol. 693. II. 232.

Duetten, in der Marienbader Elegie und im Schlusse des Faust versucht sie sich auch noch sehnsüchtig in den Himmel hineinzuliebeln.

Die Dichtkunst erheischt, wie die meisten andern Künste, ihrem Wesen nach ein leicht erregbares Naturell, eine lebhafte Phantasie, eine lebendige Empfänglichkeit für alles sinnlich Schöne. Dichterische Gemüther neigen zur Liebe hin, wie Verliebte von selbst poetisch zu werden pflegen. Unter den Dichtern hat die Literaturgeschichte verhältnißmäßig wenige aufzuweisen, welchen die Liebe nicht irgend einen Streich gespielt oder welche sie nicht in kleinere oder größere Verirrungen hineingerissen hätte. Dennoch pflegt man gegen Dichter in diesem Punkte eine gewisse Nachsicht zu üben und sie nicht nach dem strengen Maßstab zu messen, nach welchem man ernstere, prosaische Charaktere bemißt: nicht als ob für sie ein anderes Sittengesetz gälte, sondern weil in ihrem Naturell und in ihrer Kunst selbst ein gewisser Milderungsgrund der Schuld liegt. Handelte es sich bei Göthe nur um eine oder die andere derartige Verirrung, so wäre es gewiß unbillig, nicht auch gegen ihn jene Nachsicht walten zu lassen, welche man andern Dichtern angedeihen läßt. Leider handelt es sich aber bei ihm nicht um solche verzeihliche Schwächen. Bei ihm ist die Verirrung nahezu permanent geworden. Er hat sie zum Princip, zum System erhoben. Mitten in einer christlichen Gesellschaft hat er sich offen zum Heidenthum bekannt und ebenso offen nach dessen Grundsätzen sein Leben eingerichtet. Wie seine Briefwechsel und die Zeugnisse Anderer ausweisen, ist der größere Theil seiner Poesie aus unentschuldbaren, immoralischen Liebesverhältnissen erwachsen, er hat zum öffentlichen Aergerniß die Ehe viele Jahre lang verschmäht, leichtfertig mit den Herzen von Frauen und Mädchen gespielt, keiner wahre Treue bewahrt, bis in's Höchste Alter hinein wieder andere junge Mädchen an sich gezogen und besungen und in seinen Dichtungen wie in seinen Prosaschriften und Briefen, in seinen Natur- und Kunststudien eine solche Lust an wollüstigem Sensualismus an den Tag gelegt, wie sie kein consequenter Mann nach christlichen Grund-

sätzen zu entschuldigen vermag[1]. Schon Gelzer hat deßhalb in den vierziger Jahren diese Grundrichtung Göthe's als einen „Fluch der Literatur“ bezeichnet und mit begründetem Unwillen und Kummer zurückgewiesen[2], und trotz der seither üppig emporgewucherten Göthe-Verehrung hat ein anderer wackerer Protestant noch unlängst in einer der ersten Zeitschriften Nordamerika's dieses Urtheil erneuert:

„Nur auf den cynischen, französischen Grundsatz hin, daß ‚die Frau keine ungeschriebenen Rechte habe, die der Mann zu achten verpflichtet sei‘ — kann Göthe als Mensch irgendwelche Vertheidigung finden. Zu allen Zeiten haben sich die großen Dichter der Religion angeschlossen, indem sie die Treue als wesentliche Tugend der Liebe anerkannten. Dieses Gefühl hatte im Herzen der Menschheit ein Echo gefunden, und, obwohl nur unvollkommen in's Leben übergetragen, hat sie die Ideale der Reinheit, Treue und Aufopferung in Lied und Dichtung gefeiert. Es war Göthe vorbehalten, sowohl durch sein Leben, wie durch seine Schriften, die Nichtigkeit dieser Ideale zu predigen. Der Impuls des vorübergehenden Augenblicks ist das Gesetz seiner meisten Helden, wie dieß auch bei ihm der Fall war, und Treue war für ihn ein Begriff, dessen er so unfähig war, daß auch nicht eine Spur von Scham seitens dieser Charaktere ist, wenn sie davon abfallen. Dieses Unbekanntsein mit der absoluten Forderung der Liebe ist eine der seltsamsten Lacunen, die je eine so große, begabte Natur

[1] „On the sole testimony of his autobiography and of his writings, we gather, that he was irreligious; that he, systematically, for sixty years, trifled with the affections of women, and then left them cruelly in the lurch; that from his early youth he mingled in certain companies and in certain transactions which are utterly incompatible with purity and uprightness of character, and in short, that he can have no claim to be a model man in a Christian country.“ J. Rickaby (The Month. London 1876. XXVIII. 281).

[2] H. Gelzer, Die deutsche poetische Nationalliteratur. Leipzig 1841. S. 280. 281.

an den Tag legte, der nur Lord Bacons leidenschaftslose Untreue und der Verrath an der Freundschaft gleichkommt. „Zartgefühl ist des Dichters Eldorado', sagte Edgar Poe, und Göthe besaß kein Zartgefühl. Aus jeder Seite von Göthe's großem Roman strahlt herrlich das milde Licht eines Genius; doch des lieblichsten, gewinnendsten, des am wenigsten angreifenden und selbstbehauptenden, welchen die Welt je gesehen hat. Man weiß nicht, worüber man am meisten staunen soll: über die wunderbare Anschauung und Beobachtung, über die Universalität seiner Sympathie, über die Inspiration seiner Reflexionen, den unvergleichlichen Stil und den goldenen, zauberischen Duft, der Alles umhüllt, — oder über die milde Gleichgiltigkeit gegen alle althergebrachten Regeln der Wohlanständigkeit, der Pflicht, Ehre und Wahrheit, über das naive Ignoriren uralter Gesetze der Liebe und Ehre, oder über das verhängnißvolle Naturgesetz, daß Gutes wie Böses gleich zulässig als erziehliche Einflüsse seien. Trotz seiner kosmischen Natur bildete Göthe nie einen wahrhaften Helden, und dieß läßt keine andere, als die betrübende Erklärung zu, daß er, obwohl ein Genie in der höchsten Bedeutung des Wortes, doch nicht das Genie der Mannheit besaß — ja, er konnte es nicht einmal begreifen. Denn das Wesen der Mannheit besteht nicht darin, ‚der Leidenschaft Sklave zu sein', sondern die Pflichten des Mannes zu begreifen und unerschütterlich zu erfüllen." [1]

Man erwidere nicht, das dieser sensualistischen Grundrichtung des Dichters doch auch ein ebenso mächtiges wissenschaftliches Streben nach Wahrheit zur Seite gehe. Denn seine wissenschaftlichen Studien ordnen sich sein ganzes Leben lang den künstlerischen unter, wie diese einem heitern, durch keine sittlichen Schranken beengten Lebensgenuß. Eine ernste, auf das Höchste gerichtete Lebensanschauung fehlt.

Es würde zu weit führen, noch einmal seinen sogenannten philosophischen und religiösen Entwicklungsgang in's Einzelne

[1] Atlantic Monthly. Oct. 1877. — Bei H. White, Göthe in Amerika (Göthe-Jahrbuch. V. 238. 239).

zu recapituliren. Den positiven Glauben an Christus als an den wirklichen Sohn Gottes, und an dessen Evangelium als an eine für alle Völker und Zeiten verbindliche Offenbarung hat er in früher Jugend verloren und ist nie wieder dazu zurückgekehrt. Die Wolff'sche Schulphilosophie mit ihren Leibnizianischen Grundlagen hat er schon zu Leipzig gegen Kräpfeln eingetauscht und es später nie der Mühe werth erachtet, genau zu prüfen, was an ihr starrer, werthloser Formalismus, was an ihr vernünftiger, solider Gehalt war. Es beginnt nun keineswegs ein ernstes, wissenschaftliches Forschen, eine Prüfung der großen Grundfragen, von welchen Wissenschaft und Leben, alle staatlichen und kirchlichen Verhältnisse bedingt sind. Genießend und träumend stürzt sich der Jüngling in's bunte Leben, findet es weit interessanter als alle Bücher und Schulweisheit, und kehrt zu dieser nur gelegentlich zurück, um eklektisch an allem herumzunaschen, was je gesagt und geschrieben worden war — und um sich aus dem bunten Lese- und Beobachtungsstoff seine eigene Weltanschauung zu bilden.

Diese Weltanschauung in klare, feste Formeln zu bringen oder nach einem der bekannten Systeme zu classificiren, ist eine Sache der Unmöglichkeit. Sie schwankt nicht nur in allen Hauptepochen seines Lebens, sondern alle Monate und Tage. Liest er gerade Rousseau, so schwärmt er für die Natur; liest er Voltaire, so schwärmt er für Cultur; liest er Spinoza, so bekömmt er eine intuitive Gottesidee, durch welche man in jedem Einzelwesen das All sieht; hört er von Leibniz, so sieht er überall Monaden; und kommt man auf Aristoteles, so werden die Monaden zu Entelechien. Nirgends aber wird klar, nüchtern, fest gesagt, was Natur, Cultur, Gott, intuitive Gotteserkenntniß eigentlich bedeutet, was man unter Monaden und Entelechien zu verstehen hat. Ueber Kants kategorischen Imperativ machte sich Göthe ebenso lustig, wie über Fichte's Ich und Nicht-Ich, und Schellings Büchlein über die Kabiren war ihm viel interessanter als dessen Naturphilosophie. So wenig er sich consequent an Spinoza anschloß, so wenig an Schelling oder Hegel. Er verabscheute

nicht nur jeden philosophischen Idealismus, sondern überhaupt jedes System. Der französische Akademiker Caro hat sich mit erstaunlichem Fleiß bemüht, aus Göthe's Schriften eine „Philosophie Göthe's" zusammenzustellen. Aber es ist ihm nicht gelungen. Das Resultat ist ein völlig vages und allgemeines: daß Göthe Pantheist sei und daß nach seinem eigenen Ausspruch eigentlich Niemand wisse, was das sei[1]. „Göthe hat eine gewisse poetische Verwandtschaft mit jenen großen Stammvätern der (griechischen) Pilosophie (Thales und Heraklit), welche noch von dem Strahlenglanze der werdenden Welt in ihrer Jugendblüthe berauscht, geblendet waren, wie Lucrez sagt .... Der Pantheismus Göthe's ist nicht der dogmatische und idealistische Pantheismus der modernen Zeiten, er ist durch und durch Naturpantheismus; ich möchte ihn einen heidnischen Pantheismus nennen."[2] Dieser Pantheismus aber verbindet sich mit einem nahezu unbeschränkten Eklekticismus. „In Bezug auf die logische Vereinbarkeit und Harmonie der Ansichten, die er aufnimmt, stellt Göthe's Geist sehr geringe Forderungen. Was ihn neben seiner ausgesprochenen Tendenz zur absoluten Einheit charakterisirt, das ist eine lebhafte und allgemeine Neugier."[3] Sein Geist ist ein Portefeuille, ein Archiv, das Allem offensteht, und worin Alles sein Fach erhält. Plato und Aristoteles, Zeno und Epikur, Christus und Voltaire, Moses und Benvenuto Cellini, Spinoza und Leibniz, alle Philosophien und Religionen finden hier Platz neben einander, ohne daß der Sammler sich je entschieden für eine dieser Religionen, für eine dieser Philosophien entscheidet[4].

---

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 327.

[2] E. Caro, La philosophie de Goethe (Revue des Deux Mondes. 1865. LX. 334).

[3] „Le trait essentiel qui s'y marque à côté de la tendance signalée vers l'unité absolue, c'est une vive et universelle curiosité." Ib. p. 335.

[4] „Mit Göthe beginnt die Periode der eigentlichen Modernität, des modernen Eklekticismus." Herm. Marggraff, Blätter für lit. Unterhaltung. 1863. II. 928.

Erzählt ihm Maximiliane La Roche von der Mater dolorosa, so bringt er sie in den Faust hinein; erzählt ihm Fräulein von Klettenberg von ihren pietistischen Herzensergießungen an den Erlöser, so mengt er sie unter die Schauspielerabenteuer seines Wilhelm Meister; schickt ihm Sulpiz Boisserée ein Veronica-Bild, so stellt er es unter Jupiter und Myrons Kuh. Göthe's Religion ist weiter nichts als die Neigung zum Schönen, die ganze Welt nur ein buntes Museum dafür. Er betet an, was ihm gerade in jeweiliger Stimmung behagt, Jupiter, Christus, die Sonne, das ganze Universum oder auch das erste beste Mädchengesicht.

Für die katholischen Zeitgenossen mußte — besonders in den verworrenen Zuständen an der Wende der beiden Jahrhunderte — eben dieser Eklekticismus Göthe's etwas Gewinnendes haben. Er schloß sich durchaus nicht von ihnen ab. Zu seinen frühen Jugendbekanntschaften gehörten Sophie und Maximiliane La Roche, der Kaufmann Brentano, der lustige Jesuitenschüler Crespel, der Propst Dumeix. Karl von Dalberg führte ihn in Weimar ein. In Italien verkehrte er mit einzelnen Abbati, wie auf dem Gotthard mit dem gemüthlichen Schweizer-Kapuziner. Den Besuch der Fürstin Gallitzin in Weimar erwiederte er mit einem Gegenbesuche in Münster und blieb einige Zeit mit ihr in Verbindung. Mit Friedrich Leopold zu Stolberg brach er nicht ganz. Sehr vertraulich und gemüthlich wurde später die Beziehung zu Marianne Willemer (Jung) und zu Sulpiz Boisserée. An letzterem fand er einen der treuesten Freunde bis zum Tode, während Fürst Radziwill den Hof zu Berlin für seinen Faust gewann.

Was Göthe gelegentlich über katholische Dinge schrieb, wie über die sieben Sacramente, über Philipp Neri, über Kirchen und katholische Kunst in Italien, über die mittelalterliche Kunst am Rhein und Main, über das Gnadenbild zu Einsiedeln, über katholische Gebräuche bei Mignons Tod, über das Rochusfest, die Krippendarstellung und die gothische Kapelle in den Wahlverwandtschaften, — vor Allem aber die katholischen Elemente

der Gretchen-Scenen im Faust und die Schlußscene dieser seiner größten Dichtung, war nicht nur in duldsamem, sondern geradezu gemüthlichem Ton gehalten. Durch irgend eine feine Ironie oder freisinnige Wendung wahrte er sich seinen ungläubigen freien Standpunkt, aber die katholische Kunst und den damit zusammenhängenden Cultus behandelte er schonend, oft fast liebevoll. Denn die schöne Erscheinung gefiel ihm. Er stand eben hierdurch im scharfen Gegensatz zu den gläubigen Protestanten, welche sich vor der Marienverehrung, der Heiligenverehrung und der Bilderverehrung noch immer standhaft entsetzen zu müssen glaubten. In katholischen Kreisen nahm man ihn deßhalb freundlich auf, bewunderte ihn als Dichter, entschuldigte ihn als Menschen, und der Chorherr Zauper schrieb noch zu seinen Lebzeiten Schriften zu seinem Lob und seiner Vertheidigung. Er wurde vielfach als ein Mann betrachtet, der durch seine freisinnigen, genialen Anschauungen dem Katholicismus näher stände, als die gläubigen Protestanten.

Das war nun gewiß nicht der Fall. Er stand mit seinen heidnischen Anschauungen der katholischen Kirche ebenso fern, ja weit ferner, als jene. Friedrich von Schlegel hatte Recht, wenn er seine Richtung mit jener Voltaire's verglich, und Sophie von Stolberg, die Gemahlin Friedrich Leopolds, sagte mit gutem Grunde: Göthe habe Deutschland mehr geschadet, als Napoleon. Denn Göthe verneinte praktisch die Grundlagen jedes positiven Christenthums, jeder übernatürlichen Offenbarung, jedes Glaubens. Wissenschaft und Literatur haben sich seither wesentlich in seinem Sinn und Geist entwickelt. Wir stehen heute vor der Saat, die er ausgestreut. Die kümmerliche Duldung, welche er den Katholiken gewährte, ist fast völlig verschwunden, der anscheinend milde, aber unerbittliche, unversöhnliche Protest des alten Heiden gegen das Christenthum beherrscht Literatur und Leben.

Die Täuschungen, welchen sich eine Fürstin Gallitzin, ein Sulpiz Boisserée, ein Chr. H. Schlosser entschuldbarer Weise hingeben mochten, sind heute kaum mehr möglich. Einerseits

haben sich die religiösen Anschauungen in Deutschland seither wesentlich geklärt, andererseits ist uns Göthe durch all seine Briefwechsel, Tischreden, Privatgeständnisse, vertraulichen Aeußerungen viel genauer bekannt geworden, als seinen katholischen Zeitgenossen und Freunden, denen er sich immer nur mit Vorbehalt, mit diplomatischer Rücksicht und trügerischer Schönthuerei erschlossen hat. Wir wissen heute, daß er sie im Grunde alle zum Besten gehabt hat, daß es ihm mit Religion und Wahrheit nie ernstlich gemeint war, daß er mit den höchsten Gütern der Menschheit zeitlebens nur ein heiteres, theatralisch-ästhetisches Spiel trieb, daß ihm schöne katholische Damen immer sehr lieb und werth waren, daß er einzelne katholische Dichter, wie Calderon, von der ästhetischen Seite zu schätzen wußte, daß ihm bis zu einem gewissen Grade auch katholische Kunst und katholischer Cultus gefielen: daß er aber den katholischen Glauben, die katholische Kirche, das katholische Priesterthum und das christliche Sittengesetz bis zum Ende als „Möncherei und pfäffische Bigotterie“ verachtet und gehaßt, beharrlich von sich gestoßen und, offen und verdeckt, unaufhörlich bekämpft hat. Von seinem Leben beleuchtet, stellt sich auch seine Dichtung als eine bloße Verherrlichung des allergewöhnlichsten Erdentreibens, kleinlicher Eitelkeit, thörichter Theaterabenteuer und Liebschaften, egoistischer Selbstbewunderung und sinnlicher Genußsucht dar; sie zeigt aber „kein Verständniß für das Leben der Völker, für die Erhabenheit der göttlichen Offenbarung und der Kirche, keine Spur von Gottesfurcht und Gottesminne, wie sie die mittelalterlichen Sänger erfüllten“ [1]. Dieser egoistische Halbgott steht aber nicht mehr allein vor uns, sondern mit dem ganzen Schwarme der ihn anbetenden Epigonen, welche längst alle diplomatischen Spinnengewebe des geheimnißthuerischen Greises zerrissen haben, seine wollüstigen Liebeslieder als die höchste, wahre Poesie, seinen Naturalismus als die erhabenste Weltanschauung, sein Heidenthum als „geläutertes Christenthum“, seine unentschuldbaren sittlichen Verirrungen als Lebensideale vergöttern, und

---

[1] Cardinal Hergenröther, Kirchengeschichte. II. 713.

den Inbegriff seiner Irrthümer als die Hochblüthe unserer „nationalen Bildung" jedermann zum Studium und zur thatsächlichen Aneignung anempfehlen. Hat auch der Göthecult in seinen lächerlichsten Uebertreibungen sich bisher noch auf engere Kreise beschränkt, so ist er doch durch Literatur und Presse zu einer alle Lebenskreise beherrschenden Macht gelangt, durch die Schule zum öffentlichen Institut geworden. Denn Göthe wird da nicht mehr bloß als Muster der Sprache und des Stiles erklärt, sondern als Lehrer „echt christlicher, nationaler und humaner Bildung" [1] angepriesen.

Welche Gefahr für Religion und Sitte hierin liegt, bedarf wohl keines ausführlicheren Nachweises mehr. Göthe's Poesie und sein Leben sprechen deutlich genug. Mögen auch gewissenhafte Lehrer seine Werke nur in sehr beschränkter Auswahl erklären, so gewährt dieses doch nur wenig Schutz, da seine Werke überall im Umlauf, überall zu haben sind, in wohlfeilen Classiker- und Volksausgaben, in zierlichen Salonbänden, reich ausgestattet in den herrlichsten Prachtausgaben. Seine Lieder werden gesungen, seine Dramen gespielt, seine Helden und Heldinnen, er selbst und die ganze Schaar seiner Geliebten sind in allen Schaufenstern zu treffen. Um seine Dichtungen zu verstehen, braucht man keine fremde, keine alte Sprache zu erlernen. Seine Ideen und Ideale gehen nur selten über die Vorstellungen des allergewöhnlichsten Publikums hinaus, und wo das der Fall sein sollte, stehen schon zahlreiche Commentare bereit, welche unter dem Schein philologischer Gelehrsamkeit seine Liebesgeschichten weitererzählen. Mit dem Ansehen des größten Dichters und Classikers umkleidet, als der Wohlthäter, als der Ruhm der Nation betrachtet, dringt Göthe in alle Kreise des Lebens ein, mit dem berückenden Zauber der schönen Form zieht er, seinem „Rattenfänger" gleich, alle Herzen an sich, besonders die Frauen und die Jugend. Er predigt Unglauben und Unsitte nie so keck, so frech, wie Voltaire, Wieland, die neueren französischen Natura-

[1] Worte des früheren Cultusministers Dr. Falk.

listen; sondern stets verschleiert, mild, gewinnend, verführerisch, in anscheinend harmloser Gestalt, stets mit Beimischung von Gutem und Wahrem, Halbwahrem und Halbgutem. Er untergräbt Glauben und Sitte der Jugend, ohne daß sie sich deßhalb der Verführung bewußt wird. Soll das Gift seiner heidnischen Lebensgrundsätze nicht in immer weitere Kreise dringen, so ist es fürwahr hohe Zeit, daß Alle welchen ein Einfluß auf die Jugend und deren Erziehung vergönnt ist, diese Gefahr ernstlich beherzigen und ihre Kräfte vereinigen, um derselben zu steuern.

Vor Allem ist klar, daß die Lectüre und das Studium Göthe's wieder nach den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Pädagogik beschränkt werden muß, welche auf Religion und sittliche Bildung mehr Gewicht legt, als auf schöne Form, Stil und Sprache. An dem heutigen Göthe-Cultus kann und darf sich die Schule nicht betheiligen, wenn sie christlich bleiben will. Sie muß vielmehr die irrigen Anschauungen berichtigen, die jener Cultus nothwendig erweckt. Alle Vorsichtsmaßregeln, alle Chrestomathien, alle purgirten Schulausgaben helfen nichts, wenn man dabei den Dichter der „Iphigenie“ u. s. w. aus schlecht verstandenem Nationalgefühl oder ästhetischer Ueberschätzung mit Fluthen des Lobes überschüttet; wenn man statt besserer Autoritäten unaufhörlich für jeden, selbst für den banalsten Gedanken „Eckermanns Gespräche“ und Verse aus Göthe citirt; wenn man alle Aesthetik und Poetik auf Göthe gründet; wenn man ihn unaufhörlich mit Dante, Shakespeare und Calderon zusammenstellt, und dabei der Jugend feierlich zu verstehen gibt, daß er als Dichter alle diese früheren Dichter weit hinter sich zurückgelassen habe, daß „unser Göthe“ überhaupt der größte Dichter und Universalmensch, der Höhepunkt aller Cultur sei. Und doch hat Göthe nicht so viel von scholastischer Theologie und Philosophie gewußt, um auch nur Dante's „Göttliche Komödie“ nothdürftig zu verstehen; er hat keine einzige Tragödie geschrieben, die sich als eigentliches Bühnenstück mit den Meisterwerken Shakespeare's und Calderons vergleichen läßt; er hat das auch selbst

gefühlt: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist.“ [1]

Sage man, statt jener unaufhörlichen Lobsprüche, es der Jugend offen heraus, wie tief Göthe als Mensch steht, wie hohl und oberflächlich seine Weltanschauung, wie unsittlich und verderblich seine Lebensgrundsätze waren, wie wenig er als Naturforscher und Kunstautorität zu bedeuten hat. Sage man es der Jugend, wie er nach dreißig Jahren thörichter Irrfahrt zur Poetik des Aristoteles griff und als Mann von fünfzig Jahren, zum größten Nutzen seiner poetischen Entwicklung, endlich jene Kunstregeln studirte, welche seit Jahrhunderten an allen katholischen Unterrichtsanstalten die Grundlage der Poetik bildeten. Erkläre man der Jugend das unruhige, fragmentarische Treiben des jungen Göthe — den ungeheuern Schaden, den ihm die Zersplitterung seiner Kräfte gebracht hat. Erkläre man der Jugend die Schwächen und Fehler der Göthe'schen Poesie im Gegensatz zu den Alten, zu Shakespeare und Calderon. Es gibt kaum ein Citat aus Göthe, das sich nicht ebenso gut durch eines aus den alten Classikern oder aus den trefflichsten katholischen Schriftstellern ersetzen ließe!

Warum immer Göthe? Göthe? — nichts als Göthe?

Was ist denn im Grunde für die Wahrheit der sieben Sacramente gewonnen, wenn dieser weimarische Hofrath, der Gemahl der tanzlustigen Christiane Vulpius sie schön fand, aber nicht daran glaubte?

Was helfen seine Skizzen der Flucht nach Aegypten, wenn dieselben nur dazu dienen sollen, unsere Jugend in die unsaubere Gesellschaft Wilhelm Meisters einzuführen?

Was hat er über die Alten, über die Bibel, über Religion, Kunst, Literatur und Leben Gutes gesagt, was man nicht bei katholischen Denkern, Dichtern, Künstlern und Schriftstellern richtiger und reiner, sehr oft auch schöner und besser gesagt finden könnte? Warum glauben wir den gewissenhaftesten katholischen

---

[1] Göthe-Zelter Briefwechsel. VI. 328.

Gelehrten und Forschern erst dann, wenn Göthe oder Eckermann seinen Segen dazu gesprochen?

Ferne sei es, Göthe in Bausch und Bogen aus der Schule verdrängen zu wollen. Seine Werke enthalten formlich und inhaltlich mannigfaltigen Bildungsstoff, welcher in der Hand und unter der Leitung eines tüchtigen, gewissenhaften Lehrers der Jugend zum Nutzen gereichen kann. Aber ein Dichter für die Jugend einfachhin ist Göthe nicht. So viel Schönes er in einzelnen Werken und in der Form überhaupt bieten mag, den eigentlichen Kern seiner Welt- und Lebensanschauungen müssen wir entschieden von uns weisen, wenn christlicher Sinn und christliche Sitte nicht völlig untergehen sollen. Die einseitige, in hohem Grad lächerliche Geistestyrannei, welche sein Ansehen auf den heutigen Unterricht ausübt, muß deßhalb gebrochen werden. Und das gilt nicht bloß von Schule und Unterricht, es gilt auch von den weiteren Kreisen des Lebens.

Hier ist es allerdings schwieriger, Grenzen anzugeben, innerhalb deren Göthe's Schriften, unbeschadet christlicher Wahrheit und Sitte, Zutritt und Einfluß finden mögen. Die Kirche ist gegen schöngeistige Werke nie mit jener Strenge aufgetreten, welche sie gegen strict theologische und philosophische Werke irrigen und schädlichen Inhalts auszuüben pflegt. Göthe's Werke sind nie ausdrücklich und namentlich auf den römischen Index gekommen. Man hat sie den allgemeinen Vorschriften desselben überlassen, wie die Päpste der Renaissance einst die Schriften eines Boccaccio, Valla, Beccadelli und Poggio dem Gewissen des Einzelnen überließen. Damit ist den Schriften Göthe's indeß durchaus kein Freipaß ausgestellt. Abgesehen von zahlreichen Stellen, welche die Forderungen christlicher Zucht und Sitte schwer verletzen, sind sie durchgängig von den gefährlichsten Irrthümern durchsäuert, an welchen unsere moderne Zeit krankt und welche das vaticanische Concil in seinen verpflichtenden Beschlüssen ausdrücklich verworfen hat. Jener Naturalismus, Pantheismus und religiöse Indifferentismus, in welchem Göthe's gesammte Poesie wurzelt und welcher sich in seinen Prosaschriften deutlich genug

breit macht, ist von der Kirche selbst für immer gebrandmarkt. Unberührt oder nur leicht berührt von diesen Irrthümern sind nur wenige seiner Werke; in schroffster Fassung treten sie ebenfalls nur in verhältnißmäßig wenigen auf; bei weitem die meisten aber sind in anmuthigster und verlockendster Form davon durchtränkt und deßhalb ganz dazu angethan, die religiösen Begriffe zu verflachen und zu verdunkeln, den christlichen Glauben zu schwächen und zu untergraben. Je nach der Klarheit, Treue und Festigkeit eines Jeden wird sich dieser Einfluß sehr verschieden modificiren; aber die Lectüre Göthe's ohne jede Beschränkung für unverfänglich zu halten, ist eine vollständig irrige Vorstellung, und für ihn schwärmen kann nur derjenige, der entweder seine Irrthümer theilt oder, aus Mangel an Urtheil und gründlichen Kenntnissen, sie gar nicht merkt.

Sehr viel ist für echte christliche Bildung gewonnen wenn wir von dem nahezu götzendienerischen Cult des großen Dichters wieder zu einer nüchternen, vernünftigen und gerechten Würdigung seines Lebens und seiner Werke zurückkehren, wenn wir ihn kennen, wie er wirklich war, und wenn wir ihn nicht mehr achten, als er es verdient. Der Zauber seiner Liebeslieder wird gewaltig gedämpft, wenn man sein Verhältniß zu den Frauen einmal im nüchternen Lichte der Wahrheit besehen hat. Die Werthschätzung seiner pantheistischen Faseleien wird sehr herabgestimmt, wenn man die festen Grundsätze einer gründlichen Philosophie und die Lehre des Christenthums dagegenhält. Sein Ruhm als Naturforscher und Kunsttheoretiker wird um so mehr erbleichen, je mehr man unabhängig von ihm diese Wissenszweige betreibt. Niemand wird so thöricht sein, den untreuen Liebhaber Friederikens und der Frau von Stein, den Genossen der tanzsüchtigen Christiane Vulpius, den greisen Anbeter einer Ulrike von Levetzow für das wirkliche Ideal eines deutschen Mannes, für ein nachahmenswerthes Vorbild zu halten. Die Frauen werden die lockenden Sirenentöne seiner Liebespoesie mit jenem edeln Hochsinn von sich weisen, mit welchem eine heilige Agnes den unlautern Bewerber von sich stieß. Jünglinge und Männer wer-

den einen Werther, Wilhelm Meister und Faust nicht mehr als Typen echten deutschen Geistes nehmen, sondern als dichterische Gestalten einer sittlich sehr herabgekommenen Zeit. Sie werden die Schein-Universalität Göthe's dann mit der wirklichen Universalität der katholischen Wissenschaft vergleichen, und sich leicht überzeugen, daß ein Angelo Secchi mehr von der Natur des Lichts und von der Einheit der Naturkräfte, ein Raphael Garrucci und ein de Rossi mehr von altchristlicher Kunst, ein Reichensperger und Pugin mehr von der christlichen Kunst des Mittelalters, ein Janssen mehr von deutscher Art, Geschichte und deutschem Volksgeist, ein Peter von Cornelius und Eduard von Steinle mehr von Raphael und der italienischen Malerei, ein Joseph von Görres mehr von der Mystik und von den deutschen Volksbüchern, ein Friedrich von Schlegel mehr von der Weltliteratur, ein Lorinser mehr von Calderon, ein Cardinal Wiseman mehr von Shakespeare verstanden hat, als Johann Wolfgang Göthe nebst Heinrich Meyer, Wilhelm Riemer, Peter Eckermann und ihrem ganzen übrigen kritisch-philologischen Kometenschweif.

Sobald man aufgehört haben wird, dieses schillernde Göthe-Meteor für einen universellen Leitstern wahrer Weltanschauung, Lebensweisheit und Wissenschaft zu halten, wird man auch bald am Himmel der deutschen Literatur wieder andere Sterne erkennen und besser zu würdigen wissen. Man wird bei Lessing weit mehr Kraft, Klarheit, männlichen Stil — bei Herder einen viel universelleren Geist — bei Schiller einen viel edlern Schwung, mehr Ideenreichthum und Idealität finden, als bei Göthe „dem Einzigen". Man wird gewahren, daß die romantische Schule einen weit umfangreicheren Blick in die Weltliteratur eröffnet, als Göthe's bruchstückweises und höchst parteiisch einseitiges Gerede in Kunst und Alterthum. Man wird fühlen, daß die Calderon-Uebersetzungen eines Gries und die Shakespeare-Uebersetzungen eines A. W. von Schlegel denn doch mehr geistigen Gehalt bieten, als Düntzer-Commentare zu Prometheus und Elpenor, daß es sich doch eher verlohnt, die Dramen eines Zacharias Werner und Grillparzer zu lesen, als Göthe's Großkophta und Fischerin, daß

das deutsche Volk in den Lieder- und Balladenkränzen der romantischen und schwäbischen Dichterschule sicherlich einen weit reicheren Schatz von Poesie besitzt, als in den Gelegenheitsversen, welche die sogenannte Götheforschung aus vergessenen Papierkörben hervorgeholt. Wem das mechanische Getriebe der mit Papiermühle und Dampfpresse um die Wette ringenden Brodschriftstellerei noch nicht jedes poetische Gefühl abgestumpft hat, der wird in den Werken eines Tieck und Novalis, eines Brentano und Eichendorff, eines Arnim und Uhland weit mehr herzerfreuende Geistesnahrung finden, als in dem unabsehbaren alexandrinischen Formelkram, mit welchem die trostlosesten Prosaiker die Werke Göthe's überkrustet haben und welcher gleich einem riesigen Schmarotzergewächs jede wahrhaft harmonische und poetische Geistesbildung überwuchert.

Nicht bloß für Sitte und Religion, auch für die Weiterentwicklung unserer Literatur, für Geschmack, Poesie, ästhetische Bildung wird es der größte Gewinn sein, wenn an die Stelle eines einseitigen Göthe-Cultes wieder ein maßvolles Studium seiner Werke tritt.

Anstatt der schockweise aufsprießenden, größtentheils flachen, gedankenarmen und poesielosen Schriften *über* Göthe wird man wenigstens wieder Göthe selbst lesen — und das wird schon ein wirklicher Vortheil sein. Denn Göthe hat wenigstens Geist, Poesie, genialen Schönheitssinn und jene feine, formelle Bildung, welche die heutige Göthe-Literatur nur in den seltensten Fällen verräth. Meist feiert sie den Abgott des modernen Geschmacks in der allergeschmacklosesten Weise.

Unter den Schriften Göthe's wird man jene vernachlässigen, welche ihrem Inhalt oder ihrer Form nach nur von untergeordnetem Werthe sind, wie seine Farbenlehre, seinen Benvenuto Cellini, seine zahllosen Fragmente, seine mittelmäßigen kleinen Dramen und jenen ganzen bunten Kram unvollendeter Kleinigkeiten, von welchem die Commentatoren zehren und welcher nur durch ihre „breiten Bettelsuppen" verständlich wird.

Briefwechsel wie jener Göthe's mit Schiller, mit den beiden

Humboldt, mit Sulpiz Boisserée, mit dem Grafen Reinhard werden immer ihren literarischen Werth behalten; aber Briefwechsel wie jener mit der Frau von Stein, sind ein Skandal und jener mit der Wetzlarer Lotte und mit Marianne von Willemer eine Lächerlichkeit. Die Suche vollends nach jedem Geschäftsbrief und Waschzettel wird man jenen überlassen, denen jeder Sinn für Poesie abhanden gekommen ist.

Hat man einmal gewagt, nicht Alles an und von Göthe für göttlich zu halten, sondern das Einzelne nach objectiven Normen zu prüfen, Form und Gehalt, Idee und Ausdruck, Vorzüge und Schwächen, Gutes und Verwerfliches zu unterscheiden, so wird man seine bedeutenderen Kunstleistungen mit mehr Urtheil, mit mehr Verständniß und deßhalb auch mit mehr geistigem Gewinn in sich aufnehmen. Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea werden immer Muster eines feinen, künstlerisches Geschmackes, wenn auch keineswegs die höchsten Vorbilder dramatischer und epischer Kunst bleiben[1]. Der Faust, Göthe's Romane und seine Selbstbiographie sind höchst merkwürdige Kunstschöpfungen, bedeutende Spiegelbilder der modernen Cultur; sittlich gereifte, gründlich gebildete und charakterfeste Männer werden ohne Gefahr Nutzen daraus ziehen können. Welchen Gewinn aber die Römischen Elegien, der Westöstliche Divan und Göthe's Liebes-

---

[1] In Bezug auf „Iphigenie" bemerkt Bischof Esaias Tegnér, der größte der schwedischen Dichter, gewiß kein voreingenommener Kritiker, daß „dieses Steinbild" ihn, trotz aller formellen Schönheiten, kalt lasse und keineswegs, wie es die Poesie thun sollte, von der Erde zum Himmel emporziehe, sondern bloß aus dem Norden nach Griechenland versetze: „Hvem beundrar icke den sköna, enkla, ädla, helleniska formen? Och likväl hvem har någonsin känt sitt inre uppvärmdt af denna stenbild? Den flyttar oss ikke, som poësien bör, från jorden till himlen, utan endast från Norden till Grekland. Ingen lefvande ande är inblåst i denna näso, de stirrande ögonen se på mig utan lif och rörlighet, der klappar intet hjerta under den grekiskt rundade marmorbarmen." Esaias Tegnérs Samlade Skrifter. Stockholm 1872. IV. 304.

poesie überhaupt bieten soll, ist schwer zu sagen; die schöne Form ist hier an einen ihrer unwürdigen Stoff verschwendet.

Wie die Ueberschätzung Göthe's im Grunde nur auf Oberflächlichkeit, Beschränktheit und seichter Modebildung beruht, so weist ein ernsteres Studium seiner Werke naturnothwendig darauf hin, daß er der größte der Dichter durchaus nicht ist, daß es im Reiche der Poesie überhaupt keine Monarchie gibt. So wenig Göthe als Epiker über Homer, Virgil, Wolfram von Eschenbach, Milton, Tasso, Camoëns steht, ebenso wenig erschwingt er sich als Dramatiker über Sophokles, Shakespeare, Lope, Calderon und Schiller. Als Romanschriftsteller hält er sich kaum neben Cervantes, Walter Scott, Manzoni; als Komödiendichter ist er unendlich weit hinter Aristophanes und Molière zurückgeblieben. So wenig unsere moderne Cultur sich in idealer Hinsicht über jene des christlichen Mittelalters erhebt, so wenig überflügelt Göthe's Faust das große Weltgedicht Dante's.

Manchem wäre es freilich lieb, wenn Weimar schon die ganze Welt und Göthe ihr alleiniger Gott und König wäre. Aber es ist noch nicht so weit. Der alte Gott lebt noch und hat im Reiche der Poesie und Kunst die Gaben in ebenso wunderbarer Mannigfaltigkeit ausgetheilt, als in anderen Bereichen seiner Schöpfung.

Unsere Philosophie ist längst von den Systemen abgekommen, welche Fichte, Schelling, Hegel in Göthe's Jena ausgebrütet haben; wir studiren wieder Thomas von Aquin und die anderen großen Denker der christlichen Vorzeit. Warum sollte eine solche Wendung auf dem Gebiete der Literatur unmöglich sein? Sollen Pantheismus, heidnische Naturauffassung und epikuräische Lebensweisheit hier ruhig weiterherrschen, während sie auf rein philosophischem Gebiete längst überwunden sind? Nein, das kann und darf nicht sein. Auch hier wird das Heidenthum wieder den christlichen Idealen das Feld räumen müssen. Christus vincit. Christus regnat. Christus imperat!

---

*



Personen-Register.

A.

B.

C.

D.

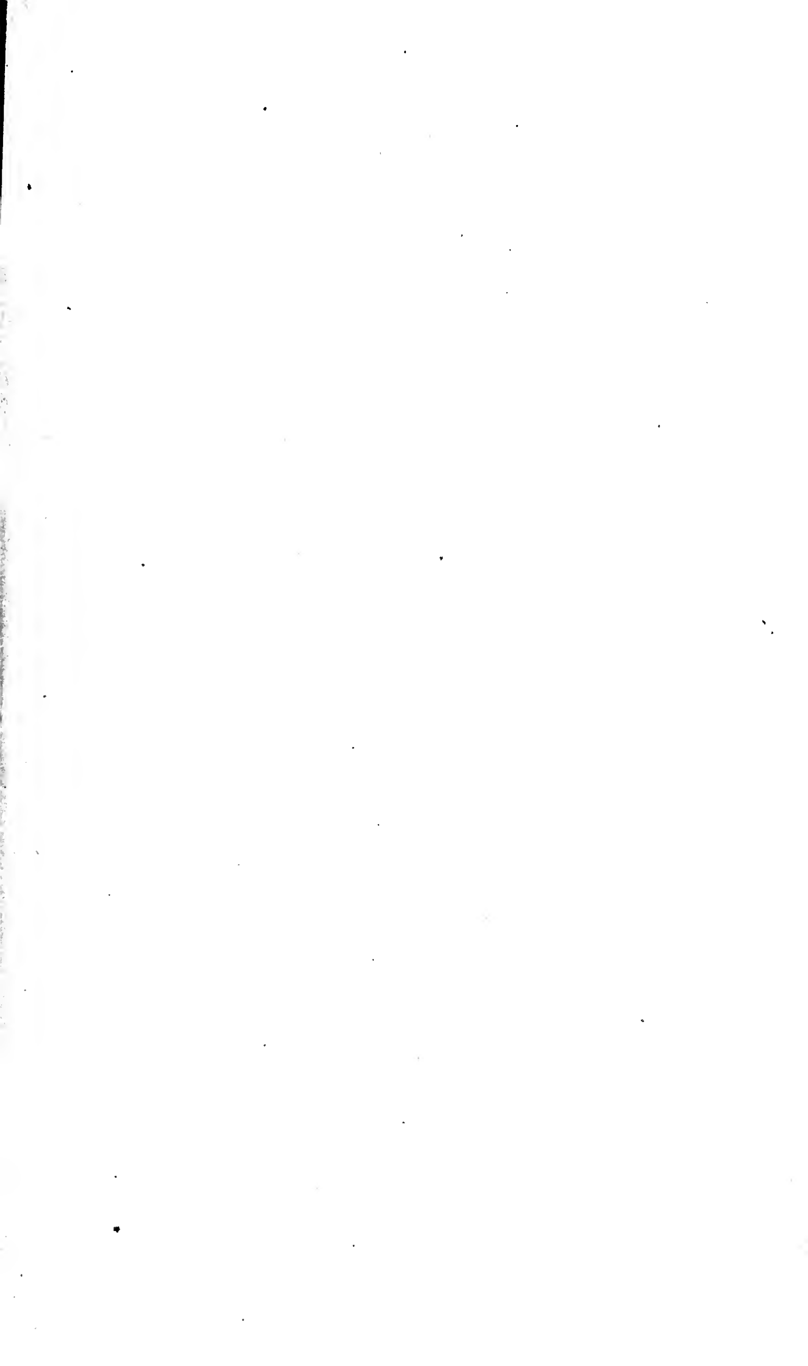
M.

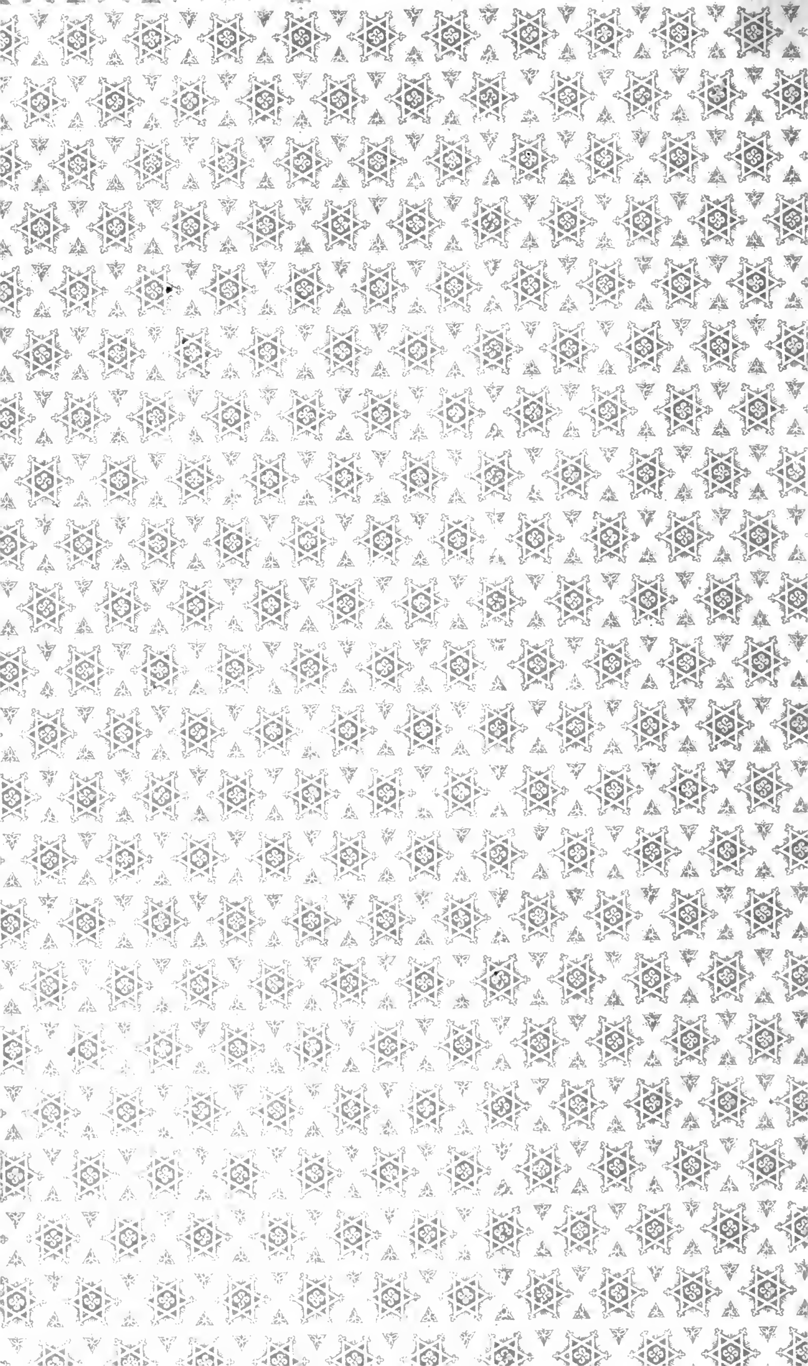
S.

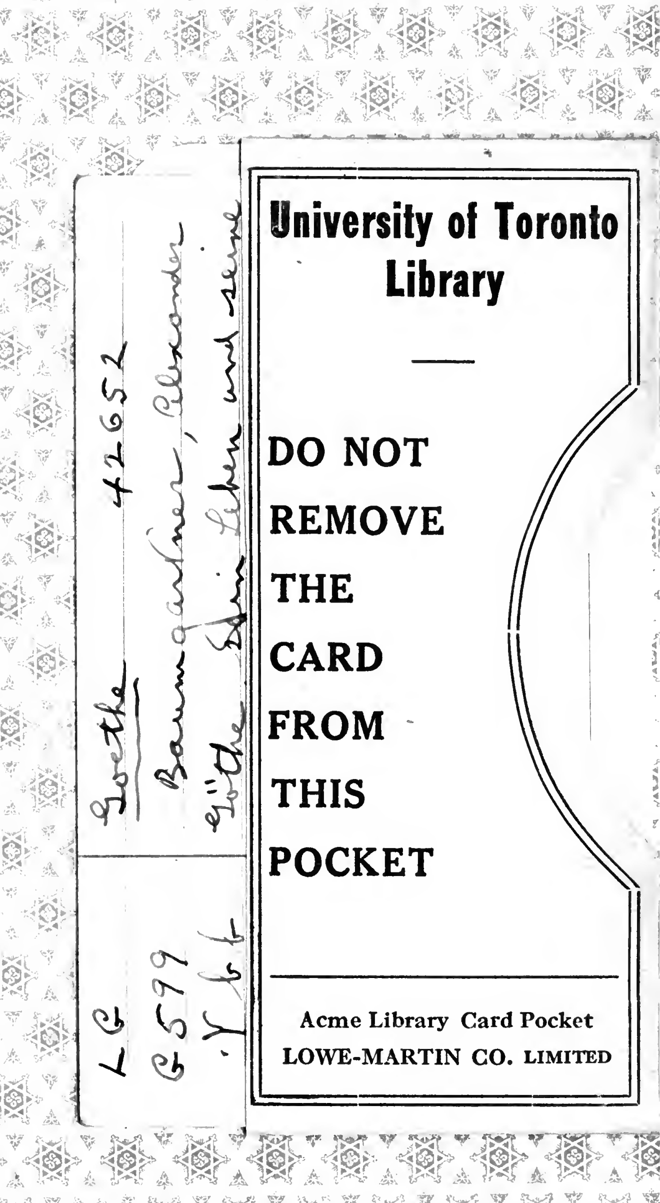
T.

U.

V.






University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

